



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

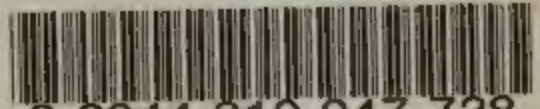
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



3 2044 010 047 728

571524.63.140

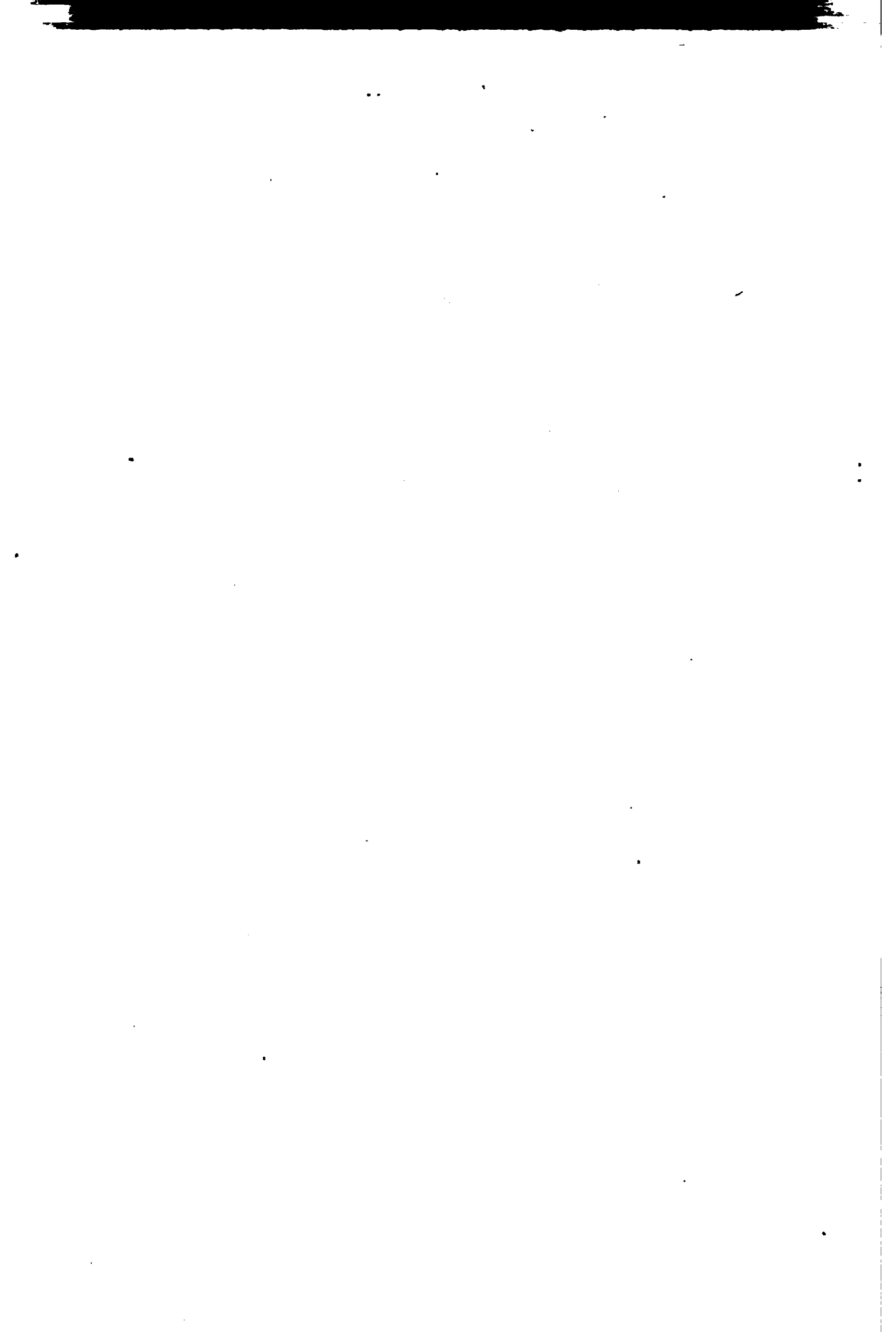
HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books





Die Republik der Weiberfeinde.

Erstes Buch.



Die
Republik der Weiberfeinde.

Roman in zwei Büchern

von

Sacher-Masoch.

Erster Band.



Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1878.

50524.63.40



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 27 1958

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~


„Die Männer werden stets das sein,
was den Frauen beliebt.“

Rousseau.

„In allem, was dem Bereich der
Liebe angehört, sollen die Frauen
die Herrscherinnen sein; von ihnen
haben wir unser Glück zu erwarten,
sie werden es uns unfehlbar bereiten,
sobald sie es verstehen werden, unsere
Herzen mit Klugheit zu regieren,
ihre eigenen Neigungen einzu-
schränken und ihre Macht zu be-
haupten, ohne dieselbe auf das
Spiel zu setzen und ohne dieselbe
zu mißbrauchen.“

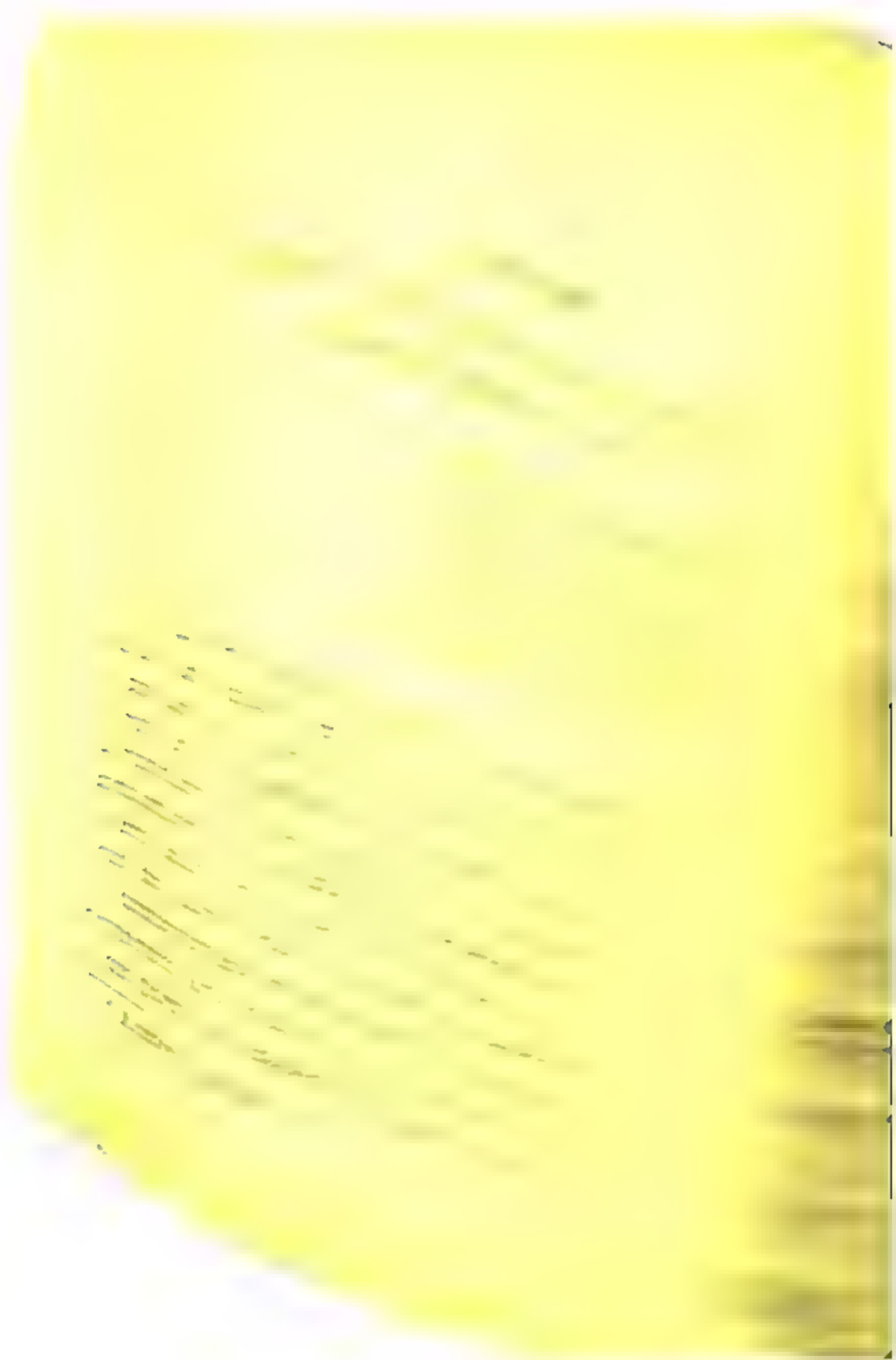
Minon de Venclos.



Erstes Buch.









Erstes Kapitel.

Worin sich der Zufall wieder einmal als Amors Verbündeter erweist.

„Die Ursache der Liebe ist ein gewisses Etwas, das die unglaublichsten Wirkungen hervorbringt. Dieses gewisse Etwas, so unbedeutend an sich, daß man es nicht zu erkennen vermag, bewegt die ganze Erde, die Fürsten, die Armeen, alle Welt. Wenn die Nase der Cleopatra etwas kürzer gewesen wäre, so hätte sich die ganze Physiognomie der Erde verändert.“

Pascal.

Eine Kreisstadt in Ostgalizien. Ein altes Starosten-
schloß aus grauem Stein, von dem jetzt der schwarze
Doppelaar auf gelbem Grunde, verdrießlich wie es
scheint, auf die schmutzigen Juden herabblickt, welche in
Merinotalaren von allen Farben, kleine, fettglänzende
Schmachtlocken an den Schläfen, durcheinanderschreien;
hölzerne Paläste mit Balkonen und Freitreppen, auf
denen man hübsche Frauen in zerrissenen Strümpfen
und sammtener mit Pelz besetzter, Kazabaika*), entthronten
Herrscherinnen gleich, erscheinen sieht; enge Gassen mit
düsteren Häusern, deren Stockwerke und Zimmer wieder

*)- Kleinrussische Frauenjacke.

mehrfach durch Bretterwände abgetheilt sind, und in denen es von schwarzen Hebräern wie in einem großen Ameisenhaufen unablässig wimmelt; kleine finstere Gewölbe, in denen alttestamentarische Schönheiten mit perlenbesetzten Stirnbinden ihre Waare feilbieten; ein großer Ringplatz, bei dessen steinernem Brunnen kleinrussische Dienstmädchen barfuß, im bauschigen Hemde, mit fliegenden Zöpfen, zwei Kannen an langer Stange auf den Schultern schaukelnd, Wasser holen, und unter dessen altersschwachen Bäumen Kinder und Hunde spielen, während in den kahlen Wipfeln ein Heer von Sperlingen lärmt. Aus Weidenruthen geflochtene Körbe auf vier Rädern laufend, von zwei kleinen, mageren Pferden gezogen, neben denen das Füllen hüpfet und sein Glöckchen ertönen läßt, von Bauern gelenkt, die in grobe Leinwand gekleidet sind und schwarze Lammfellmützen auf dem zottigen Kopfe tragen, Bäuerinnen in bunten Turbanen und weißen, farbig gestickten Schafpelzen, Soldaten in blauen Pantalons und weißen Waffenröcken, die Holzmütze auf dem Kopfe, lange Virginiacigarren rauchend, den dazu gehörigen Strohhalm hinter dem Ohre, Pfützen, welche in der Sonne erglänzen, da und dort auf rauchigem Dache ein klappernder Storch, hoch in den Lüften zahllose Schwalben und über ihnen ein ruhig kreisender Adler.

Es ist ein Maitag, aber ein galizischer Maitag. Ein grimmiges Frühlingslüftchen weht von den nahen Karpathen her, die noch den winterlichen Hermelin

tragen, es läßt ab und zu in den Schornsteinen seine ewige Melodie ertönen, schminkt die Backen der promenirenden Damen mit glühendem Roth und bläst jedes Härchen an ihren schönen Belzen auf. Der Schnee hat seine erste Metamorphose durchgemacht, er ist zu Roth geworden und belebt die stillen Gassen, indem er sie in plätschernden Bächen durchzieht. Die Bäume gleichen noch großen Besen, die man mit dem Stiel in die Erde gepflanzt hat. Hier und da sprießt schüchtern ein Gräschen hervor. Die Luft ist die eines großen Sumpfes, aber stark mit Moschus-, Zuchten- und Zwiebelgeruch vermischt. Vor der Zukierna*) auf dem Platze stehen zwei traurige Orangenbäume in großen, hölzernen Kübeln und sitzen ein paar Husarenoffiziere, welche allgemein angestaunt werden; kühne Nordpolfahrer können keine größere Bewunderung erregen. Es ist Mittag, die Uhr auf dem Kirchthurme zeigt halb Vier, seit einem Jahr etwa und wohl noch für ein weiteres Jahr.

Durch die Zwowska Ulica, welche auf den Ring mündet, kommt ein junger Mann auf schlankem, schönen Pferde geritten, kein Gutsbesitzer vom Lande, dazu ist sein englisches Sattelzeug viel zu neu und sein Anzug viel zu wenig verschossen und antidiluvianisch, sondern ein städtischer Elegant. Er sieht in seinem offenen, grünen Reitfrack aus, als ob er das Mailüftchen verspotten

*) Conditorei.

wollte und sendet aus seinen kindlichen braunen Augen Blicke zu den Damen rechts und links empor, welche beweisen, daß er noch den lachenden Frühling im Herzen trägt. Er reitet im Schritt längs der Planke eines Gartens, welcher mit einem kleinen Holzpalaste die Ecke der breiten Straße gegen den Ring zu bildet, und reitet so sorglos, so fröhlich wie ein Mensch, der an nichts Böses denkt und keine Ahnung hat, daß ihm ein Unglück bevorsteht.

Plötzlich wird ein Pförtchen aufgerissen und ein junges, schlankes Mädchen, in einer kirschrothen Kazabaika mit blendendem Hermelin ausgeschlagen, tritt rasch, mit wilder Anmuth heraus, so rasch, daß in dem Augenblicke, wo sie sich umdreht, um das Pförtchen hinter sich zu schließen, ihre großen, aschblonden Zöpfe die Planke des feurigen Pferdes wie zwei Peitschenhiebe treffen. Der junge Reiter erschrickt über das seltsam schöne Mädchen nicht weniger, als sein Pferd über ihre rothe Kazabaika, er ist wie im Traum verloren, während das letztere einen Satz zur Seite macht und ihn abwirft und zwar so, daß er dem jungen Mädchen zu Füßen fällt, wie ein verliebter Gott aus den Wolken herab.

Ein Schrei, hell und melodisch — dann neigt sich ein reizendes Mädchenantlitz über ihn und zwei schöne Arme heben ihn auf.

Er richtet sich langsam in die Höhe, zuerst auf ein Knie. Sein Cylinderhut schwimmt davon. Seine hohen schwarzen Stiefel, sein knappes taubengraues Beinkleid, seine weiße Weste sind bis oben mit Roth

bespritzt. Jetzt steht er vor ihr, fleckig wie ein Panther, aber unversehrt, mit seinem hübschen, lachenden Gesicht, seinen verwirrten braunen Locken, und hält noch immer ihre Hände in den seinen, während seine großen, ehrlichen Augen von ihrem wilden, schönen Blick wie gebannt sind.

„Sind Sie verwundet?“ fragt sie endlich.

„Nicht im geringsten“, erwidert er, „und doch tödtlich wenn Sie schon vermählt sind und wenn Sie kein Erbarmen haben.“

Jetzt macht sie sich los. Zugleich ruft eine tiefe, schöne Stimme im Garten: „Petrowna, wo bist Du? Petrowna!“ Sie nickt ihm zu, nicht eben allzu artig und entflieht durch das Pförtchen. Noch sieht er einen Augenblick durch die Spalte ihre blonden Zöpfe, die sich auf dem weichen Hermelin schaukeln, dann schließt sich die trostlose Platte, und er hat Zeit, sich nach seinem Pferde umzusehen, das über den Ring jagte und in der Tschernowzka Ulica von einem Husaren aufgefangen wurde.

Schon hatte sich ein Schwarm von Juden wehklagend um den Gestürzten versammelt und begleitete ihn neugierig über den Platz zu der Zukiernia, aus der ihm zwei Herren entgegeneilten und ihn, während sie ihn mit Fragen bestürmten, von allen Seiten befühlten.

„Der Mensch ist von Rautschuk“, sagte der eine, ein hoher, schlanker Mann, sein kleines, dunkles Schnurrbärtchen drehend, „ein anderer hätte ohne Zweifel den Hals gebrochen.“

„Das ist Gottlob nicht möglich“, sagte der vom Pferde Gestürzte, „so lange der weise Magistrat, mit Rücksicht auf die schönen Feen, welche hier bei hellem Tage durch die Mauern aus- und eingehen, die Straßen ungepflastert läßt.“

„Konstantin, Du bist verliebt“, rief der Erstere, „nur ein von Amor Geblendeter kann eine elende Planke für eine Mauer ansehen.“

„Also war es eine Planke“, gab Konstantin zur Antwort, indem er mit seinen Freunden in die Zukierna trat, „aber die Dame war eine Fee, eine Elfe, ein Engel des Himmels! wer ist sie? Du kennst sie ohne Zweifel, Melbachowski, ist sie eine Frau? Sage mir nicht, daß sie verheirathet ist, schieße mir lieber gleich eine Kugel vor den Kopf.“

„Ah, da sind sie ja bereits auf dem Balkon“, rief Melbachowski, „neugierig, eine wie die andere; welche ist Dein Engel, die Blonde oder die Schwarze?“

Wirklich waren zwei junge Damen auf dem großen, von Säulen getragenen Balkon des kleinen Holzpalastes erschienen, von dem aus man den Ringplatz übersah, die eine die blonde Fee mit den langen Zöpfen, die zweite eine Brünette von blendender Weiße in einer ihre Taille knapp umschließenden Kazabaika von hellblauem Atlas mit dunklem Pelzwerk besetzt. Konstantin trat in die Thüre der Zukiernia und rief: „Die im Hermelin ist es!“

„Armer Freund!“ sprach jetzt Melbachowski, „ich bedaure Dich von Herzen.“

„Sie ist also eine Frau?“

„Das nicht“, sagte der zweite der beiden Herren, indem er mit seinen kleinen, wasserblauen Augen zwinkerte und das lange, weißblonde Haar hinter die spitzen Satyrohren zurückstrich, „aber —“

„Dann muß sie meine Frau werden“, fiel Konstantin mit jener fröhlichen Entschiedenheit ein, die ihm so wohl ließ.

„So hör' uns nur an“, sagte Melbachowski, „und wenn Du dann noch immer Lust hast, diesen Engel sammt seinen kleinen Hörnchen zu erobern, dann werden wir Dich zu einem besseren Arzte führen, zu einem Manne, der für jede Wunde dieser Art ein erprobtes Heilmittel besitzt.“

„Diese Dame ist also leichtfertig?“

„Was fällt Dir ein“, gab Melbachowski zur Antwort, indem er eine Rilscher*) Cognac auf einen Zug leerte, in dieser Beziehung kann man ihr nichts vorwerfen; sie heißt Petrowna, ist die jüngste Tochter eines angesehenen alten Edelmannes, Herrn Pirowki, Besitzer von Slobudka, welcher mit seiner Familie den Winter hier in der Stadt in seinem eigenen Hause zuzubringen pflegt; sie ist nicht garstig, besitzt Verstand, ist gut erzogen —“

*) Stengelglas.

„Also?“

„Warte nur, zuerst das Licht, dann den Schatten. Man schätzt ihre Mitgift auf 80,000 fl., alles ganz hübsche Eigenschaften, aber sie ist — böse.“

„Das ist am Ende pikant.“

„Bedenke! eine Unschuld von siebzehn Jahren, die mit jedem alten Drachen rivalisirt, wie weit wird die es noch als Frau bringen? Ein Jahr nach der Hochzeit hast Du den Teufel im Hause und zu Deinem Unglück einen sehr hübschen Teufel, in den Du verliebt bist; nein! nein! schlage Dir diese Fee aus dem Kopfe.“

„Sie wird vielleicht in der Ehe ein Engel.“

„Ja, ein Engel mit Krallen.“

„Was hat sie denn mit 17 Jahren schon so Entsetzliches verbrochen?“

„Sie kratzt jedem Manne, der sie nur anzusehen wagt, die Augen aus.“

„Nun, ich habe sie angesehen und sie hat mich nicht gekratzt.“

„Sagst Du ihr Artigkeiten, so ist sie im Stande und erwiedert: „Behalten Sie diesen Unsinn für sich.“ Schuldigst Du ihr, so zeigt sie Dir den Rücken, willst Du ihr Aufmerksamkeiten erweisen, so sagt sie: „Ich brauche keinen Bedienten.“

„Aber das ist ja alles sehr originell.“

„Originell ist sie“, sagte der Weißblonde, „aber ihre Originalität hat etwas an sich, was Einem Furcht einflößt.“

„Ihr Mann ist also sicher, daß sie keinen Anbeter findet“, lachte Konstantin. „O, sie muß meine Frau werden, und jetzt erst recht.“

„Mein Trost ist, daß sie Dich nicht nehmen wird“, versetzte Melbachowski.

„Ich werde aber mein Glück versuchen.“

„Ich wette meinen Kopf gegen eine Haselnuß, daß Du bei dieser Gelegenheit ihre Zunge sehen wirst“, entgegnete Melbachowski. „Es ist nicht zu glauben, Du, vor kurzen noch ein Löwe der Hauptstadt, und ein Landmädchen mit bäurischen Manieren und Ansichten aus dem vorigen Jahrhundert.“

„Es ist wahr“, sprach Konstantin, „ich bin erst kurze Zeit hier und kenne die Verhältnisse nicht, aber dies ist mein Vortheil. Alle Eure Vorurtheile sind mir fremd, ich sehe die Dinge und die Menschen, wie sie sind, und dieses teuflische Mädchen gefällt mir ganz ausnehmend.“

„Ich sage Dir, sie hat statt der Zunge einen Kantusch*) im Munde.“

„Wer wird überhaupt mit 24 Jahren daran denken, eine Frau zu nehmen“, rief der Weißblonde, „das ist ein Schritt der Verzweiflung, wenn man mit dem Leben fertig ist, eine Glaze und einen Schmerbauch besitzt, oder Schulden hat, — dazu haben wir noch Zeit.“

„Ich bin schuld“, sagte Melbachowski, „warum

*) Lange Peitsche an einem kurzen Stiel.

habe ich Dich nicht gleich in unsere glorreiche Republik eingeführt.“

„In was für eine Republik?“

„Es ist das ein Geheimniß, das alle Eingeweihten strenge bewahren, aber ich sehe keinen Grund, dasselbe jetzt, wo Du durch Amors Pfeile in so ernste Gefahr gerathen bist, noch ferner vor Dir zu verbergen. Ich werde Dich in die Republik der Weiberfeinde einführen.“

„Aber ich bin kein Weiberfeind.“

„Du sollst es werden“, fuhr Melbachowski fort, „es ist indeß nicht meine Sache, Dich zu befehlen, mir fehlt die nöthige Philosophie und Beredsamkeit, aber wir haben hier einen Mann, dem in dieser Richtung nichts unmöglich ist. Hast Du noch nie etwas von Diogen Remenowitsch gehört?“

„Allerdings. Schon in Lemberg hörte ich von ihm und auch hier zu wiederholten Malen. Was ist das für ein Mensch? Ein Philosoph?“

„Es gibt nichts, was er nicht wäre“, gab der Weißblonde zur Antwort, „er ist ein großer Geist, ein Philosoph, ein Weiser, ein Gelehrter, ein Schöngeist, ein reines Weltwunder.“

„Du mußt zu ihm, Konstantin“, sagte Melbachowski, „wir führen dich auf der Stelle hin, er hat sein Haus nicht weit von hier an der Promenade.“

Die Herren bezahlten.

„Ich muß gestehen“, sagte Konstantin, „daß ich die Menschen, welche allzu weise sind und die Welt

verachten, nicht sehr liebe, sie verachten endlich sogar die Keuschheit und eine Tonne schließt alles ein, was sie vom Leben verlangen.“

„Da sieht man wieder den Elegant!“ spottete der Weißblonde, „was hast Du für Begriffe, mein Theurer; unser Diogen ist bei aller seiner Weisheit, seinem Geiste, seiner Belesenheit ein vollkommener Grand Seigneur, von skrupulöser Eleganz, dem feinsten Benehmen. Seine Liebenswürdigkeit und sein blendender Witz bezaubern die Frauen, obwohl sie sehr gut wissen, daß er sie verabscheut, und was in ihren Augen noch viel entsetzlicher ist, daß er sie kennt, so gut kennt, wie sie sich allenfalls selbst kennen.“

Auf der Schwelle musterte Konstantin lächelnd seinen Anzug und sagte: „Ich muß mich doch erst umziehen und mir einen Hut holen, der, den ich auf hatte, schwimmt dem schwarzen Meere zu.“

„Gut, wir begleiten Dich.“

„Laß mich nur noch einmal meine blonde Fee ansehen.“

„Unglücklicher! Du bist in der That verliebt.“

Sie gingen langsam der Herrengasse zu, in der Konstantin wohnte. „Sie ist reizend“, seufzte er, „und wer ist die andere, sie ist auch sehr hübsch, nur scheint sie kalt und stolz.“

„Das ist ihre ältere Schwester Leopoldina.“

Zu den beiden jungen Damen auf dem Balkon war jetzt auch ein alter feiner Herr im blauen Frack getreten.

„Kennen Sie diese Herren, lieber Monsieur Barée?“ fragte Petrowna, ohne sich zu regen, wie es schien vollkommen gleichgültig.

„Welche Herren?“ erwiderte der Alte mit einer Aussprache, welche sofort den Franzosen verrieth.

„Welche eben die Zukiernia verlassen haben.“

„O, Mademoiselle! Der alte Barée kennt jeden Menschen.“

„Ist das nicht ein Gutsbesitzer, Pan Melbachowski?“ fragte Petrowna, „der große, schöne Mann links mit dem nobeln, stolzen Wesen.“

„Ja, das ist Monsieur Melbachowski, derselbe, welcher der belle Armenienne den Hof macht.“

„Und der mit dem weißen Haar?“ Petrowna war so klug, sich erst zuletzt nach demjenigen zu erkundigen, dem ihre Frage eigentlich galt.

„C'est un poète!“ rief der alte Franzose, „ein Herr — wie heißt er doch — Jaroslaw Gwiasda. Sehr jung, glaube erst zwanzig Jahre, aber beaucoup de talent.“

„Dafür ist er häßlich wie ein Affe“, bemerkte Leopoldina.

„Ein homme d'esprit ist niemals häßlich“, erwiderte der Franzose, „er ist nur so blond.“

Die beiden Mädchen lachten. „Bin ich nicht auch blond?“ rief Petrowna.

„Ah! c'est autre chose“, versetzte der Alte, „das ist eine couleur magnifique!“

„Und der junge Mann in der Mitte?“ fragte endlich Petrowna.

„Ein hübscher Mann, nicht wahr?“ gab der Franzose zur Antwort, „c'est un jeune employé. Vor kurzem erst hierher gekommen zum Kreisamte. Hat vorher in Lemberg gedient. Besitzt Vermögen. Ist Sohn eines Domherrn. Er ist nämlich ein Klein-^{*)}“.

„Wie nennt er sich?“

„Constantin Sablonskij.“

„Er hat etwas Freies, Offenes in seinem Ge-
sicht, das mir gefällt“, bemerkte Leopoldina und ließ,
indem sie sich auf die Balustrade stützte, vielleicht nicht
ohne Absicht, die Ärmel ihrer Kazabaika zurückfallen,
so daß aus dem dunkeln Pelzwerk derselben zwei schöne,
weiche Arme hervorkamen.

„Er macht den Eindruck eines ehrlichen Menschen“,
sagte Petrowna hin.

„Eben bogen die drei Herren um die Ecke. „Sie
werden keine Frau werden“, wiederholte Constantin, „und
ist wirklich ein Teufel, so soll dieser schöne Teufel
keine Seele haben.“

„Komm nur zu Diogen“, versetzte Melbachowski,
„er wird Dir schon den Teufel austreiben.“

„Dieser Herr Remenowitsch ist also eine Art Orakel
für Liebenden?“

*) Die kleinrussischen griechisch-katholischen Geistlichen
sind sich vor Empfang der Weihen verheiratheten.

„Und noch mehr aller Ehemänner“, versetzte Jaroslaw, seine weiße, blonde Mähne schüttelnd, „es gibt keine Frage, die er nicht beantworten könnte, keine Sache, in der er nicht den besten Rath zu ertheilen im Stande wäre, und es gibt nichts in Bezug auf Frauen, auf Liebe und Ehe, was er nicht wüßte.“

„Also ein Gott, allwissend und allmächtig.“

„Er war in seinen jungen Jahren Beamter beim Gericht in Lemberg und der Liebling der Damen“, erzählte Melbachowski, „nahm dann eine Frau, eine gefeierte Schönheit, aber mit allen weiblichen Fehlern im höchsten Maße behaftet, deren Hand das Scepter so kräftig führte, daß er endlich zum Rebellen wurde und sich von ihr trennte. Damals liebte er noch die Weiber. Er trug alle Arten von Ketten, Rosenketten, goldene, eiserne, bald Sultan, bald Sklave, sammelte er, heute mißhandelt, morgen geschmeichelt und immer betrogen, die vielseitigsten und merkwürdigsten Erfahrungen; begann die Frauen endlich zu hassen, gab sein Amt auf, zog sich von der großen Welt ganz zurück, hieher, wo er sich ein kleines Haus kaufte und ganz nach seinem Geschmack einrichtete. Jetzt ist er auf dem Punkte, wo sich seine Bitterkeit in Humor verwandelt hat, er betrachtet die Welt und vor allem die Frauen mit einem ironischen Lächeln, er hat sich den Frieden erobert, er ist ruhig und glücklich.“

„Remenowitsch ist also ein alter Herr?“

„Im Gegentheil, er steht genau in jenem Alter,

wo die Männer den Frauen am interessantesten und am gefährlichsten sind.“

„Er ist also 40 Jahre.“

„Errathen“.

„Und ohne Zweifel kein Pole.“

„Weshalb?“

„Weil die Polen selten Philosophen sind.“

„Ich danke für das Compliment“, entgegnete Melbachowski; „Diogen ist übrigens in der That ein Kleinrusse, aber kein Popensohn, so wie Du, sondern von altem Adel.“

„Ein edler Charakter“, fügte Jaroslaw hinzu, „daß ist die Hauptsache. Seine Großmuth geht so weit, daß er seine reichen Erfahrungen in Bezug auf die Frauen niedergeschrieben hat und diesen Schatz übersichtlich geordnet, zum Heile des ganzen Männergeschlechtes, in einem besonderen Gemach verwahrt, das er in einem Anflug satyrischer Laune „Die Registratur der Liebe“ getauft hat.“

„Er hat es sich also in den Kopf gesetzt, die Frauen zu bekriegen“, sprach Constantin.

„Und die Männer vor Thorheiten zu bewahren“, fiel Melbachowski ein, „dies der Grund, weshalb wir Dich zu ihm führen.“

Zweites Kapitel.

Der neue Diogenes.

„Unwissend bin ich nicht,
Doch viel ist mir bewußt.“

Mephistopheles in Goethe's Faust.

Das Haus, welches Diogen Kremenowitsch, dem Weisen der Kreisstadt, gehörte, und das er, seinen Grundsätzen treu, allein mit einem alten kleinrussischen Diener und einem französischen Koch bewohnte, war nicht besonders groß, aber es bot eine Reihe von Annehmlichkeiten. Gegen die Promenade zu hatte es ein Stockwerk und einen kleinen Balkon. Hier lag die Welt vor ihm, wie Diogen zu sagen pflegte, und hier lebte er der Welt, hier hinaus hatte er sein Empfangszimmer, seinen kleinen Speisesaal, berühmt durch die dem Almanach des Gourmands nachgeahmten kleinen Frühstücke, Dinners und Soupers, zu denen er seine Freunde lud, das Rauchzimmer und das Spielzimmer. Nach rückwärts hatte das Haus einen hochgelegenen

Garten, der von hohen Feuermauern ohne Fenster umgeben, den stillsten und freundlichsten Winkel der Erde bildete, und in den man aus dem Schlafzimmer, fast eben, über zwei steinerne Stufen hinaustrat. Hier lebte Diogen sich selbst, seiner Philosophie, seinen Studien. Hierher drang kein Geräusch des Tages, hier war man außer der Welt, wie in einem von Nixen erbauten Palast. Hier hatte Diogen seine Bibliothek, sein Studierzimmer und hier war auch die berühmte Registratur der Liebe, in welcher die Republik der Weiberfeinde ihre geheimnißvollen Sitzungen abhielt.

Als die drei Herren die Glocke in Bewegung setzten, öffnete sich zuerst ein kleines Fenster, in der fest verschlossenen Hausthüre und ein verwittertes Greisengesicht wurde sichtbar. „Deffne, Swan“, sagte Melbachowski im freundlichsten Tone. Der Alte spielte offenbar eine große Rolle in diesem Hause. Swan öffnete vorläufig nicht, sondern musterte die Drei mit großer Aufmerksamkeit. Endlich fragte eine Stimme, die den Ton einer zerrissenen Baßseite hatte: „Wer ist der junge Herr?“

„Ein Freund Deines Herrn.“

Nun erst wurde die Thüre geöffnet und Swan, ein kleiner, aber kräftiger Alter in dunkelblauer Kosaken-tracht, ging, nachdem er hinter den Eintretenden das Haus wieder fest verschlossen hatte, eine mit Teppichen belegte und mit Blumen und Gypsabgüssen antiker

Skulpturen geschmückte, breite Treppe voran, um die Herren zu melden. „Ist jemand da?“ fragte Jaroslaw.

„Kein Mensch, als etwa der Schwab von Karlowe“, sagte Swan.

Bei ihm waren die Deutschen alle Schwaben.

„Ach! Herr Pharinus“, sprach Melbachowski.

Sie warteten einen Augenblick im Vorzimmer, dann öffnete Swan die Thüre des Empfangszimmers und winkte ihnen einzutreten.

In der Mitte des mit dem feinsten Geschmacke und einer gewissen asiatischen Ueppigkeit eingerichteten kleinen Saales empfing sie ein Mann, der, wie sich Constantin sofort sagte, niemand anderer sein konnte, als das lebende Orakel, und der, obwohl er auf eine nicht gewöhnliche Erscheinung gefaßt war, im ersten Augenblicke fast consternirend auf ihn wirkte. Zuerst war es bei der üblichen Vorstellung und Begrüßung, die mit allem Ceremoniell stattfand, seine Stimme, welche dem jungen, leicht erregbaren Mann nicht nur seine Fassung zurückgab, sondern auch wie ein holder Zauber auf ihn wirkte. In dieser Stimme war nichts von einem Philosophen zu vernehmen, es war eine tiefe, sanfte Stimme, die etwas Pathetisches an sich hatte und das Herz leise erzittern machte, wie eine kleinrussische Volksmelodie in Moll. Dann bemerkte Constantin zunächst, daß Diogen bei weitem nicht so groß war, als er ihm beim ersten Blick erschienen. Seine Gestalt war nicht über das schöne Maß hinaus,

und eher mager als voll, es war nur die Art, wie er den Kopf trug und der Ausdruck seines Gesichtes, was ihn so imponirend machte. In seiner Miene war, wie in einem offenen Buche zu lesen: Es gibt nichts in der Welt, worüber ich mich einer Täuschung hingeben, und nichts, was ich fürchten würde.

Und nun fügte sich rasch Zug auf Zug zu einem Bilde, das immer anmuthender und bestechender wurde, die lange noble Hand mit den schönen Nägeln, die der feinen einen so angenehmen Druck gab und eine so wohlthuende Wärme hatte, die hohe Stirne, unter der von kräftigen Brauen beschattet und ganz wenig schief geschnitten ein Paar brauner Augen zugleich so spöttisch und so wohlwollend erglänzte, die längliche, gerade Nase, der ein kleiner, sich wie ein verkehrtes Fragezeichen darstellender Schnurrbart einen humoristischen Zug gab, das ironische Lächeln des kleinen, vollen Mundes, das so bezaubernd war, die frische, weiße und rothe Farbe des ovalen, vollen Gesichtes, das, wenn man sich erst an seine geistige Energie gewöhnt hatte, sogar hübsch war, endlich der lebenswürdige Spott, mit dem er sofort seine Ueberlegenheit zeigte.

„Sieh' da, ein Verliebter“, rief er, indem er mit der jovialen Herablassung eines Souveräns Constantin leicht auf die Schulter klopfte.

„Wie er das wieder errathen hat!“ staunte Melbachowski.

„Es ist dies nicht die größte von meinen Künsten“, fuhr Diogen fort, sein glattrasirtes, blauschimmerndes Kinn mit der Hand streichelnd, „schon Anakreon sagt: Die Kenner sind am Schenkel mit einem glühenden Eisen gezeichnet; man erkennt die Parther an ihren hohen Turbanen; ich errathe die Liebenden, sobald ich sie nur sehe, sie tragen alle im Grunde des Herzens ein leichtes Mahl.“

„Da Sie uns Anderen förmlich in die Eingeweide blicken“, rief Jaroslaw, „kennen Sie ohne Zweifel auch den Gegenstand seiner Anbetung?“

„Natürlich“, gab Diogen zur Antwort, indem er sich mit jener aristokratischen Nachlässigkeit, die sich nur bewundern, aber nicht nachahmen läßt, auf die Ecke eines Tisches setzte, „soll ich ihn nennen?“

„Ich bitte darum“, sagte Constantin, der Diogen beiläufig so anstaunte, wie ein galizischer Bauer einen Taschenspieler, der ihm als Hexenmeister erscheint.

„Er nennt sich Petrowna!“

„Das geht über meine Begriffe“, rief Melbachowski, „vor nicht einer Stunde sieht Constantin sie zum ersten Male und jetzt wissen Sie bereits —“

„Daß er sie anbetet“, schloß Diogen, „wieder keine Zauberei, meine Herren. Sehen Sie doch den Reitfrack unseres Troubadours an. Bemerken Sie nichts?“

Alle musterten Constantin.

„Ich kann nichts entdecken“, sagte endlich Jaroslaw.

„Ich ebenso wenig“, versetzte Melbachowski.

„Sehen Sie nicht, daß er an einzelnen Stellen mit weißen Härchen bedeckt ist?“

„Jetzt sehe ich es“, rief Melbachowski, „und was schließen Sie daraus?“

„Daß die Dame, welche er anbetet, eine mit Hermelin besetzte Kazabaika trägt“, entgegnete Diogen; „und da es jetzt in unserer Stadt nur zwei Damen gibt, auf welche dieses Merkmal paßt, und die eine, Geofadia Agapowitsch, meines Wissens unserem Freunde Melbachowski vorläufig noch treu ist, so schließe ich, daß es nur Petrowna Pirowki sein kann.“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn“, sagte Constantin, „wenn aber mein Frack, gleich meiner übrigen Toilette, vor einer Stunde mit Roth bespritzt worden wäre und ich gezwungen gewesen wäre, einen andern zu nehmen, hätte Ihnen jeder Anhaltspunkt gefehlt.“

„Ich hätte dann dieses lange, glänzende Haar entdeckt“, erwiderte Diogen, indem er dasselbe mit zwei Fingern von Constantins Hemdkragen emporhob, „hätte seine Farbe festgestellt, und da es nur eine Dame hier gibt, welche aschblondes Haar besitzt, hätte ich mit derselben Gewißheit den Namen Petrowna ausgesprochen.“

„Du siehst, gegen ihn ist nicht aufzukommen“, rief Melbachowski, „nun aber zur Sache. Hier ist Einer, den Sie heilen sollen, Herr Remennowitsch.“

„Dies ist die Meinung meiner Freunde“, beeilte sich Constantin zu erklären; „meine Absicht ist viel-

mehr, den Rath eines Mannes einzuholen, von dem alle Welt mit so großer Bewunderung spricht.“

„Keine Artigkeiten, lieber Jablonskij“, entgegnete Diogen, das ironische Lächeln wurde für einen Augenblick fast verächtlich, „das erste Gesetz unserer Republik ist Wahrheit, ich bitte Sie, hier keine Rücksichten zu üben und keine zu erwarten.“

„Ich unterwerfe mich in allem den Gesetzen, die hier gelten“, sagte Constantin.

„Betrachten Sie ihn als einen Neophyten unseres Bundes“, fügte Jaroslaw hinzu.

„Ich will Ihnen gerne sagen, was ich von einer Heirath mit Petrowna denke“, sprach Diogen, „denn ich weiß, daß dieselbe in Ihrer Absicht liegt, aber ich muß Sie um die Erlaubniß bitten, zuerst von mir selbst sprechen zu dürfen. Nur wer selbst Thorheiten begangen hat, hat das Recht, Andere vor denselben zu bewahren! Traue keinem Heiligen! sagt Hafis, süße Worte spricht er, aber in der Rutte steckt immer ein Halunke! Ich bin kein Heiliger und war es nie, deshalb dürfen Sie mich für einen ehrlichen Menschen ansehen. Ich bin so ehrlich, Ihnen zu sagen: „Ich hasse die Frauen nur deshalb so sehr, weil ich sie früher zu sehr geliebt habe, ist es ja doch die Liebe, die dem römischen Dichter Propertius zufolge, den größten Haß gebiert.“

„Nach Laroche Foucault gibt es nur eine Sorte von Liebe, aber tausend verschiedene Copien derselben;



ich habe sie alle tausend kennen gelernt. Einen größeren Thoren, wie ich es war, hat die Welt noch nicht gesehen. Ich war ein treuer Schüler Plato's und ich bin nicht minder im Venusberge gewesen. Es ist meine Sache jetzt, die anderen zu warnen und ihnen vor allem die Fallen zu zeigen, die Hymen ihnen unter Rosen stellt."

"Aber erlauben Sie mir", rief plötzlich eine laute, dröhnende Stimme, "Sie sind doch selbst verheiratet."

Alle wendeten sich zu gleicher Zeit um und wurden jetzt erst auf einen großen, beleibten Mann mit einem breiten Gesichte, einer hohen Stirne und knolligen Erdäpfelnase aufmerksam, dessen kleine, tiefliegende Augen unruhig umherliefen, und der in einer dunkeln Ecke sitzend eine lange Türkenpfeife dampfte. Es war Herr Pharinus, ein aus Preußen stammender Deutscher und Besitzer der Herrschaft Karlowek.

"Allerdings", erwiderte Diogen, "ich habe drei Jahre gelebt wie der Sklave unter der Peitsche, wie ein Märtyrer auf dem glühenden Rost. Ich kenne das Joch Hymens wie die Pfeile Amors, ich bin von den letzteren durchlöchert wie ein heiliger Sebastian und von dem ersteren zu Boden gedrückt worden wie der Acker Gaul eines Bauern zur Robotzeit."

"Aber erlauben Sie mir", fiel wieder Herr Pharinus ein, wie ein Schmiedehammer, der in ein Saitenspiel schlägt. "Sie haben einmal ein Aquarell gezeigt. Ich hielt dasselbe für die Copie einer Venus

von Titian, ich hatte nie vorher ein so schönes Weib gesehen, Sie aber lächelten und sagten mir: es ist meine Frau!“

„Sie würden also jenen Räuber für den am wenigsten gefährlichen halten, welcher die besten und schönsten Waffen hätte?“

„Aber erlauben Sie mir, Sie haben mir selbst gestanden, daß Ihre Frau sehr viel Geist und einen tadellosen Charakter besitzt.“

„Gewiß, ein Weib aus Eis gebildet, kann nicht tadelloser sein“, gab Diogen spöttisch zur Antwort, „die Ehe mit einer schönen Statue, das war mein Loos. Versuchen Sie es einmal, mein theurer Herr, und setzen Sie sich durch drei Jahre mit einer Statue zu Tisch, unterhalten Sie sich mit einer Statue, führen Sie mit ihr Gespräche, ruhen Sie an einer Brust von Stein und küssen Sie steinerne Lippen! Es ist sonst nicht meine Sache, meine Frau zu tadeln oder mich über meine Ehe zu beklagen, aber Sie zwingen mich dazu. Meine Frau hatte ein Herz für alle Welt, für die Bettler welche sie am Freitag speißte, für die Sperlinge, welche sie mit Brodkrumen fütterte, für die Nachtfalter, welche sie von der brennenden Nachtlampe fortscheuchte, ja für den Hund, dem sie Fußtritte gab, nur nicht für mich.“

Es heißt eine gefühllose Frau sei ein Irrthum der Natur, ich wurde das Opfer eines solchen Irrthums. Meine Frau ging in ihrer Unempfindlichkeit so weit,

daß es ihr geradezu peinlich war, mir zu gefallen, statt die Flammen der Liebe zu schüren, that sie alles, dieselben zu ersticken. Sie nahm sich nicht einmal mehr die Mühe, sich für mich anzuziehen oder nur zu frisiren; ich sah sie vom Morgen bis zum Abende, Sommer wie Winter mit offenem Haar, in einer Nachthaube und einer Nachtjacke, und als sie mir endlich gleichgiltig wurde, als ich andere glänzende Frauen aufsuchte, zu keinem anderen Zwecke, als um mir die Zeit zu vertreiben, begann sie mich mit ihrer Eifersucht zu foltern, aber genug davon. — Sprechen wir von interessanteren und vor allem von angenehmeren Dingen.“

„Sie haben sich endlich von ihr getrennt“, bemerkte Jaroslaw.

„Ich? ich würde heute noch ihre Ketten tragen“, rief Diogen, „niemals hätte ich das Herz gehabt, sie zu verlassen, obwohl wir keine Kinder hatten, sie war es, die mir entfloh und unter Umständen — aber, nochmals genug davon. Es war nicht meine erste und nicht meine letzte Täuschung. Nachdem sie mich verlassen hatte, warf ich mich dem Genuß in die Arme, besser gesagt, ich wollte es, aber die Rechnung hatte jedesmal einen großen Fehler und dieser Fehler war mein Herz. Ich liebte, wo ich nur das Vergnügen suchen wollte, ich wurde betrogen wie jeder Idealist und zuletzt noch grausam verlacht, aber ich tröstete mich. Ohne Leiden gibt es keine Lehre, sagt ein kleinrussisches Sprüchwort, und ich habe viel, sehr viel Gelegenheit

gehabt, Belehrung zu erhalten, mein Herz füllte sich endlich ganz mit Galle und Wehrmuth und mit einem Male fielen jene Nebel, mit welchen die Natur den Geist jedes Mannes verschleiert, so lange er nach dem Weibe verlangt, das bengalische Feuer der Leidenschaft erlosch, ich sah das Weib wie es ist, ich durchschaute den kleinen Dieb Amor und den großen Betrüger Hymen genannt. Aber ich wurde deshalb noch kein Menschenfeind, kein Egoist. Im Gegentheil, kaum selbst geheilt, suchte ich unermüdblich Heilmittel für meine armen leidenden Brüder. Ich sammelte zuerst im allgemeinen alles, was auf die Frauen, was auf Liebe und Ehe Bezug hat, in dieser Richtung Aufklärung bietet und als Warnung, Schutzmittel oder Waffe dienen kann, ich plünderte zu diesem Zwecke mit einem Eifer und Fleiß, der vielleicht einer besseren Sache würdig gewesen wäre, als es die Töchter Eva's sind, alle Wissenschaften und die Literaturen aller Völker, dann begann ich mich in dem engeren Kreise umzusehen, der mein Leben einschließt und begrenzt. Ich frischte meine Erinnerungen auf, wie man etwa verblaßte Aquarellbilder wieder herstellt, ich schrieb Tag für Tag meine Erfahrungen, meine Beobachtungen, ja überhaupt alles nieder, was mir in Bezug auf mein Thema bekannt wurde. So bekam ich bald eine ausgebreitete Kenntniß von allem, was das weibliche Geschlecht überhaupt und insbesondere die Frauen dieser Gegend und dieser Stadt betrifft. Ich kam da und

dort in die Lage, überraschende Aufschlüsse zu ertheilen, und gelangte so zu dem Rufe eines in alle weiblichen Mysterien Eingeweihten. Die Männer begannen mich zu befragen, meinen Rath, meine Hilfe zu suchen. Was lag näher, als den Schatz, den ich im Laufe der Jahre gesammelt hatte, übersichtlich zu Jedermanns Gebrauch und Nutzen zu ordnen.

So entstand die Registratur der Liebe, und ich wurde das Orakel aller Liebenden und Ehemänner, der getreue Eckhard, der vor dem Venusberge sitzt und nicht müde wird zu warnen, obwohl seine Stimme nicht immer gehört wird. Ich nahm auf diese Weise zugleich eine humoristische Rache an den Frauen, für alle die Unbilden, die mir dieses unberechenbare, flatterhafte, launische, grausame Geschlecht zugefügt hat. Wie aber jede Sache noch der Vervollkommnung fähig ist, so kann ich später auf den glücklichen Gedanken, zu dem Zwecke einer fortwährenden Vermehrung, Ergänzung und Verbesserung meiner Registratur mir eine förmliche Frauen-, Liebes- und Ehepolizei einzurichten. Ich gewann verlässliche Berichterstatter in allen Schichten der Bevölkerung und stiftete, nach dem Muster der babynischen Republik, die Republik der Weiberfeinde, deren feierliche Sitzungen für die Wissenschaft vom Weibe beiläufig dasselbe bedeuten, wie jene der Akademien von Paris, Berlin oder Wien für die anderen Zweige menschlichen Wissens.

Dies als Einleitung, mein junger Freund und

hoffentlich bald Schüler“, schloß Diogen, „und nun versehen Sie sich in eine erhabene, dem großen Augenblicke angemessene Stimmung, denn ich werde Sie jetzt in unser Heiligthum einführen dessen Mysterien den Eleusinischen nichts nachgeben, in die Registratur der Liebe.“

Diogen lud mit einer graziösen Handbewegung die Anwesenden ein, ihm zu folgen und führte sie hierauf aus dem kleinen Saale, durch einen schmalen Korridor zu einer verschlossenen Thüre, welche er mit einem kleinen Schlüssel öffnete. Sie gelangten in ein kleines Vorzimmer und Constantin erblickte jetzt eine zweite, gleichfalls verschlossene Thüre, über der er auf einer kleinen Tafel die Aufschrift las: „Registratur der Liebe.“ Nachdem auch diese erschlossen war, traten sie in ein geräumiges Gemach, das an Seltsamkeit seines Gleichen suchte. Alles in demselben, das kleinste Geräth, wie der unbedeutendste Theil der Ausschmückung trug einen symbolischen Charakter, dem Zwecke der Räumlichkeit entsprechend.

Die Mitte nahm eine lange Tafel ein, deren Platte den Verrath Delilas und die Gefangennehmung Simsons durch die Philister nach van Dyk darstellte. Man sah die üppige Schöne von einem reichgeschmückten Lager herab ihren unglücklichen Anbeter unbarmherzig verlachen, während seine triumphirenden Feinde den zu Boden Geworfenen fesselten. Vier Sirenen trugen diese kunstvoll ausgeführte Tafel auf ihren Köpfen.

Auf derselben war aktenmäßig gefaltetes Papier bereit gehalten, dessen Stempel einen weinenden Amor mit beschnittenen Flügeln zeigte, dem ein zerbrochener Bogen und eine erloschene Fackel zu Füßen lagen; ein Schwertstein in Gestalt einer Kage, die mit einer gefangenen Maus spielte; zwei Leuchter, silberne Rosengebüsch, auf denen oben ein Paar Täubchen schnäbelte, während unten eine Schlange lauerte; ein Pantoffel als Schreibzeug und ein Herz als Aschenbecher. Eine Ampel, einen zerbrochenen Ring darstellend und von gesprengten Ketten umwunden, hing über der Mitte der Tafel und elf Stühle, in hübscher Schnitzarbeit Eva mit der Schlange darstellend, umgaben dieselbe. Rechts und links nahmen zwei massive Kasten je eine Wand ein, sie hatten zu beiden Seiten Säulen, die auf großen Sphinxen ruhten und auf deren Knäuel Greife saßen. Der zur linken Hand zeigte sich, gleich einer Registratur, mit Aktenfasziken gefüllt, die alphabetisch geordnet waren, während in jenem zur Rechten große Folianten in mehreren Reihen übereinander standen. Der Thüre gegenüber befanden sich zwei Fenster mit grünen Scheiben, die dem Raum ein eigenthümliches magisches Helldunkel verliehen. Fenster und Thüre waren mit Karnissen aus Hirschgeweihen geschmückt, von denen hellbraune Vorhänge niederwallten, deren Muster einen Schmetterling zeigte, der sich an einem Lichte die Flügel verbrennt. Zwischen den Fenstern stand ein türkischer Divan, dessen Damastüberzug in weißen

Figuren auf rothem Grunde, cameenartig, die Geschichte des keuschen Joseph und der schönen Potiphar nach Paul Veronese darstellte.

Als Constantin sich umwendete, schrak er sichtlich zusammen. Die Eingeweihten lachten. Diogen's schauerlicher Witz verfehlte niemals seine Wirkung auf denjenigen, der diesen Raum zum ersten Male betrat.

Rechts von der Thüre stand die mediceische Venus in trefflicher Nachbildung aus Gyps und ihr gegenüber in derselben, genau nachgeahmten, Stellung ein weibliches Gerippe.

Die andere Seite des Eingangs nahm ein Kamin ein, dessen Karpatiden den spinnenden Herkules und Omphale mit dem Löwenfell und der Keule darstellten. Den Sims desselben zierte eine große Kofokouhr, auf der eine messingene Diana den sie überraschenden Aktäon in einen Hirsch verwandelte. Der kunstvoll gestickte Kaminschirm prunkte mit einer auserlesenen Danaë, zu der Jupiter als goldener Regen herabkommt, während zwei kleine, vor dem Kamin stehende Fauteuils dasselbe Dessin wie der Divan zeigten und der Spucknapf in der Ecke die Form eines Korbes hatte.

Jetzt erst bemerkte Constantin die feine Komposition des Thürschlosses. Die Klinke war ein Bogen ohne Sehne, das Schloß selbst ein Herz, in welchem der Schlüssel in der Form eines gefiederten Pfeiles saß.

Die Tapete zeigte die gleiche Zeichnung, wie das Papier auf dem Tische, den weinenden Amor mit den

beschnittenen Flügeln. Die Wände waren überdies mit Emblemen, gesprengten Ketten, die sich um eine zerbrochene Sklavenpeitsche, einen geborstenen Ring, einen Pantoffel ohne Sohle, eine erloschene Fackel und einen Bogen ohne Sehne schlangen, sowie mit Statuetten und Büsten auf kleinen Consolen und Bildern bedeckt.

Da war ein in Falten gelegter alter Kupferstich, der sich, wenn man von links nach rechts ging, aus einem wunderschönen Frauenkopf in einen grinsenden Todtenschädel verwandelte. Eine pikante Illustration zu Brebeuf's boshaftem Vers über eine gefeierte Schönheit: „Elle a vingt ans le jour, et cinquante ans la nuit“ in zwei kostbaren Gegenständen, von denen das eine die Modedame, im jugendlichen Reize strahlend, in ihrem Boudoir, von Anbetern umgeben zeigt, von denen einer ihre Hand küßt, ein zweiter vor ihr das Knie beugt, während sie mit dem dritten conversirt und zwei andere die Laute spielen und ihr ein Lobgedicht vorlesen, wogegen sie auf dem zweiten Bilde, bei ihrer Nachttoilette, ohne ihre Venusformen, ohne Haar und Zähne, mit Runzeln bedeckt, wie eine Mumie erscheint.

Katharina II. war als junge, schöne Frau, unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung, den Hermelin um die wunderbare Büste, ein bezauberndes Lächeln um die sinnlichen Lippen, zu sehen und daneben als grauenhafte Ruine, fett, schwammig, mit hängenden Backen,

erloschenem Blick und einem entsetzlichen Zug von Liebesgourmanderie um die eingesunkenen, welken Lippen.

Eine Reihe von Stichen schien ausschließlich bestimmt, die Nachtseiten der weiblichen Natur in dramatischen Szenen zu illustriren. Da war Semiramis, die einen Jüngling, noch trunken von ihren Reizen und ihrer Guust, durch ihre Sklaven morden läßt, Mytemnestra, die ihren Gatten mit dem Meze umstrickt, während ihr Buhle zu dem todtbringenden Stoße ausholt, Loba von Benaultier, die den sie anbetenden Troubadour, in ein Wolfsfell genäht, mit ihren Klüden heßt, die Herzogin Hadwig, die den in sie verliebten Mönch Ekkehard im Hofe ihres Schlosses peitschen läßt*), die Sultanin Roxolane, welche hinter einem Vorhange verborgen zusieht, wie der Sohn ihres Gatten, des großen Soliman, zur Strafe dafür, daß er sie zu verschmähen wagte, von den Eunuchen des Serails erdroffelt wird, Elisabeth von England in einer Anwendung von Eifersucht ihrem geliebten Essex die historische Ohrfeige applizirend, die Czarin Elisabeth, welche ihren Günstling Vestocq in ihrer Gegenwart foltern läßt.

Daneben sah man die Büsten aller berühmten Schönheiten, Buhlerinnen und Despotinnen, effectvoll gruppiert, es fehlten weder Messalina und Cleopatra,

*) Die historische Schlußszene des Romans auf dem Hohentwiel wurde von Scheffel, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die zarten Nerven der modernen Deutschen, in seinem „Ekkehard“ unterdrückt.

Phryne, Lais und Aspasia, noch die Borgia, Pompadour, Dubarry und Ninon de Lenclos.

Nachdem sich Constantin von seiner Ueberraschung ein wenig erholt hatte, trat Diogen zu dem Kasten links und öffnete denselben.

„Sehen Sie hier meine Registratur“, begann er, „es ist alles in musterhafter Ordnung, hier ist der alphabetische Generalkatalog, dann folgen die speciellen Daten. Jedes Fach hat seinen Buchstaben, unter jedem Buchstaben finden Sie eine Reihe Faszikel, von denen ein jedes einer besonderen Person gewidmet ist. Um Ihnen die Einrichtung zu veranschaulichen, heben wir irgend ein Faszikel heraus, das erste beste.“ Er griff ohne Wahl in das nächste Fach und zog eines heraus.

„Dieses hier betrifft eine Dame, welche Sie schon deshalb nicht interessiren wird, weil sie vor kurzem ihr 62. Jahr zurückgelegt hat. Wir gehen also nicht in das Detail ein, sondern halten uns an das System. Auf dem Faszikel haben Sie den doppelten Namen der Dame, sie ist also verheirathet.“

Er öffnete die Schlinge und schlug die Deckel auseinander: „Hier ist vor allem der Generalakt, er enthält ein objektives Resumé aller auf diese Person bezüglichen, in diesem Faszikel aktenmäßig festgestellten Daten, nun folgt eine Copie ihres Taufscheines, eine genaue Personsbeschreibung, eine Darstellung ihrer Vermögens- und ihrer Familienverhältnisse, eine Copie des Trauscheines, eine Skizze ihres Charakters, eine

Biographie; es folgen die Dokumente, welche bei der Abfassung dieser Aktenstücke maßgebend waren, dieselben sind, wie Sie bemerken werden, bunt genug; es sind Briefe da, im Original und in Abschrift, Blätter aus einem Tagebuche, verschiedene Contos, Contracte, Ausschnitte aus Zeitungen, endlich die Protokolle, welche über jedes auf irgend eine Weise bekannt gewordene Faktum aufgenommen worden sind. Hier ein Aquarellportrait der Dame, das dieselbe im Alter von 26 Jahren darstellt, und zwei Photographien, von denen die erste vor 5 Jahren, die zweite vor 3 Monaten gemacht ist.“

Constantin staunte, während Diogen überlegen lächelnd das Faszikel schloß und zurückstellte.

„Nun, Sie wollen also Auskunft über Petrowna Pirowki haben?“ sagte er dann. Constantin bejahte. Diogen schlug den Generalkatalog nach und hob ein neues Faszikel heraus. „Hier Petrowna Pirowki.“ Er öffnete die Schlinge und legte die Aktenstücke auseinander.

„Sie sehen, das Material ist sehr dürftig, ein Zeichen erstens, daß die Dame noch sehr jung ist, und zweitens, daß sie noch keine Geschichte hat; den letzteren Mangel beeilen sich übrigens die Frauen möglichst rasch zu beheben. Wir haben aber alles, was wir in diesem Falle brauchen. Hier ein Generalakt, hier eine Persönlichkeitsbeschreibung, Taufschein, hier Daten über Vermögen und Familie, eine Skizze des Charakters, Biographie unerheblich, wann sie die letzte Puppe bekam und wann sie begann, lange Kleider zu tragen, Amour bisher

keine, ein Brief an eine Freundin so inhaltlos wie das Herz der Kleinen, ein Schneiderconto vom letzten Jahre, aus dem Sie ersehen werden, daß dieses Muster aller weiblichen Tugenden nur ein Zehntel von der Toilette ihrer Schwester und nicht ganz halb soviel braucht, wie ihre 52jährige Mutter. Einige Protokolle, Aussage eines Kutschers, der bei ihren Eltern in Dienst stand, ein Kind überfuhr und dafür von diesem süßen Engel mit der Hundspeitsche traktirt wurde, entrüstete Mittheilung einer Jungfrau zwischen 40 und 50 Jahren über das haarsträubende Faktum, daß Petrowna angesichts mehrerer jungen Herren und sogar eines Husaren in den Pruth sprang, um einem jungen Hunde das Leben zu retten und den Anstand dabei soweit vergaß, nicht zu ertrinken, sondern in einer wahren Nixentoilette wieder aus dem Wasser zu steigen; die traurige Thatsache, leider durch mehrere Augenzeugen verbürgt, daß Petrowna einmal in der Kirche während der Predigt des hochwürdigen Herrn Probstes eingeschlafen ist, das nicht minder bedenkliche Ereigniß, daß die junge Dame nicht nur den heidnischen Goethe und den gottlosen Lord Byron einem reinen Geiste wie Schiller vorzieht, sondern diese Verirrung sogar in einer Kaffeegesellschaft mit großer Grobheit, ich bitte nicht zu übersehen, mit großer Grobheit zu vertheidigen wagte, wobei sie in ihrer Entartung so weit ging, die „Würde der Frauen“ langweilig zu finden und mit wildem Hohn, ich bitte nicht zu übersehen, mit wildem Hohn

die Erklärung abgab, sie werde dem Manne, den sie lieben sollte, keine himmlischen Rosen, sondern ganz andere Dinge in das irdische Leben flechten. Welcher Art diese Dinge sein werden, ließe sich daraus schließen, daß sie bei diesen schamlosen Worten die Hände genau so erhob, als ob sie jemand die Augen austragen wollte. Madowessische Todtenklage des würdigen Papa Pirowki in der Zukiernia über das Hinscheiden seines Geiers, den sein entartetes Kind eigenhändig mit einem Revolver erschöß, weil es entdeckte, daß der Alte ihn mit lebendigen Sperlingen zu füttern pflegte. Beschwerde der Mama Pirowki dem Faktor*) gegenüber den beispiellosen Eigensinn ihrer Tochter betreffend, welche sich weigere, einen Ghignon zu tragen. So, wir sind fertig.“

Während Diogen das Faszikel durchblättert, entdeckte Constantin einen neuen charakteristischen Zug an ihm, nämlich den, daß er seine Zuhörer nie darüber ins Klare kommen ließ, ob er im Scherz oder im Ernst spreche.

„Halt“, rief Diogen, „da ist noch ihr Bild, verlangen Sie aber nicht von mir, daß ich entscheiden soll, ob sie sich mehr ihrer neuen Hermelinkazabaika oder der Kaze, die sie auf dem Schoße hält zu lieb hat photographiren lassen; nur das sieht man dem Bilde an, daß es nicht für einen Anbeter gemacht worden ist, dazu fehlt es ihm zu sehr an jeder Koketterie.“

„Ich bitte, geben Sie mir es“, murmelte Constantin, das Bild mit seinen Blicken verschlingend.

*) Jüdisches Hausfaktotum in Galizien.

„Wo denken sie hin“, erwiderte Diogen, sich der Visittarte rasch bemächtigend, „es gehört zu den Akten, auch ist es nicht meine Sache, die Flammen zu nähren, die Amor entzündet hat.“

„In diesem Falle, Pan Kremenowitsch“, rief Constantin heiter, „thun Sie dies gegen Ihre Absicht, denn sobald ein Mann wie Sie, der das Weib zum Gegenstand seines Studiums und vor allem die armen Damen dieser Gegend zu Opfern seiner Wissenschaft erkoren hat, von einem Mädchen nicht das Mindeste zu sagen weiß, was in den Augen eines verständigen und beherzten Mannes für schlimm gelten könnte, muß dieses Mädchen ein vortrefflicher Charakter sein.“

„Zugegeben“, sprach Diogen, „folgt aber daraus, daß Sie dieses Mädchen heirathen müssen? Sie sind nicht in dem Alter zu entsagen, und ein Weib nehmen, heißt allem entsagen, was uns das Leben verlockend erscheinen läßt. Sie sind geschaffen, den Frauen zu gefallen, hat es so wenig Reiz für Sie, Eroberungen zu machen, welche Ihnen das Vergnügen ohne Leiden bieten? Ich rufe Ihnen mit Mephistopheles zu:

„Wenn Du von Außen ausgestattet bist,
So wird sich alles zu Dir drängen,
Ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen!“

„Sie geben mir einen solchen Rath? Sie, der Verächter aller Liebesfreuden?“

„Ich wähle für Sie nur das geringere Uebel, die Ehe ist das größere.“

„Wenn nun aber Petrowna gerade mein Geschmack ist, und der Weg zu ihrem Besitze nur durch die Kirche führt.“

Diogen zuckte die Achseln. „Der Geschmack ist das Einzige, worüber sich nicht streiten läßt“, sprach er mit liebenswürdiger Nachlässigkeit, „der Eine wünscht das Pärchen girrender Tauben nachzuahmen, der Andere schwärmt für eine Schäferstunde im Ragenstil und will erst gekraßt und dann geküßt werden. Sagt doch schon der treffliche Olearius:*)

„Ein Schlag von Liebchens Hand auf seinen Mund bekommen, Schmeckt besser als Confect aus fremder Hand genommen.“

Und da wir alle sterblich sind, so ist es eigentlich weise, sich bei Zeiten eine angenehme Todesart zu wählen und mit Martin Opitz zu sagen:

„Der Krieg ist nicht vonnöthen,
Laßt mich der Liebsten nur, sie kann mich besser tödten!“

„Ich würde wünschen, meine Ansicht über die Frauen, welche vielleicht eine irrige ist, zu corrigiren“, sagte Constantin.

„Schlagen Sie ihm doch einmal das Capitel „Weib“ in Ihrer Sammlung auf, Herr Remenowitsch“, rief Jaroslaw vom Divan her, wo er sich ziemlich lümmelhaft ausgestreckt hatte.

„Ich bitte darum“, fügte Constantin hinzu.

*) Adam Olearius, geistvoller deutscher Epigrammatiker, geb. 1600.

Diogen öffnete ironisch lächelnd den Kasten zur Rechten. „Sehen Sie hier, was ich die „Bibliothek der Liebe“ nenne. Sie finden in derselben 12 Foliobände über diesen Gegenstand; wenn Sie dieselben gelesen haben, werden Sie aber genau so viel wissen, wie vorher.“

„Auch ich halte das Weib für eine Art Sphinx“, bemerkte Constantin. „Sie müssen aber zugeben, daß gerade durch dieses fabelhafte Wesen das Weib erst recht anziehend für uns wird.“

„Nur daß man mit der Zeit müde wird, sich mit einem Räthsel zu beschäftigen, an dessen Auflösung man verzweifelt.“

Die Frauen verstehen es aber, uns zu zwingen, daß wir uns mit ihnen beschäftigen.“

Diogen nahm einen der großen Bände aus der Bibliothek der Liebe, legte ihn auf die Tafel, schlug ihn auf und deutete mit seinem langen wohlgebildeten Finger auf eine Stelle hin. Constantin las:

„Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geschürzten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
Wo man sie ansaßt, weich in allen Gliedern,
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Holden pfeifen.“

Goethe's Faust. 2. Th.*)

*) Wir haben es, Dank der Mattheit unserer modernen Kritiker, in Deutschland glücklich dahin gebracht, daß uns sogar unsere Classiker nicht mehr salonsfähig erscheinen. Ich war

Diogen's Finger fuhr fort, den Wegweiser zu machen und Constantin laß weiter:

„Jedermann kennt ihr Gebrechen,
Ihre Thorheit, ihre Schwächen,
Weiß, daß sie böshaft sind und unbeständig,
Daß es nichts Zweites gibt so treulos, wetterwendig,
So schwachhaft und beschränkt, und doch in dieser Welt
Ein jeder als ihr Sklave sich gefällt.“

Molière, Schule der Frauen. V. 4*)

„Diese Macht des Weibes“, sprach Diogen, „nimmt aber mit der Festigkeit der Fesseln zu, welche es dem Manne anlegt und erreicht ihren Höhepunkt in der Ehe, deshalb warnt uns schon Jesus Sirach, wie hier zu lesen ist“ — er wies die Stelle — „Laß Deinem Weibe nicht Gewalt über Dich, daß sie nicht Dein Herr werde.“

„Einem holden, treuen Weibe unterthan sein“, erwiderte Constantin, „scheint mir nicht gar so fürchterlich zu sein.“

„O kindlicher Schwärmer!“ spottete Diogen, „daß Kapitel der Treue behandelt ein besonderer Foliant meiner Bibliothek der Liebe.“ Er legte ihn auf den Tisch und blätterte in demselben. „Da — gleich — was sagt Shakspeare in seinem Cymbelin?“

deshalb gezwungen, Goethe dem Geschmack unserer Zeit entsprechend zu verbessern und einige kräftige Ausdrücke durch schwache zu ersetzen.

*) Auch Molière erscheint hier verbessert.

Constantin las: „Wenn Ihr Frauenfleisch auf das Quentchen für eine Million kauft, so könnt Ihr es doch nicht vor Ansteckung bewahren.“

„Das ist grob.“

„Fragen wir einen Franzosen, diese drücken sich feiner aus, was gibt uns der geistreiche Balzac für einen Bescheid?“

„Das Herz eines Weibes hat mehr Abgrund als das grenzenlose Meer“, las Constantin.

„Und um noch einen alten Römer zu fragen, wie äußert sich der Freund Virgils, Gallus, über diesen Punkt.“ Diogen beugte sich über den Band. „Schwachbes Geschlecht! von Natur flatterhaft und veränderlich, was ist heftiger, Deine Liebe oder Dein Haß? In allem von einem Gegensatz zu dem andern überspringend, bist Du nur beständig in Deiner Leichtfertigkeit!“

„Ohne Zweifel gibt es solche Frauen“, sagte Constantin, „aber noch jede von ihnen hat es später bereut.“

„Bereut?“ Diogen holte einen neuen Band. — „Bereuen — voilà! — hier, wie denkt die Marquise von Pompadur über diesen Punkt?“ — „Die Frauen nennen bereuen nicht nur die Erinnerung an ihre Vergehen“, las Constantin, „sondern auch das Bedauern, dieselben nicht wieder von vorne anfangen zu können.“

„Sie sind ein fürchterlicher Pessimist.“

„Ich? ich sage ja nichts, ich lasse Andere sprechen.“

„Sie leugnen also, daß es weibliche Tugend gibt?“

„Ich leugne nichts und gebe nichts zu“, gab

Diogen immer voll feiner Ironie zur Antwort. „Schlagen wir nach — T — hier — Tugend — weibliche Tugend. Bitte, lesen Sie selbst.“

Constantin vertiefte sich in den Folianten und las jene Sätze, welche ihm die merkwürdigsten schienen, zum Ergötzen aller anwesenden Weiberfeinde laut herab.

„Das Bedürfniß zu lieben ist beim Weibe eins mit seinem Wesen, seine Tugend ist nur eingelegte Arbeit.“ Ninon d'Enclos. „Die Beständigkeit ist die Tugend der Frauen. Sie lieben jederzeit, nur der Gegenstand ihrer Liebe wechselt.“ — „Allein und bei kaltem Blute wird eine verständige Frau den guten Ruf stets dem Triumphe, sich gefeiert zu sehen, vorziehen. Steht sie aber Rivalinnen gegenüber, welche ihr den Preis der Schönheit streitig zu machen im Stande sind, dann, und müßte sie auch den guten Ruf, auf den sie so stolz schien, auf das Spiel setzen und sich tausendfach kompromittiren, dann kommt in ihren Augen nichts dem Vergnügen gleich, sich allen anderen vorgezogen zu sehen.“ Ninon d'Enclos. „Die Männer retten ungleich mehr Herzen durch ihre Ungeschicklichkeit als es die Tugend vermag.“ Wieder Ninon. „Die Mehrzahl der ehrbaren Frauen sind verborgene Schätze, die nur deshalb in Sicherheit sind, weil sie nicht gesucht werden.“ Larochevoucault.

Wenn aber schon ein Weib, das nicht liebt, ein Irrthum der Natur ist“, rief plötzlich Constantin, „um wie

viel mehr denn ein Mann, den zu bestricken die Natur dem Weibe so viel Reiz und Anmuth gab?"

„Wird ein Uebel deshalb geringer, weil wir einsehen, daß es unmöglich ist, demselben zu entrinnen?" entgegnete Diogen mit seinem überlegenen Lächeln, „nur sollten wir es uns genügen lassen, einmal in Todesqual geschwebt zu haben. Wie gut meint es Rückert mit seiner Mahnung:

„Ein Fisch vom Angel einmal schon betrogen,
Er hütet sich am zweiten anzubeißen.“

Wir aber beißen immer wieder an.“

„Es ist eben unsere Sache, aus unseren Leiden Vortheil zu ziehen, die Fehler, die wir begangen haben, zu vermeiden —“

„Als ob es in der Liebe eine Berechnung, ein System geben könnte“, fiel Diogen ein. Constantin hörte ihn zum ersten Male lachen, er lachte muthwillig wie ein junges, schalkhaftes Mädchen, hell, fröhlich, von ganzem Herzen. Lachend schlug er neue Bände auf und wies Constantin die betreffenden Stellen, welche derselbe begierig wie eine angenehme Arznei verschlang. Da sprach der alte Goethe die große Lehre aus: „In der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist alles nur ein Wagestück und der Zufall thut alles.“ — Ein witziger Franzose ließ sich vernehmen: „Es ist in der Liebe

wie in der Mechanik, man hat in derselben das perpetuum mobile noch nicht entdeckt.“ Die ebenso weise als galante Ninon rief aus: „Die Poeten sind Narren, sie geben dem Sohne der Venus eine Fackel, einen Bogen, einen Köcher und doch beruht die Macht dieses Gottes nur in seiner Binde. So lange man liebt, überlegt man nicht, sobald man überlegt, liebt man nicht mehr.“ Marmontel scherzt: „Amor ist ein Kind, das geführt sein will, die Hoffnung ist sein Führer, ihr folgt er blind, er will, daß man ihn irre führt und nicht, daß man ihn aufklärt, das ist die Ursache und das Mysterium seiner Binde.“

„Weshalb sind Sie so grausam uns aufzuklären?“ rief Constantin.

„Weil es der einzige Weg ist, Euch von Amors Tyrannei zu erlösen.“

„Sie glauben also an kein Glück in der Liebe?“

„Arthur Schopenhauer sagt: Es gibt nur einen angeborenen Irrthum, es ist der, daß wir da seien, um glücklich zu sein.“

„Sie bestreiten, daß es auch wahre Liebe gibt, die uns beseligt.“

„Es ist mit der wahren Liebe“, las Diogen, „wie mit Geistererscheinungen, alle Welt spricht davon, aber nur wenige haben sie gesehen.“

„Wer sagt das?“

„Larochefoucault, ein Menschenkenner wie wenige!“

„Wenn wir uns aber bei unserer Thorheit selig

fühlen“, sagte Constantin, zu welchem Zwecke dann eine schmerzliche Weisheit auffuchen?“

„Weil die Weisheit uns zuerst Schmerzen und dann Freuden bereitet, die Liebe aber umgekehrt“, erwiderte Diogen; „als die schöne Lais von Demosthenes für eine Nacht 1000 Drachmen begehrte, antwortete er ihr: „Ich kaufe die Keue nicht so theuer.“ Und Rousseau sagt: „Wenn das Liebesfieber gleich dem Wechselfieber stets einen Tag aussetzen würde, so würde man sich an diesem Tage ohne Zweifel der Albernheiten schämen, die man im Fieberanfall begangen hat.“

„Ich staune Sie an, Herr Kremenowitsch, ist es denn so süß, Rosen zu zertreten?“

„Gewiß, wenn man vorher von ihren Dornen zerrissen worden ist,“ erwiderte Diogen mit einem Anflug von Bitterkeit. „Diderot sagt in einem seiner meisterhaften Dialoge, ich glaube in jenem, der sich Rameau's Affe betitelt: Wenn man leidet macht man Andere leiden! — Machen Sie daraus einen Schluß auf mich.“

„Das Publikum wird ungeduldig,“ rief jetzt Zaroslaw, „diesen harten kleinrussischen Kopf befehren Sie nicht so rasch, Herr Kremenowitsch, gehen wir also zur Tagesordnung über. Wie befindet sich Nadeschda Ossokin, was hören Sie von ihr?“

„Bah! was kümmert mich diese Person!“ rief Diogen fast ärgerlich und begann die Bände mit zornigem Gepolter einzuräumen.

„Wer ist diese Madeschda?“ fragte Constantin.

„Da sieht man den hauptstädtischen Löwen,“ spottete Melbachowski, „der unsere Größen auf dem Lande nicht einmal dem Namen nach kennt. Und doch hat Dvid in dieser Gegend unsterbliche Verse gedichtet.*) Haben Sie nie von einer Schriftstellerin Madeschda Ossokin gehört?“

„Nein.“

„Auch nicht von dem Blatte, das dieselbe herausgibt unter dem Titel „Die Wahrheit“?“

„Gehört wohl, aber ich habe es niemals gesehen. Ist es nicht so eine Art Bauernblatt?“

„Ein Journal für das Volk nennt dieser entartete Sohn Rothrußlands ein Bauernblatt!“ spottete Jaroslaw.

„Nun er ist damit entschuldigt, daß man sich in Lemberg, nach guter altpolnischer Sitte, wenig um die misera plebs auf dem Lande bekümmert,“ sagte Melbachowski, und hier ist er erst etwas über zwei Wochen. Auch für uns ist Frau Ossokin noch eine Fremde.“

„Weshalb kam sie hierher?“ fragte Constantin.

„Sie gab ihr Blatt bis jetzt in Przemyśl heraus,“ belehrte ihn Jaroslaw, er nahm mit Vorliebe die Miene eines Präzeptors an, „dort, von der polnischen Aristokratenpartei und der Regierung gleich heftig verfolgt, übersiedelte sie vor etwa einem Monate mit ihrem Blatte hierher, in das Herz der kleinrussischen Bevöl-

*) Es gibt in Ostgalizien einen Berg und einen See des Dvid, und die Sage will wissen, er habe sich zur Zeit seiner Verbannung in dieser Gegend aufgehalten.

terung. Aber sagen Sie mir doch," wandte er sich plötzlich zu Diogen, „warum hassen Sie denn eigentlich diese Frau so sehr?“

„Ich sie hassen?“ spottete Diogen, „ich habe sie ein einziges Mal von weitem gesehen und zwar zu Pferde. Ich versichere Sie, daß sie ausgezeichnet reitet und daß alle Weiber, die ein Pferd zu regieren wissen, auch niemals in Verlegenheit kommen, wenn es einen Mann zu unterjochen gilt. Mehr weiß ich von ihr nicht, weshalb sollte ich sie also hassen?“

„Soll ich es Ihnen sagen?“ rief Melbachowski.

„Belehren Sie mich doch.“

„Sie heißen Nadeschda Ossokin, weil Sie Ihrer Frau ähnlich sieht.“

„Nadeschda ist größer und auch härter als meine Frau.“

„Ihre Frau aber sie sieht ihr ähnlich.“

„Das ist es,“ sagt Diogen auf, „ich habe einfach eine Vorurtheile gegen diese Nation.“

„Nun machen Sie“ begann Diogen Ossokin mit einem lächelnden Blick über seine breite Brust, „den Versuch sie eine vollkommenen Dame, wie unsere Frauen sind. Ich habe das Gefühl, daß sie nicht mehr ist, als eine gemeine Weibchen.“

„Nun machen Sie mich“ begann Ossokin, „den Versuch sie eine vollkommenen Dame, wie unsere Frauen sind. Ich habe das Gefühl, daß sie nicht mehr ist, als eine gemeine Weibchen.“

Grund zu doppeltem Hasse, und endlich kämpft sie für die Emanzipation, für die Rechte der Frauen, Grund zu dreifachem Hasse.“

„Kind!“ rief Diogen lachend, „das wäre ein Grund sie zu lieben. So wie die Dinge liegen, ist es nicht die Frau, sondern der Mann, welcher der Emanzipation bedarf. Wir bewachen eifersüchtig die Attribute der Macht, in der That aber regieren uns die Frauen und wir sind mehr oder minder ihre gehorsamen Unterthanen, ihre Sklaven, welche den Pantoffel, der auf unserem Nacken steht, noch mit Küssen bedecken, besonders wir Polen und Russen, die wir mehr oder minder ein weiches Herz haben, während unsere Frauen alle geborene Herrscherinnen und Tyranninnen sind, und die Sklavenpeitsche ebenso anmuthig handhaben wie die Französinnen den Fächer und die Deutschen den Strickstrumpf. Für uns bedeutet die Gleichberechtigung der Frau unsere Befreiung.“

„Halten Sie es denn für so ungefährlich,“ sprach Jaroslaw, „den Frauen zu den Reizen, welche ihnen die Natur verliehen hat und durch welche sie uns jetzt schon beherrschen, auch noch jene Rechte zu verleihen, durch deren auf unser Geschlecht beschränkten Besitz wir jetzt das Gleichgewicht herzustellen versuchen?“

„Was nützen uns Rechte,“ lachte Diogen, „die das Weib sammt unserer erhabenen Person seinem Willen unterthan macht? Machen Sie den Mann meinetwegen zum Gotte, so wird das Weib dadurch

zur Beherrscherin eines Gottes werden und alles wird beim Alten bleiben. Ganz anders aber, wenn die Frauen sich emanzipiren, das heißt, wenn sie sich uns in allem gleichstellen, wenn sie aufhören, Frauen zu sein. Das Geheimniß ihrer Gewalt, ihrer Herrschaft liegt in ihrer Weiblichkeit, in ihrer Beschränkung, in dem Mysterium, welches das Weib vor unsern Augen umgibt. Das Weib unterjocht den Mann in seinem Boudoir, in irgend einer halbdunkeln Nische oder der Dämmerung einer Lanbe, lassen Sie es an das helle Tageslicht hinaustreten, die Rednerbühne besteigen, vor den Schranken des Gerichts plaidiren oder gar ein Regiment kommandiren, und die Macht des Weibes ist dahin. Deshalb bedeutet die Emanzipation der Frau die Befreiung des Mannes. Das Weib, das mit dem Manne rivalisirt, verliert alles, was das Weib für uns gefährlich macht, seinen Anmuth, seinen Reiz. Sehen Sie nur die erste beste Lehrerin oder Erzieherin an, welche ihren Beruf wirklich erfüllt, sie werden eine steife Haltung, eckige Bewegungen, ein durch die Brille um seine Gewalt betrogenes Auge finden, das Gesicht bekommt einen Ausdruck, der jede Illusion eines männlichen Herzens zurück zu weisen scheint, sogar auf die Toilette erstreckt sich ein gewisses Etwas, das vielleicht sehr respektabel und sehr schätzenswerth ist, aber das man nicht einmal matronenhaft nennen kann, weil es nichts Weibliches an sich hat und auch eine alte Frau noch ihre Art von Anmuth hat, diese Geschöpfe aber voll-

kommen reizlos sind. Verstehen Sie jetzt, weshalb ich für die Emanzipation der Frauen schwärme?"

Alle Anwesenden lachten.

„Sie haben mich übrigens zu rechter Zeit daran erinnert,“ fuhr Diogen fort, „daß in der nächsten Sitzung unserer Republik jedes Mitglied alles, was es bis dahin über Nadeschda Ossokin erfahren hat, in unserem gemeinsamen Interesse, wahrheitsgetreu, ohne Uebertreibung, aber auch in keiner Weise abgeschwächt, in Form eines objektiven Berichtes niederzulegen hat. Man muß vor allem seine Gegner kennen, und es droht uns Krieg von mehr als einer Seite.“

„Wie? wie das? das ist interessant!“ riefen alle durcheinander.

„Nadeschda mit ihrem Blatte ist die eine Gefahr, die uns droht,“ sagte Diogen, „die zweite ist der Bund der Männerfeindinnen.“

„Was? ein Bund! Männerfeindinnen! das ist ja zum Todtlachen!“ klang es wie im Chor.

„Er hat uns zum Besten,“ sagte Jaroslaw.

„Sie wissen also nicht, daß Fräulein Scharow, von gerechtem Abscheu gegen uns undankbares Gezücht von Schlangen erfüllt, einen Verein gestiftet hat, der dem unseren auf ein Haar ähnlich sieht, und zwar ganz im Geheimen gestiftet, sonst wüßte man ja nichts davon.“

Woher er das wieder hat,“ verwunderte sich Melbachowski, „ihm bleibt doch nichts verborgen.“

„Ist diese Scharow nicht eine Lehrerin?“ fragte Constantin.

Jaroslaw bejahte.

„Ohne Zweifel einer kokette Amazone im Stile der Prinzessin Daschkoff*)?“ forschte Constantin weiter.

„Ein französischer Satyriker,“ gab Diogen zur Antwort, „stellt vier weibliche Lebensalter fest, im ersten spielen unsere Tyranninnen mit Puppen, im zweiten mit dem Spiegel, im dritten mit einem Sticrahmen im vierten mit Büchern. Fräulein Scharow ist bei dem letzten angekommen, sie ist sehr gelehrt und haßt ihren Spiegel, weil er ihr die Wahrheit sagt.“

„Die Hauptsache ist nun, nach meiner Meinung,“ rief Melbachowski, „uns bei Zeiten zum Kriege zu rüsten, und vor allem uns zu verstärken. Ich beantrage deshalb —“

„Anträge gehören in die Sitzung,“ unterbrach ihn Jaroslaw.

„Ich meine nur, man könnte vorläufig Constantin irgend eine Probe auferlegen, und dann das nächste Mal darüber abstimmen, ob er aufzunehmen ist,“ fuhr Melbachowski fort.

„Aber erlauben Sie mir,“ mischte sich Pharinus kräftig ein, „Proben können nur bereits als Schüler Aufgenommene unterzogen werden.“

„Melbachowski hat offenbar die Absicht, erst die Geschicklichkeit Constantins, seine Talente in unserem

*) Die intime Freundin der Czarin Katharina II.

Sinne festzustellen," sprach Diogen, „was bei einem uns fast Unbekannten etwas für sich hat. Die ernstesten Proben des Charakters folgen natürlich erst, wenn er als Schüler Aufnahme fand.“

„So habe ich es gemeint.“

„Und ich habe bereits eine Aufgabe für Sie," wendete sich Diogen zu Constantin. „Sie werden in der Personbeschreibung Petrowna's die Füße vermissen. Es ist dies ein wichtiger Bestandtheil der weiblichen Erscheinung, über den wir sehr ungerne im Unklaren sind. Bisher gelang es, trotz aller List und Mühe keinem von uns, diesen Gegenstand aufzuklären. Sie werden also alles aufbieten, um über Petrowna's Füße ins Reine zu kommen. Stellen Sie sich diese Aufgabe nicht so angenehm vor, als sie auf den ersten Blick erscheint, ich könnte von Ihnen die Entdeckung der Nilquellen verlangen und Sie würden wahrscheinlich viel früher und mit ungleich geringeren Drangsalen zu einem Ergebnis gelangen. Petrowna ist das Mädchen, ihre Füße bis auf das Aeußerste zu vertheidigen.“

Drittes Kapitel.

Das Wörterbuch der Liebe.

„Das Aufbrausen eines Weibes läßt immer viel Liebe voraussetzen.“

Propertius.

Constantin Sablonski brachte die nächsten Tage abwechselnd im Bureau und mit der Belagerung des Pirovki'schen Hauses zu. Er nahm seine Aufgabe sehr ernst, vielleicht mehr in seinem Interesse, als in dem der Republik der Weiberfeinde. Die Menschen sind nun einmal so selbstsüchtig. Erschienen die Damen auf dem Balkon, so ging er unten gleich einer Schildwache auf und ab; er entdeckte ein Astloch in der Planke, durch das er mit unermüdlichem Eifer Petrowna bei ihrer täglichen Gartenarbeit belauschte, verließ sie das Haus, folgte er ihr in respektvoller Entfernung, wie ein Bedienter. Das Ergebniß war, daß er zwar ihre Füße nicht zu sehen bekam, aber sich immer mehr in ihre reinen, jugendlichen Reize verstrickte.

Endlich schien ihm das Glück zu lächeln. Als er eines Morgens die Vorhänge zurückschlug, sah er, daß es in der Nacht stark geregnet hatte, die Straße von kleinen und großen Pfützen erglänzte, und von den Dächern noch immer Wasser herabrann. Das war das richtige Wetter für ihn. Er kleidete sich schnell an und kam gerade noch zur rechten Zeit auf den Ring, um Petrowna in einem Regenmantel, dicht verschleiert, aus dem Hause treten zu sehen. Er wußte, daß sie zu dieser Stunde in die Kirche ging, darauf baute er seine kühnsten Hoffnungen. Sie mußte fünf breite Stufen hinansteigen, Stufen vom Regen ausgehöhlt, in denen das Wasser sich wie in Rufen angesammelt hatte, sie mußte ihr Kleid aufheben. Er folgte ihr, blieb in einiger Entfernung von der Kirche stehen, und nahm sein Borgnon vor.

Der große Augenblick kam. Er hatte schlecht gerechnet, Petrowna ließ ihre Schleppe durch das Wasser schwimmen, und er sah nicht einmal den Absatz ihres Stiefelchens.

Er folgte ihr mit rührender Geduld in die Kirche, aus der Kirche über den Ring in die Tschernomwka Ulica, wo sie im Judenviertel verschiedene Einkäufe machte, er folgte ihr zu mehreren Freundinnen, denen sie intime Besuche abstattete, er verfolgte sie durch mehrere Stunden, aber ohne Erfolg, nicht die Spitze ihres Füßchens bekam er zu sehen, geschweige dieses selbst.

Da, als sie von der Promenade durch das enge

Rosengäßchen, dessen Name eine Ironie auf die Düste zu sein schien, von denen es erfüllt war, auf den Platz zurückkehren wollte, kam sie an eine Pfütze, die eigentlich ein kleiner See war. Diese Pfütze trocknete nur in den Hundstagen aus. Wenn die Studenten des Gymnasiums sich von ihren horazischen und anacreontischen Leiden durch eine Judenprügelei zu erholen suchten, was nicht allzu selten geschah, und die wehklagenden Hebräer zuletzt von der Promenade durch dieses Gäßchen in ihr Quartier trieben, nannten sie das die Juden durch das rothe Meer ziehen lassen.

Vor diesem rothen Meer stand jetzt Petrowna und überlegte, während Constantin sich mit triumphirender Miene einige Schritte hinter ihr aufpflanzte.

Plötzlich wendete sich das resolute Mädchen um und rief, ihm einen wilden, bösen Blick zuwerfend und vom Zorn dunkelroth gefärbt: „Wissen Sie nicht, Herr, daß es sich nicht schickt, bei einem solchen Wetter einer Dame nachzugehen?“ Constantin nahm den Hut ab und erwiderte lächelnd: „Ich werde, sobald Sie es befehlen, voran gehen und danke Ihnen zugleich für die Erlaubniß, Ihnen bei schönem Wetter folgen zu dürfen.“

„Scherzen Sie mit wem Sie wollen“, fuhr ihn Petrowna an, „aber nicht mit mir und nun gehen Sie voraus.“

Constantin gehorchte. Als sie auf den Ring hinaustraten, blieb er stehen und grüßte ehrerbietig, sie aber

blickte weg und eilte über den Platz wie ein flüchtiges Reh. Ihr Füßchen ließ sie aber trotzdem nicht sehen.

Während Constantin in dieser Weise seine Talente erprobte, sann Diogen in allem Ernste darüber nach, wie er ihn vor der Sirene in der Hermelin-Kazabarka retten könnte. Constantins offenes, hübsches Gesicht hatte den grimmigen Philosophen auf den ersten Blick für sich eingenommen, und da er in jedem Weibe, sogar in dem reinsten, unschuldigsten, eine für sein Geschlecht gewundene Zuchtruthe sah, so empfand er etwas wie Furcht und Trauer über die jugendliche Leidenschaft seines neuen Schülers. Er sann nach und als er einmal eine brauchbare Idee hatte, war auch sein Plan schnell fertig.

Er ging in die Zutiernia, zur Zeit, wo er wußte, daß die Husarenoffiziere dieselbe besuchten und fand, wie er erwartete, den Major Woroniezki in seinen weißen Don Juan-Mantel gehüllt und verdrießlich an einer Virginiacigarre kauend.

„Ach!“ dachte Diogen, „er wird wieder von seinen Juden maltrahirt. Das ist die Stimmung, die ich brauche.“

Nachdem sie einige gleichgültige Bemerkungen gewechselt hatten, sagte der Major endlich, seinen schönen, pechschwarzen Schnurrbart streichend: „Herr Kremenowitsch, wissen Sie niemanden, bei dem ich ein Geld bekäme?“

„Hm! ich weiß niemand“, erwiderte Diogen, „aber

ich weiß ein ausgezeichnetes Mittel, Sie vollständig zu rangiren. Heiraten Sie.“

„Haben Sie eine Partie für mich?“

„Gewiß und sogar eine glänzende. Petrowna Pirowki.“

„Sie scherzen.“

„Ich scherze nicht. Sie sind der Mann, diese kleine Wilde zu bezwingen, und gelingt Ihnen dies, so bekommen Sie eine junge, hübsche Frau, baare 80,000 Gulden und ernten noch zum Ueberflusse den gerührten Dank der Eltern.“

„Sie vergessen, in welchem Ruf ich stehe“, sagte der Major lächelnd.

„Die Welt sagt Ihnen nach, daß Sie ein schöner Mann sind, und daß die Frauen dies an Ihnen zu schätzen wissen“, erwiderte Diogen, „Sie gelten nebenbei für ein wenig flatterhaft, das macht Sie noch interessanter. Reife Frauen lieben unerfahrene junge Leute, ein Mädchen dagegen wird einem Manne, der keine Geschichte hat, niemals sein Herz schenken.“

„Alles zugegeben“, sprach der Major, „so ist hier noch ein besonderer Umstand, der mich auch bisher bestimmte, der Familie Pirowki auszuweichen. Frau Pirowki war, um es nur gleich zu gestehen, meine erste Liebe. Ich war damals ein junger Lieutenant von zwanzig Jahren, sie eine blühende, schöne Frau von dreißig. Ach! was für selige Erinnerungen. Sie war mein Ideal und ist es heute noch. Ein Page, dem

eine Katharina II. ihre Gunst schenkte, konnte nicht schönere Tage verleben, als ich sie damals genoß. Ich betete diese Frau an und zitterte zugleich vor ihr.“

„Das hindert Sie ja aber nicht, jetzt ihre Tochter zu heiraten.“

„Es sind freilich zwanzig Jahre seitdem verflossen“, fuhr der Major fort, „aber ich bin doch nicht sicher.“

„Daß sie noch Ansprüche an Ihr Herz macht?“

„Das nicht, aber was' wird sie denken, wenn ich als Bewerber um Petrowna — es geht wirklich nicht.“

„Ueberlassen Sie es mir, die Sache einzufädeln“, rief Diogen.

„Wenn Sie es thun wollen, bin ich zu großem Danke verpflichtet“, versetzte der Major.

„Es wird mir ein Vergnügen sein.“

Am folgenden Tage lockte heller Sonnenschein und die wunderbare Frische eines Junimorgens die Familie Pirovki zeitlich in den Garten. Die Herrschaften nahmen den Café in der geräumigen Laube, welche ein mehr groß gedachtes, als kunstvoll ausgeführtes Werk des würdigen Herrn Pirovki war, dann zündete Petrowna diesem die lange Türkenpfeife an und er hüllte sich und den Czaſ*), aus dem er täglich seine politische Weisheit schöpfte, in geheimnißvolle blaue Tabakwolken ein. Während Frau Pirovki sich mit einer Stickerei beschäftigte und Leopoldina eifrig

*) Die Zeit. Ein großes, in Krakau erscheinendes politisches Journal.

einen Roman der George Sand las, begann Petrowna im Garten zu arbeiten.

Die drei Damen trugen das elegante polnische Negligee, eine Seidenschleppe im edeln Stile, ohne jeden Aufputz, eine Kazabaita mit Pelz besetzt und Pelzpantoffeln, jede in anderer Farbe. Frau Pirowki durchaus schwarzen Atlas mit Behenpelz, Leopoldina über hellgraue Seide hellblauen Atlas mit dunkeln Kaninchen und Petrowna ihre rothe Hermelin-Kazabaita zu einem weißen Mouffelinrock. Dagegen war der alte Herr jederzeit in großer Toilette. Es gab nichts, was er so sehr haßte, wie einen Schlafrock. Seitdem die Männer Schlafröcke tragen, pflegte er zu sagen, gibt es keine glücklichen Ehen mehr. Er war gleichsam stets bereit, zu Pferde zu steigen und in die Schlacht zu reiten, als echter Edelmann der alten Polenrepublik in seinen schwarzen Safianstiefeln mit tausend Fältchen, seinen blauen Bluderhosen, seinem blauen, weiß gefütterten Kontusch und dem vergoldeten Gürtel. Sein reiches weißes Haar war in der Mitte sorgfältig abgetheilt und bildete in dem kräftigen Nacken natürliche Locken, während sein schwarzer Schnurrbart bis auf das jederzeit frische, weiße Hemd herabhing.

„Papa, was haben Sie denn eigentlich in diesem Beete hier gepflanzt?“ fragte plötzlich Petrowna.

Sofort wurden alle aufmerksam, denn es gab niemanden im Hause, der sich nicht ein wenig vor dem reizenden Wildfang fürchtete.

Als die Jüngste zuerst wenig beachtet, dann überall zurückgesetzt, von den Eltern vernachlässigt, von den Geschwistern unterdrückt, von den Dienstleuten bei jeder Gelegenheit geneckt, sah sich Petrowna auf sich selbst angewiesen und wurde frühzeitig selbstständig und in dem Bemühen, sich durch eine gewisse Energie zur Geltung zu bringen, trotzig, eigensinnig, widerspenstig, und bis zur Unart aufrichtig. Wenn ihre Schwestern sich einschmeichelten oder durch Lügen etwas zu erreichen suchten, war sie gewohnt, in ihre Intriguen wie eine Rake in ein Spinnengewebe hineinzufahren und dieselben zu zerreißen. Von aller Welt gehofmeistert, begann sie, aus einer Art Nothwehr endlich alle Welt zu hofmeistern und die großen gescheidten Leute fürchteten insgesammt ihre Zunge, genau so wie die Kinder die Ruthe fürchten.

Es war möglich, daß Leopoldina lauter sprechen mußte, um sich vernehmlich zu machen, daß Herr Birovki, um zu Worte zu kommen, aufstehen mußte, wie wenn er eine Rede halten wollte, ja, es war nicht unmöglich, daß Frau Birovki in die Lage kam, im strengen Tone auszurufen: Jetzt spreche ich! Petrowna wurde aber jederzeit angehört.

So legte auch jetzt Papa den Gas, Mama die Stickerei und Leopoldina den Roman nieder und alle riefen zugleich: „Was für ein Beet meinst Du?“

„Dieses hier“, antwortete Petrowna, mit der Hand dasselbe bezeichnend.

„Was habe ich denn da gepflanzt?“ sagte Herr Birovki in Nachdenken versinkend.

„Ich denke Kartoffeln“, sagte Frau Pirovki mit einem Anflug von Mißtrauen, indem zugleich ihre schöne, wohlgepflegte Hand mit graziöser Würde die Vornette vor die braunen, lebhaften Augen brachte.

„Ich denke auch“, gab Herr Pirovki zur Antwort, auf seinem edeln, wohlwollenden Gesichte malte sich nur zu deutlich eine gewisse Verlegenheit, dem bei aller Gutmüthigkeit majestätischen Manne imponirte seine kleine, zarte Frau ganz außerordentlich; sie imponirte ihm durch jenes gewisse Etwas, das die Dame macht, jene Feinheit, welche nicht einmal im Affekt die Würde außer Acht läßt und im Schlaigemache die Etikette eines Throniaales aufrecht erhält; jene Sorgfalt in Bezug auf alles, was die Persönlichkeit ausmacht, welche stets à quatre épingles ericheint nach dem Prinzip jenes bei uns berühmt gewordenen deutschen Tanzmeisters des vorigen Jahrhunderts, der alles in der Welt „zierlich und manierlich“ gethan sehen wollte; sogar sterben mußte man nach seiner Ansicht mit Manier.

„Aber“ rief Sero'dina, „ich denke Noien?“

„Ich denke auch, daß es Noien sein werden“, wiederholte Herr Pirovki leinlaut.

„Erhöret hat Du gar nichts, nicht?“ fragte Serpionna, „ich habe dich doch gehört.“

„Wahrlich Du es nicht, werden es wohl Erhöret sein“, sagte Herr Pirovki, er ergab sich bereits in sein Schicksal.

„Du hast mir doch verprochen, für mich zu sorgen.“

begann wieder Leopoldina, indem sie aufsprang und zu dem Beete hinlief.

„Ja, ich habe es Dir versprochen.“

„Mais, mon cher“, sagte Frau Pirowki, leise aber sehr bestimmt, „mein Wunsch war doch hier Kartoffeln zu haben.“ Auch sie verließ ihren Sitz und näherte sich langsam, feierlich in ihrer Seide rauschend, dem Unglücksbeete.

„Ja, es war Dein Wunsch“, versetzte ihr Gemahl, ihr folgend.

„Du aber hast Erdbeeren gepflanzt“, sagte die feine alte Dame, das Beet lorgnettirend.

Ihr Gatte blickte ängstlich von der Seite in ihr noch immer schönes Gesicht, das von glänzendem, braunen Haar eingerahmt war und zu beiden Seiten der niederen, griechischen Stirne zwei große, dicke Locken hatte, die Schleifen gleich wegstanden.

„Nein, Rosen, Mama!“ rief Petrowna entsetzt.

„Kartoffel!“ seufzte Leopoldina, „aber Papa!“

„Du siehst, daß mir Deine Wünsche Befehle sind“, sagte Herr Pirowki, die Hand seiner Frau zärtlich küssend.

„Mir thust Du aber niemals was zu lieb, Papa“, schmollte Leopoldina.

„Hast Du mir nicht Erdbeeren versprochen“, begann Petrowna energisch.

„Ja, Erdbeeren —“

„Rosen!“

„Erdbeeren, Rosen, Kartoffeln“, fuhr Herr Pirowki

auf, der, sobald er aufgebracht war, sehr ernst und imposant wurde, „Ihr bringt mich noch dahin, daß ich ganz meine Fassung verliere.“

„Contenance ist der gebildete Ausdruck dafür“, bemerkte Frau Pirowki spitz.

„Meinetwegen Contenance“, rief der alte Herr, „ich möchte Euch gerne Euren Willen thun, wenn aber jede etwas Anderes will, wie soll ich es anfangen, es allen Dreien recht zu machen? Drei Karbatsche für einen Rücken ist zu viel, nach dem Sprichwort.“

„Moderire Dich doch“, bemerkte Frau Pirowki mit Würde.

„Du hast Kartoffel befohlen“, fuhr der alte Herr fort, „Leopoldina hat Rosen gewünscht und Petrowna Erdbeeren, so habe ich denn Kartoffel, Rosen und Erdbeeren gepflanzt.“

„Die beiden Mädchen begannen laut zu lachen, Frau Pirowki lächelte, mehr erlaubte ihre Würde nicht.

„Wir müssen nicht ungerecht sein“, sagte Petrowna mit einem Ernste, der unendlich viel Romisches an sich hatte, „Papa ist in einer schwierigen Lage, drei Herren zu gleicher Zeit kann man nicht dienen.“

„Und was für Herren“, seufzte der alte Edelmann, „Baschas in Weiberröcken —“

„Kobe ist der gebildete Ausdruck dafür“, wies ihn seine Frau zurecht.

„Sklave zu sein, geht noch an, und einen Pantoffel

kann man sich gefallen lassen, aber drei Pantoffel und dreifache Sklavenketten, das ist zu viel.“

Das Gespräch nahm eine für die Damen gefährliche Wendung, zum Glücke schlug es aber vom Thurne Zwölfe und mit dem Glockenschlage erschien der Bediente und meldete Diogen und den Major.

„Mon Dieu“, sagte Frau Pirovki, „wir sind noch gar nicht angezogen, um einen Besuch zu empfangen, aber führe die Herren nur in den Garten.“ Sie setzte sich wieder in die Laube und blickte in einen kleinen, in Silber gefaßten Spiegel, den sie stets bei sich trug. — Leopoldina nahm ihr gegenüber Platz und während sie mit der Linken den Ärmel ihrer Kazabaißa herabzog, stützte sie sich mit feiner Berechnung auf die rechte Hand, und setzte so ihren schönen Arm, dessen Elfenbeinglanz das dunkle Pelzwerk noch erhöhte, in das günstigste Licht. Von Petrovna erblickten dagegen die eintretenden Herren nur eine weiße Schleppe und einen breiten Streifen Hermelin, denn siekehrte ihnen den Rücken und bückte sich tief zu dem Unglücksbeete nieder aus dem sie unbemerkt die Kartoffeln herauszureißen begann.

Als Frau Pirovki den Major erblickte, überschlich ein wehmüthiges Lächeln ihr ruhiges, unbewegliches Gesicht. Sie erhob sich etwas, um ihm die Hand zu reichen, die er feurig küßte. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen nach so viel Jahren, die einst gefeierte Schönheit, von der Zeit auf das

grausamste zerstört, und der von Kraft und Lebensfreude strotzende Mann, der mit Bierzig noch gefährlicher war, als einst mit Zwanzig, der nur zu seinem Vortheil verändert schien. Nachdem Diogen den Major allen vorgestellt hatte, nahmen die Herren in der Laube Platz und es entspann sich ein lebenswürdiges Gespräch, das Frau Pirovki mit dem feinsten Takt leitete und an dem alle theilnahmen bis auf Leopoldina, welche sich darauf beschränkte, ihre schwarzen Sammetaugen schmachtend auf den Major zu heften und denselben vor das unerbittliche Gericht eines zwar noch jungen und tadellosen, aber erfahrenen Mädchenherzens zu stellen. Der verwegene Husar bestand dasselbe indeß ganz gut.

Leopoldina bemerkte zuerst mit ruhigem Wohlgefallen, daß er nicht nur einen fecken, schwarzen Schnurrbart, sondern auch dichtes Haar von derselben Farbe hatte, die erfahrenen Mädchen lieben die Shakspeare-Stirne nicht. Sein energisches, fast wildes Gesicht, mit der sonnenbraunen Zigeunerfarbe und den dämonischen Augen weckte keine romantische Regung in ihr, sie fand es einfach interessant, und die Harmonie dieses Gesichtes mit der zwar nur mittelgroßen, aber athletischen Gestalt, mit einem nicht gelehrt dressirten, aber scharfen, natürlichen Verstande, der sich in gesunden Anschauungen und einer knappen Ausdrucksweise deutlich ausprägte und mit einem nobeln, ritterlichen Wesen, das seine Kraft leicht und angenehm im Zügel hielt, weckte ihr Zutrauen, wie

alles, was uns stark entgegentritt. Sie beobachtete ihn nicht lange, dann blickte sie scheinbar auf zwei schöne Falter, die in der warmen Luft spielten und sagte sich mit der Ueberlegenheit eines Weibes, das gewohnt ist zu erobern: „Er muß mein Mann werden.“

Der erste Besuch war, wie es die Etikette vorschreibt, ein kurzer. Als die beiden Herren das freundliche, kleine Haus verließen, sprach keiner ein Wort. Erst in der Mitte des Ringes blieb der Major stehen und seufzte auf.

„Was haben Sie,“ sagte Diogen, „hat Petronna Sie bereits zu Tode verwundet?“

„Nein, mein Theurer,“ erwiderte der Major, „ich bin nur ein wenig traurig über eine Geschichte, die eigentlich ungemein komisch ist. Wissen Sie, daß ich nicht begreife, wie ich wegen dieser Frau eine Reihe so ausgesuchter Thorheiten begehen konnte, daß ich mir geradezu eselhaft erscheine, wenn ich bedenke, daß ich mich um ihretwillen erschießen wollte und jeden ermordet hätte, dem nur ein Lächeln von ihr zu Theil geworden wäre.“

„So würde es jedem Romantiker ergehen,“ lachte Diogen, „wenn er nur Geduld hätte ein wenig zu warten. Es ist nicht einmal nöthig, eine so derbe Belehrung zu erhalten, wie sie uns das Alter in Bezug auf eine Frau giebt. Dieselbe Dame, die uns heute mit Füßen treten kann, dürfte fünf Jahre später, wenn unsere Sinne sich beruhigt haben, nicht

einmal verlangen, daß wir ihr unsere tägliche Tarapartie opfern. Romeo und Othello wären Großväter geworden, wenn sie es nur über das Herz gebracht hätten, ein wenig zu warten.“

Der Major besuchte nun die Familie Pirroki so oft, als es nur der polnische Anstand zuläßt, er kam jeden Tag zweimal zu Pferde vorbei, zeichnete die am Fenster oder auf dem Balkon erscheinenden Damen durch kühne Lancaden aus und ließ, was eine besonders angenehme Huldigung war, die Regimentsmusik einmal die Woche auf dem Plage vor dem Hause des Herrn Pirroki spielen.

Petrovna lohnte alle diesen Aufmerksamkeiten mit schönem Undank. Sie hörte wohl die Musik an, aber zog ein Mäulchen und warf ihre Zöpfe hoch zurück wenn der Major ihr Schenken sagte.

Einmal fand er sie im Garten damit beschäftigt, die Wege neu herzustellen, er schnallte galant den Säbel ab und eilte, während sie mit dem Rechen arbeitete ihr Schotter zuzuführen, sie aber statt sich zu bedanken, riß ihm den Schiebkarren trozig weg.

„Sie weisen meine Hilfe zurück,“ sagte der Major, „und mir macht es so viel Vergnügen, Ihnen zu dienen.“

Dienste, die man annimmt, legen Verpflichtungen auf,“ bemerkte Petrovna trocken, „und ich will niemandem verpflichtet sein.“

Constantin blieb indeß nicht müßig. Sein Plan,

sich dem geliebten Mädchen zu nähern, war das Ergebnis tiefen Nachdenkens, er hielt denselben geheim, wie alle großen Strategen.

Seine Berechnung ging vor allem dahin, sich eine feste Position zu erobern, in die er sich nach einer verlorenen Schlacht zurückziehen konnte, um sich zu neuem Angriff zu rüsten. Es wäre leicht gewesen, sich bei Pirowki einführen zu lassen, nach einem Mißerfolge bei Petrowna wäre er aber gezwungen gewesen, wieder auszu-bleiben und da er auf eine ganze Reihe von Mißerfolgen gefaßt war, wählte er einen Umweg, der ihm jene Vortheile bot, welche ein befestigtes Lager einer Armee gewährt.

Im Hause des Herrn Pirowki wohnte Monsieur Barèe, ein alter Franzose und ehemaliger Offizier der großen Armee, welcher zu der Familie in geradezu freundschaftlichen Beziehungen stand. Er fand seinen Unterhalt in der elegantesten Weise durch französische Lektionen, welche er in den besten Familien der Kreisstadt sowie bei den Gutsbesitzern der Umgegend gab.

Er war bei dem Rückzuge Napoleon's aus Rußland im Jahre 1812 schwer verwundet nach Krakau gebracht und nach der österreichischen Kriegserklärung 1813 als Gefangener in Lemberg internirt worden. Nach dem Pariser Frieden zog er es vor, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, sondern in unserer Kreisstadt seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er war nun schon bei 80 Jahre alt, aber noch immer rüstig, frisch und stets

guter Laune. Es gab im ganzen Kreise niemanden, der ihn nicht kannte und nicht lieb hatte. Vor allem war er der Vertraute aller Damen. Er hatte mit den Großmüttern Voltaire und Moliere gelesen, die Mütter unterrichtet, und lehrte jetzt die Töchter und Enkelinnen. Alle Familienverhältnisse waren ihm bekannt. In Liebesaffairen war er ein gesuchter Rathgeber und Postillon d'Amour von musterhafter Geschicklichkeit und Verschwiegenheit.

Zu diesem lebenswürdigen alten Herrn kam eines Morgens Constantin mit dem Anliegen, ihm französische Lektionen ertheilen zu wollen.

Monsieur Barèe, der eben in grauen Pantalons, weißem Silet, blauem Frack mit goldenen Knöpfen und tadelloser weißer Kravatte mitten in seiner Stube stand und seinen hohen weißen Cylinderhut bürstete, lud ihn ein auf dem kleinen Canapee unter dem Bilde Napoleons und gegenüber den Schlachten von Marengo und Austerlitz Platz zu nehmen, legte Beranger's Chanson's vor ihn hin und bat ihn, den alten Corporal vorzulesen. Als Constantin zu Ende war, lächelte der Alte fein und schalkhaft vor sich hin.

„Sie sind soweit in der Sprache Monsieur,“ sagte er, „daß Sie nur noch Lectüre und Conversation benöthigen. Aber wozu dieser Vorwand, Sie wollen ja nicht Lektionen bei mir nehmen, sondern durch mich einer jungen Dame nahe kommen, die in diesem Hause wohnt.“

„Verzeihen Sie —“

„Aber Monsieur, ich bin alt genug, um das sofort zu wissen, Sie sind verliebt in Mademoiselle Petrowna. Sehr begreiflich. Sie sind ein honneter junger Mann und haben gute Absichten, warum sollte ich Sie nicht in dieser Affaire unterstützen? Aber Sie müssen haben viel Courage! Mademoiselle Petrowna ist ein kleiner Diable.“

Das ist es eben, Monsieur,“ seufzte Constantin, „ich bin in Petrowna närrisch verliebt und habe so wenig Muth und noch weniger Hoffnung.“

„Bah!“ machte Barèe, aus einer kleinen goldenen Tabatière, eine Prise nehmend, „zu viel Courage ist auch nicht gut bei den Frauen“. Er stand auf und holte ein kleines Buch in Oktav. „Kennen Sie das?“ fuhr er fort, indem er es aufschlug, „das ist der berühmte Dictionnaire d’amour, erschienen in Paris 1808. Sehen Sie hier dieses Tableau und diese Verse.“

Das Titelblatt zeigte ein schönes Weib, vielleicht Venus selbst, vor Amor knieend, unter demselben war zu lesen:

Qui que tu sois, voici ton maître,
Il l’est, le fut ou le doit être. *)

„Also,“ rief der gutmüthige Alte, Constantin mit seinen schönen, blauen Augen ermutigend, „weshalb verzweifeln! Auch Petrowna wird diesen maître kennen

*) Wer Du auch seist, sieh hier Deinen Meister,
Er ist es, war es, oder wird es sein.



lernen. Niemand kann ihm widerstehen. Die Liebe hat gemacht die schöne Ninon d'Enclos zur Souveraine. Hier steht zu lesen: Coligny, Albret und Condé streckten vor dieser belle personne die Waffen und sogar ein Larochefoucault vergaß neben ihr seine Maximen. Sie haben erhalten einen Blessure. Was sagt der Dictionnaire d'amour über diesen Punkt. „Wunden.“ Die Liebe schlägt sie dem Herzen, aber glücklicherweise sind sie nicht alle tödtlich. — Also Muth, mon ami, der tapferste im Kriege kann in der Liebe der größte Boltron sein, sagt mein Dictionnaire und Ninon d'Enclos sagt: Um mit Erfolg kühn zu sein, muß man das Recht dazu erworben haben, und es nur im richtigen Augenblicke sein.“

„Ich bitte Sie, mir aber doch zu erlauben —“

„Ja, ja, Sie kommen zu mir als mein Schüler, wir werden zusammen lesen den Krieg von 1812 von Segur, den ein deutscher Auteur hat genannt die Iliade française, und lassen Sie alles andere machen den alten Barè. Mais apresent il faut doner mes lecons.“ Der alte Herr nahm seinen Hut und seinen kleinen Rohrstock mit dem goldenen Knopf und steckte das Wörterbuch der Liebe zu sich. „Dieses Buch begleitet mich immer,“ sagte er, „ich trage es auf dem Herzen, genau so, wie man sich im Winter in einen Pelz hüllt.“

Constantin kam nun täglich um 4 Uhr Nachmittags zu dem alten Franzosen, um mit ihm den Krieg von

1812 zu studiren und von Zeit zu Zeit durch das Fenster einen Blick in den Garten hinabzuwerfen, wo Petrowna's schlanke Gestalt über den Kiesweg schwebte oder doch ihre Hermelin Kazabaita durch die grünen Spaliere schimmerte.

Ein schalkhafter Zufall wollte, daß er sie einmal auf der Treppe begegnete. Er stieg rasch die Stufen derselben empor, sie flog hinab ein fröhliches Rosakenneliedchen singend und flog geradeaus in seine Arme.

„Mein Herr!“ rief sie und machte sich nicht eben allzu sanft los, „wagen Sie es, mich bisshier zu verfolgen?“

„Verzeihen Sie, Panna Petrowna,“ sagte Constantin, den Hut abnehmend, „daß ich Ihnen widersprechen muß, aber ich wage es nur, in Ihrem Hause bei Monsieur Barèe französische Lektionen zu nehmen.“

Petrowna wurde purpurroth und ergriff, ohne nur ein Wort zu erwidern, die Flucht.

Denselben Abend kam Barèe zu ihren Eltern zum Thee. Man sprach von der bevorstehenden Uebersiedlung der Familie nach ihrem Gute Slobudka.

Mit den regelmäßigen Lektionen ist es dann nichts,“ begann der alte Franzose, „überhaupt sind die beiden Fräuleins so weit vorgeschritten, daß an die Stelle des Unterrichtes Conversationsabende und Correspondenzen treten sollten.“

„Sehr richtig,“ bemerkte Frau Birovski, „auch wir Alten könnten daran theilnehmen.“

„O Madame!“ rief Barèe, ihre Hand feurig küßend, „une belle femme wird niemals alt.“

Frau Pirovki lächelte selig. „Sie sind immer noch der galante ritterliche Barèe,“ lispelte sie.

„Damit aber ein gewisser Ernst in die Sache kommt,“ fuhr Barèe fort, „ist es nöthig, daß wir diese Uebungen nicht im Familienkreise abhalten, sondern einige Fremde dazu ziehen. Ich bitte also um die Permission, einige sehr honette junge Herren zu diesem Zwecke empfehlen zu dürfen, welche meine Schüler sind.“

„Gewiß ist das dem Zwecke entsprechend,“ sagte Herr Pirovki.

„Und ich weiß, daß Sie nur die würdigsten jungen Leute einführen werden,“ fügte seine Frau hinzu.

„Gewiß,“ erwiderte Barèe, „da ist zuerst Herr Melbachowski —“

„Sehr angenehm,“ sagte Frau Pirovki.

„Dann Herr Jaroslaw Gwiasda, un jeune poete.“

„Wie interessant,“ flötete Leopoldina.

„Endlich Herr Constantin Jablonskij, Beamter bei dem Kreisamte —“

„Monsieur,“ fiel Petrowna ein, „ich bin gegen diesen Plan. Auf dem Lande will man ungestört sein, und mit Ihnen könnten wir viel ungenirter und angenehmer conversiren als mit diesen Herren, welche uns in jeder Beziehung einen Zwang auferlegen. Nicht wahr, Papa?“

„Wenn man es erwägt,“ sagte Herr Pirowki, „hat Petrowna nicht so Unrecht.“

„Aber hie und da ist ein Besuch gerade in der Stille des Landlebens erwünscht,“ sprach Leopoldina, „ich bin gewiß, daß uns diese Abende mit den Herren sehr viel Vergnügen bereiten werden, glaubst Du nicht Papa?“

„Leopoldina hat Recht,“ antwortete Herr Pirowki.

„Ich bin dafür,“ entschied seine Frau, „und Petrowna wird sich fügen.“

„Ich hoffe es,“ sagte Herr Pirowki.

„Aber Papa, du warst doch meiner Ansicht?“

„Liebe Petrowna, ich habe nur gesagt, daß Du nicht ganz Unrecht hast, Mama aber hat jederzeit Recht und somit wirst Du Dich fügen.“

„Ich füge mich aber nicht,“ rief Petrowna, indem sie trotzig das Ende ihres Bopfes in den Mund nahm und in denselben hineinbiß, „ich werde jedesmal, wenn die Herren kommen, ausreiten.“

Barée begnügte sich zu lächeln.

Den nächsten Tag erschien der alte Schlaupopf äußerst feierlich bei Petrowna, die weißen Zwirnhandschuhe, welche er sonst auf den Rand seines Hutes hinzulegen pflegte, an den Händen, und mit einer Miene, deren sich ein Talleyrand nicht zu schämen gebraucht hätte.

„Mademoiselle,“ begann er, „Herr Jablonskij vermuthet, daß es seine Anwesenheit bei den Conver-

sationsabenden wäre, welche Sie vertreiben würde, und da er sich sehr unglücklich fühlen würde, ce bon jeune homme! eine junge Dame, die er so innig verehrt, zu belästigen, so verzichtet er lieber auf die Ehre —“

„Nein, Monsieur,“ unterbrach ihn Petrowna hastig, „dieser junge Herr könnte am Ende glauben, daß er etwas zu bedeuten hat, daß ich ihn fürchte. O! ich fürchte ihn nicht. Er soll nur kommen. Ich werde auch da sein, und ihm beweisen —“ Petrowna vollendete nicht. Was sie seinem Schützling beweisen wollte, blieb für Barèe ein Geheimniß.

Es folgte die ceremonielle Visite. Die Herren waren alle im Frack, weißer Weste und weißer Halsbinde, Schuhen und Strümpfen, wie bei einem Hofball, die Damen in seidenen Schleppen. Frau Birowki lächelte gnädig, Leopoldina schmachtete in einem Fauteuil und Petrowna stand jeden Augenblick auf, bald um zu dem Fenster hinauszusehen, bald um auf dem offenen Piano zu klimpern. Constantin machte ihrer Mutter den Hof, ein Beweis, daß er klüger war, als es Verliebte in der Regel zu sein pflegen.

Raum hatten die Herren das Haus verlassen, begann die Kritik. Petrowna fand Constantin unausstehlich, Leopoldina schwärmte von Melbachowski's Profil und Frau Birowki erklärte, wenn Petrarca Herrn Jaroslaw Gwiasda geglichen habe, so sei es ihr vollkommen begreiflich, daß Frau Laura sich damit begnügt habe, sich von ihm besingen zu lassen.

Der erste Conversationsabend fand in dem Garten der Familie Pirowki in der Laube statt. Er begann mit Kaffee und Kuchen, wurde mit einem Souper fortgesetzt und mit einem Tschaj beschlossen, oder eigentlich erst mit einem Cognac, den Herr Pirowki seinen Gästen noch an der Thüre, nach altpolnischer Sitte *w rence**) zutrank, indem er mit Flasche und Kilschek erschien, das letztere füllte, auf einen Zug leerte und dann beides Herrn Barèe übergab, der es in derselben Weise weiter beförderte.

Alle sprachen das feinste Französisch, jene akademische Sprache, frei von jedem Jargon, welche zuletzt noch am Hofe Karl X. blühte und sich bereits unter dem Bürgerkönig in das Faubourg St. Germain zurückzog und weiter noch in die polnischen Weiler und die russische Steppe. Alle Herren erwiesen der alten Dame die größte Aufmerksamkeit und wetteiferten dieselbe zu bedienen. Constantin richtete nicht ein einziges Mal das Wort an Petrowna, ja er vermied es sogar, sie nur mit einem Blicke zu streifen. Sie zeigte sich zu Beginn sehr lebhaft, fast ausgelassen, knetete Kügelchen aus dem Kuchenteig und bewarf damit Leopoldina, welcher Constantin in dem Netz eines erregten Gespräches gefangen hatte, später wurde sie stiller und endlich ganz still, spielte unmutig mit ihren Zöpfen, rieß eine rothe Rose ab, die sie an ihre Brust

*) In die Hände.

steckte und ließ von Zeit zu Zeit, erst scheu und flüchtig, dann immer andauernder und aufmerksamer ihre hellbraunen Augen auf Constantin hasten.

Während des Soupers saß Barde an ihrer Seite.

— „Wie gefallen Ihnen meine jungen Leute?“ sagte er plötzlich.

„Sie wissen,“ sagte Petrowna altklug, „daß mir alle jungen Männer mißfallen, sie sind heutzutage sehr anspruchsvoll, die alten Herren sind viel liebenswürdiger.“

„Weil alle jungen Leute heutzutage unglücklich sind. Das sind die Nachwehen des Byronismus.“

„Aber Herr Sablonskij mit seinem gesunden Gesichte ist doch nicht unglücklich?“

„Dieser am allermeisten, und er hat Grund dazu.“

„Inwiefern?“

„Das ist sein Geheimniß.“

„Nach einer Weile sagte Petrowna: „Hätte ich gewußt, daß er unglücklich ist, ich wäre nicht so unartig mit ihm gewesen.“

Beim Abschied lud Frau Pirovki die Herren auf das liebenswürdigste ein, ihr Haus auch außer den Conversationsabenden zu besuchen und empfing dann als polnische Frau, was so viel ist wie eine Herrscherin, von jedem einen demüthigen Handkuß.

Auf der Treppe flüsterte der alte Franzose Constantin in das Ohr: „Ich habe ihr gesagt, daß Sie sehr unglücklich sind.“

„Und sie hat Sie ausgelacht?“

„Nein, sie fühlt Mitleid für Sie und mein Wörterbuch der Liebe sagt: Wo das Mitleid sich einstellt, ist die Liebe nicht mehr fern.“

Constantin trennte sich auf dem Ringplatze von den Herren, welche in das Kaffeehaus gingen, er schützte Kopfweh vor und nahm die Richtung nach seiner Wohnung, kehrte aber an der Ecke um und begann längs der Planke des Pirovki'schen Gartens zu promenieren. Einige Zeit blieb alles stille, er blickte bald zu den Fenstern des Holzpalastes, bald zu den Sternen hinauf, die Funken gleich über den nächtlichen Himmel verstreut waren. — Blühende Zweige neigten sich über die Planke herüber und flüsterten vom Wind bewegt. Ein großer Nachtfalter schwirrte um einen Strauch, der eine weiße Perrücke aufhatte. Die Luft war erfüllt mit Frische, Duft und zitterndem Glanz. Plötzlich hörte Constantin eine Stimme, welche Petrowna rief.

„Ich bin hier,“ antwortete sie aus dem Garten. Er blieb stehen.

„Komm herauf, es ist kühl,“ befahl die Stimme.

„Mir ist nicht kühl.“

„Ich will aber, daß Du heraufkommst,“ fuhr die Stimme fast kläglich fort.

„Und ich will im Garten bleiben,“ lautete die schneidige Antwort. Rasche, zornige Schritte kamen auf dem Kiesweg heran, ein Frauengewand rauschte.

„Petrowna!“ begann die Stimme von neuem.
Keine Antwort.

„Petrowna!“

Alles blieb still, auch die Stimme ließ sich nicht mehr vernehmen. Erst nach einiger Zeit stieg ein Lied aus dem Garten empor wie eine Lerche, es schien sich auf den glänzenden Luftwellen zu wiegen und immer höher und höher zu erheben, erst war es nur eine schalkhafte, fröhliche Melodie, dann gesellten sich Worte hinzu.

„Schönes Mädchen, lieb und theuer,
Deinen Troß zur Gnade wende,
Schenke mir dein stolzes Herz“

Klang es deutlich zu Constantin herüber und schnell folgte die spöttische Antwort:

„Ach! die Liebe ist ein Feuer,
Man verbrennt sich nur die Hände,
Danke für so schlimmen Scherz!*)

Dann verstummte das Lied, das Knistern des Riefes, unter den kleinen, hastigen Füßen, das anmuthige Rauschen des Kleides, und es war wieder nichts zu vernehmen als das Schwirren der Nachtfalter und das Flüstern des Windes in den blühenden Zweigen. — —

Melbachowski und Joroslaw kamen nun häufiger zu der Familie Pirowki, nur Constantin ließ sich nicht blicken, er erschien drei Mal die Woche bei den fran-

*) Polnisches Volkslied.

zöfischen Uebungen, grämlich und seufzend wie etwa vordem ein galizischer Bauer bei der Robot*), vermied es aber im Uebrigen sogar den Damen auf der Straße zu begegnen. Es geschah trotzdem, daß er ihnen eines Abends auf der Promenade in das Garn lief und Frau Pirootki sich so weit herabließ, stehen zu bleiben und das Wort an ihn zu richten.

„Weshalb schließen Sie sich uns nicht an?“ sagte sie mit lächelnder Gnade, „auch haben Sie uns noch immer nicht besucht.“

„Meine Gnädige,“ erwiderte Constantin, während Petrowna ihm den Rücken kehrte, auf dem die blonden Zöpfe verlockend, wie die goldenen Früchte der Hesperiden schaukelten und mit ihrem Sonnenschirm allerhand fabelhaftes Gethier in den Sand zeichnete, „ich weiß, daß ich Fräulein Petrowna nicht angenehm bin —“

„Was?“ rief das trozige Mädchen, indem sie auf ihn losfuhr, wie eine Wölfin auf ein armes Kaninchen. „Bilden Sie sich doch das nicht ein, Herr Jablonskij, Sie sind mir weder unangenehm noch angenehm.“

„Ach! das freut mich, mein Fräulein,“ erwiderte Constantin, „und so kann ich jetzt leichten Herzens zu Ihnen kommen.“

*) Wörtlich Arbeit, im engeren Sinne die Arbeit für die Gutsherrschaft, die Frohne.

Bestimmte 20: Das Vorgehen muss in der
ersten Stunde vornehmlich zu ...
Sätze ...
die eine ...

Continuirt man ...
moller. Denn es ist ...
Schwacht ...
mündlich, als die ...
artig war, wo es ...
nicht ...

Ein ...
immer ...
angenommen ...
einen ...
Bücher, ...
tragen ...
Gunt. zu ...
sich unter ...
die übrigen ...

Es ist ...
Der ...
nein ...
ein ...
denen ...
Der ...
namen ...
die ...

Hier ...

endlose Partie Biquet das beste Loos, das ihm noch zu Theil wurde, hatte jedoch die Zeitung, welche am Morgen eingetroffen war, irgend eine interessante Nachricht enthalten, so war es eine ebenso natürliche als schreckliche Folge, daß Herr Birovki über Politik zu sprechen begann und um so eifriger, als ihm bisher nie jemand zugehört hatte und Constantin sich an seinen Combinationen förmlich zu laben schien. Der Letztere genoß bei diesen Unterredungen noch überdies das Vergnügen, die Pfeife des alten Herrn, welche derselbe immer wieder ausgehen ließ, unzählige Male anzünden zu dürfen. Kaum weniger als die politischen, liebte Herr Birovki die philosophischen Gespräche, wobei aber sein Standpunkt merkwürdig wechselte, war er allein mit seinem Zuhörer, so zeigte er sich als Freigeist vom reinsten Wasser, vor seinen Töchtern sprach er gerne von der Weisheit Gottes, erschien aber seine Frau, so wurde er im Handumdrehen fromm wie ein Tiroler.

Frau Birovki nahm Constantin ausschließlich zu jenen Dienstleistungen in Anspruch, welche bisher das unbestrittene Recht ihres Gatten gewesen waren, sie sendete ihn mit ihren Briefen auf die Post, sie ließ bei schlechtem Wetter ihre kleinen Einkäufe durch ihn besorgen und nahm ihn mit, wenn sie sich mit ihren Töchtern in den jüdischen Bazar begab. Bei solchen Gelegenheiten wurde er mit Päckchen und Päckchen von allen Größen beladen, wie bei Spaziergängen mit sämtlichen Mänteln, Tüchern oder Taschen. Seine

Sache war es, wenn man ausfuhr, den Wagenschlag zu öffnen, allen in den Wagen zu helfen und dann den Wagenschlag wieder zu schließen. Ließ das Souper auf sich warten, so wurde Constantin von Frau Pirovki in ähnlicher Weise in die Küche entsendet, wie seinerzeit Alba von Philipp dem Zweiten in die Niederlande; daß er die Flaschen zu entkorken, den Wein einzuschöpfen und den Thee zu bereiten hatte, waren durchaus Dinge, die sich von selbst verstanden.

Leopoldina machte noch weniger Umstände mit ihm, sie hatte tausend kleine Bedürfnisse, anmuthige Bedürfnisse, wie sie eben nur eine sehr vermögende und dabei ein wenig träge junge Dame hat, aber sie sorgte jederzeit dafür, daß Constantin nicht zur Ruhe kam, und schonte ihn weder beim Piquet, noch bei den tief-sinnigen Gesprächen mit ihrem Vater. Vor allem hatte sie Constantin mit Büchern zu versorgen und das war keine kleine Aufgabe, denn gewöhnlich warf sie einen Roman weg, nachdem sie die ersten Seiten gelesen hatte oder blätterte ihn höchstens durch. Saßen die Damen bei schlechtem Wetter im Salon, so hatte ihr Constantin das Garn zu halten, die Nadeln einzufädeln, die Muster vorzuzeichnen, nach denen sie sticte, oder sie ließ sich von ihm vorlesen, und kam die Dämmerstunde, liebte sie es, sich in die weichen Polster des Divans zu schmiegen, Constantin mit einem leichten-Wink ihrer schwachtenden Augen an das Piano zu schmieden, und mit halbgeschlossenen Lidern einer

Haremsblume gleich, den süßen Melodien zu lauschen, die er demselben zu entlocken verstand.

An schönen Nachmittagen im Garten, ruhte Leopoldina, Sultanin vom Scheitel bis zur Sohle, in einem leichten, durchsichtigen Kleide, daß ihren schlanken Leib und dessen schwellende Formen im günstigsten Lichte zeigte, die bloßen Arme unter dem reizenden Köpfchen gekreuzt, in einer Hängematte, die Constantin in der Nähe der Laube zwischen zwei Akazienbäumen befestigt hatte, und verfolgte, angenehm träumend, den Flug der Wolken über den blauen leuchtenden Himmel hin, während ihr Sklave mit einem großen japanesischen Fächer zu ihren Füßen saß und ihr unermülich Kühlung zufächelte. Von ihm ließ sie sich auch beim Souper, daß in der Laube eingenommen wurde, wie ein Kind bedienen, aber es gab schwüle Abende, wo sie ihre Hängematte gar nicht verließ, wo er ihr Bissen für Bissen reichen, wo er sie füttern mußte, wie ein Vogel seine Jungen. Dann blieb sie in ihrem lustigen, schaukelnden Neste bis es dunkel wurde, bis der Tau auf die Blumen fiel, dann erst, wenn es sie fröstelte, durfte er sie aus demselben heben, und sobald er sie zur Erde gesetzt und sie, mit schläfriger Grazie ihre weichen Glieder gedehnt hatte, befahl sie auch schon mit ihrer tiefen, schönen Stimme: „Meine Kazabaika, Constantin, es ist kühl.“

Der gehorsame Sklave stieg nun die Treppe empor und kehrte in wenig Augenblicken mit der Kazabaika zurück, welche er mit ängstlicher Aufmerksamkeit

ausbreitete, während Leopoldina ihre blendenden Arme langsam durch das schwellende, dunkle Pelzwerk gleiten ließ. Sie setzte sich zu den Andern in die Laube, aber nur um sofort die feinen Brauen, wie eine echte Tyrannin, drohend zusammenzuziehen. „Wie unaufmerksam,“ begann sie, „Sie wissen doch, daß mir diese abscheulichen Bänke wehe thun.“ Schon lief Constantin in den Holzpalaſt zurück, und kam bald mit Polſtern beladen, aus denen er mit einer an Furcht ſtreifenden Sorgfalt einen Sitz mit Lehne bereitete, bequem wie ein Großvaterſtuhl und erhaben wie ein Thron.

Leopoldina ſank matt auf denſelben und erhob ein wenig ihre Fußſpitze, das Sprechen ſchien ihr ſchwer zu werden, es war aber auch ganz überflüſſig, ſie hatte ſich Constantin ſo prächtig dreſſirt, daß er die ſtumme Sprache ihres kleinen Fußes augenblicklich verſtand und eilig einen gepolſterten Fußſchemmel holte, alles mit der unterthänigſten Miene von der Welt, und während Petrowna, mit einer zornigen Bewegung ihrer weißen Schultern, die blonden Zöpfe wie Peitschen durch die Luft fliegen ließ und dann raſch aufſtand, um ſich ihre Kazabaita ſelbſt zu holen.

Wenn ſie zurückkehrte, war Constantin in der Regel gerade damit fertig geworden, ihrer ſchönen Schweſter die Polſter zu richten, und dieſe nahm, ſcheinbar ohne jede Abſicht, eine Attitude an, welche wie mit Hilfe eines Zaubers alle Blicke auf ſie zog und die Pulſe der jungen Männer höher ſchlagen

machte. Indesß war Constantin bereits damit beschäftigt, für sie Cigaretten zu drehen, sie sah ihm zu, nahm die erste, die er ihr reichte, ließ sich von ihm Feuer geben, und begann blaue Ringe in die Luft zu hauchen, alles ohne sich nur einen Augenblick zu regen und jetzt endlich lächelte sie ihm gnädig zu und langsam kam auch ihr herrlicher Arm aus dem dunkeln Pelzwerk hervor und sie bot ihm die schöne Hand, die er ergeben küßte und lispelte: „Erzählen Sie mir etwas, Constantin.“ Petrowna aber gab dem englischen Vorsteherhund ihres Vaters einen Fußtritt, daß er jämmerlich zu winseln begann.

Einmal geschah es, daß die Eltern zu Besuch bei Pharinus in Karloweck waren und Petrowna, als sie Abends in den Garten kam, Constantin mit ihrer Schwester allein in der Laube sitzen sah. Leopoldina hatte ihre Kazabaika an und ließ ihre Elfenbeinfinger durch den schwarzen Pelz gleiten, während sie, die dunkeln Sammetaugen auf den Boden geheftet, kokett vor sich hin lächelte und Constantin, wie es schien, mit feurigem Eifer zu ihr sprach.

Als Petrowna sich näherte, erhob er sich, um sie zu begrüßen, sie aber wendete den Kopf langsam zur Seite und ging vorüber, gesenkten Blickes, indesß ihre Hand unbewußt durch das nahe Stachelbeerenspalier streifte.

„Fräulein Petrowna!“ sprach Constantin, „nun sehe ich doch, daß Sie mich hassen.“

Sie blieb stehen, aber sah ihn nicht an. „Ich will nicht stören.“

„Wie böshaft.“

„Wünschen Sie nicht mit Leopoldina allein zu sein?“ fragte sie mit einer Naivetät, die etwas Kührendes an sich hatte, und zugleich wendete sie ihm ihr Gesicht zu und ihre Augen, diese guten, wahren, hinreißenden Augen.

„Wir haben von Ihnen gesprochen, Fräulein,“ erwiderte Constantin.

„Von mir?“ Sie zuckte ungläubig die Achseln, aber zugleich glitt ein Lächeln über ihr Gesicht, das ihr allerliebste stand.

„Ja von Ihnen und nur von Ihnen.“

„Nun Gottlob sprechen die Bäume und die Blumen nicht,“ rief Petrowna, „ich würde sonst schöne Dinge zu hören bekommen.“ Sie lachte hell auf und lachend sprang sie, einem jungen Lämmchen gleich, davon, mitten durch die Stachelbeeren und ließ auch wie ein Lämmchen seine Wolle, weiße Flocken von dem Himmel ihrer Kazabaita an den Dornen zurück.

„Sie flieht mich,“ sagte Constantin zu Barèe, den er jeden Morgen besuchte, „ich fange wirklich an zu glauben, daß sie mich verabscheut.“

„Bah!“ erwiderte der alte Franzose, „schlagen wir das Wörterbuch der Liebe nach. Da sehen Sie was sagt der weise Montaigne: Es ist die Rolle der

Frauen, vor den Männern zu fliehen, selbst dann, wenn sie die Absicht haben sich fangen zu lassen.“

„Und sie glauben?“

„Vor allem, daß Sie an an der Schwester eine Allirte haben, die ihren Zobelpelz werth ist.“

„Wie das?“

„Sehr einfach, Leopoldina zwingt Sie förmlich, ihr den Hof zu machen und erregt dadurch die Eifersucht Petrowna's.“

„Und sollte mir dies nützen?“

„Welche Unschuld! Kennen Sie die Frauen so wenig?“

„Leider,“ seufzte Constantin, „und überdies fehlt es mir an Geschicklichkeit ihnen gegenüber.“

„Geschicklichkeit!“ wiederholte Barèe das Wörterbuch der Liebe nachschlagend, „voilà! Der wahren Liebe gebricht es fast immer an derselben.“

Als die Familie Pirovki in den nächsten Tagen auf das Land, nach Slobudka, übersiedelte, zeigte sich die Liebesstrategie des alten Franzosen in ihrer ganzen Größe und Ueberlegenheit. Er trat mit dem Vorschlag hervor, zur Conversation die schriftliche Uebung hinzuzufügen und einen französischen Briefwechsel einzuleiten, an welchem alle Glieder des kleinen Kreises theilnehmen sollten. Man ging freudig darauf ein und Barèe entwarf nun den Plan und vertheilte die Rollen. Es war ein vollkommener kleiner Roman, den er in Szene setzte, Petrowna wurde zu der Heldin desselben be-

stimmt, Constantin sollte sich als feuriger Anbeter zuerst um ihre Liebe und dann um ihre Hand bewerben, Herr und Frau Pirowki blieben ihrem Charakter getreu als Eltern der Umworbenen, Leopoldina als Freundin der Heldin, Melbachowski als junger und Barèe als alter erfahrener Freund des Helden übernahmen die Vertrautenrollen, ein alter Onkel in Paris, Herr Jaroslaw Gwiasda, sollte Rathschläge ertheilen, auch wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, das Neueste auf den Gebieten der Literatur, der Kunst, der Mode zu melden und in den Kreis der Besprechung zu ziehen.

Petrowna weigerte sich, zur allgemeinen Ueerraschung diesmal nicht im mindesten, nur lächelte sie schalkhaft, als Constantin damit betraut wurde, die Correspondenz durch einen glühenden Liebesbrief an sie zu eröffnen. Er entledigte sich seiner Aufgabe schon an dem folgenden Tage in dem besten Französisch und mit einem löblichen Eifer. Er wurde zum Dichter, sein Brief zu einem blühenden Garten, und so wie er war, wetteifernd mit Anakreon, Hafis und Petrarca, sendete er ihn, im Glanze einer jungen Liebe nach Slobudka.

Petrowna's Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten, sie lautete in ihrem, einer spartanischen Jungfrau würdigem, monumentalen Stile: „Mein Herr! Sie lieben mich, daß ist aber für mich kein Grund, Sie zu lieben. Ihre ergebene Petrowna.“

An dem nächsten Abende, wo sich der ganze fran-

zöfische Cirkel in Slobudka versammelte, kam zuerst Constantins Brief zur Verlesung. Barèe rühmte den französischen Stil desselben, Frau Birovki die zarte Ausdrucksweise, Herr Birovki schwor, es wäre sein Tod gewesen, wenn seine Frau von ihm einen solchen Brief verlangt hätte, zu seiner Zeit habe man das einfacher gemacht, sich vor der Dame auf ein Knie geworfen, ihr den Schuh vom Fuße geraubt und aus demselben auf ihr Wohl getrunken. Als aber hierauf Petrowna's grimmige Beilen folgten, da entstand ein Tumult wie in einer Judenschule. Einige lachten, andere riefen, das sei Verrath, die Correspondenz wäre auf diese Weise beendet, ehe sie noch eigentlich angefangen habe. Barèe entschied, beide Briefe sollten den Flammen übergeben werden, welches inquisitorische Urtheil von Petrowna mit einer Art wilder Freude auf der Stelle vollzogen wurde. Constantin habe die Correspondenz noch einmal in vorsichtiger Weise zu eröffnen und Petrowna ihm eine zustimmende Antwort zu geben.

Diese überlegte einige Augenblicke, dann wendete sie sich lächelnd zu Constantin und sprach: „Schreiben Sie mir also noch einmal, ich werde so antworten daß Monsier Barèe zufrieden sein wird, und legen Sie sich nicht den mindesten Zwang an, je feuriger Sie sich ausdrücken, um so besser, ich werde beweisen, daß auch ich über Flammen gebiete, sobald ich nur will, und diesmal will ich.“

Niemand verstand es, sich diese plötzliche Wendung zu erklären, am wenigsten Constantin, der von Furcht und Hoffnung gefoltert wurde, aber nur zweimal vierundzwanzig Stunden, dann sollte ihm das Räthsel in unerwarteter Weise gelöst werden.

Er sendete am nächsten Tage einen neuen Brief voll Schwärmerei nach Slobudka und empfing schon den folgenden Morgen eine Antwort Petrowna's, die mit der Sprache des hohen Liebes in die Schranken trat, kurz einen Liebesbrief, der nichts zu wünschen übrig ließ, nur daß demselben ein kleiner, ganz kleiner Zettel beigelegt war. Dieser lautete: „Ich bitte, aus einer Sprachübung keine weiteren Schlüsse zu ziehen. Hier ist der Brief, wie er gewünscht wurde, aber glauben Sie ja nichts von dem, was in demselben steht und nehmen sie stets das Gegentheil von dem, was ich Ihnen schreibe, als wahr an.“

Constantin hatte, nachdem er denselben gelesen, beiläufig dasselbe Gefühl wie ein junger Hund, den man das erste Mal in das Wasser wirft, er kam vollkommen trostlos zu dem alten Barèe.

„Bah!“ rief dieser, suchten wir Rath bei dem Wörterbuch der Liebe. Billet p. 33. „Ein Briefchen in Liebesfachen ist ein erster Erfolg.“ — Also, sie hat Ihnen geschrieben, der erste Schritt ist gemacht. Nun legen auch Sie einen kleinen Zettel bei und die Correspondenz ist im Gange.“

Wichtig. Constantin erwiderte also die ermun-

ternde Epistel Petrowna's mit den zärtlichsten Betherungen und fügte einen kleinen Zettel bei: „Mein verehrtes Fräulein! Leider kann ich nicht dasselbe sagen, ich fühle so wie ich schreibe. Ihr ergebener C. Sablonkij.“

Petrowna schilderte nun mit lyrischem Schwunge ihre Sehnsucht nach dem Geliebten, sie ließ sich im Mondlichte durch den Garten wandeln, dem Schluchzen der Nachtigallen lauschen, die Sterne anrufen und ihre Seufzer mit dem Gemurmel des Baches zu ihm hinziehen, vergaß aber nicht einen Zettel beizufügen: „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich zu dieser Zeit ruhig in meinem Bette liege und schlafe.“

So ging die Correspondenz ihren schalkhaften Gang weiter, die anderen begannen sich mit Rathschlägen und Winken einzumengen und alle gaben sich die Miene, nur eine nützliche stilistische Uebung im Auge zu haben, während sie doch alles, was sie niederschrieben, mehr oder minder zu den beiden wirklichen Personen des Romans in Beziehung brachten.

Eine gewisse Veränderung in den Beziehungen Constantin's zu Petrowna war aber doch die Frucht der Strategie Barèe's. Das trotzige Mädchen begann sich mit ihrem Anbeter zu beschäftigen, freilich in ihrer Weise. Es gab nichts an ihm, was ihr recht gewesen wäre. Jetzt tadelte sie seine Cigaretten, einige Minuten später übte sie ihren Witz an seiner Halsbinde und wieder kurze Zeit danach fand sie, daß der

Parfum seiner Briefe die Nerven angreife. Brachte er ihr ein Buch, schob sie es hastig von sich und rief: „Geben Sie es Leopoldina, ich lese keine Romane.“ Lud er sie ein, mit ihm vierhändig zu spielen, lehnte sie ab und fügte hinzu: „Ich begreife nicht, daß ein Mann seine Zeit damit zubringt, auf den Tasten herumzuklimpern, wissen Sie nichts vernünftigeres anzufangen?“

Einmal bei einem Spaziergange, reichte Constantin ihr die Hand, um sie über einen schmalen und auch etwas schwankenden Steg zu führen.

„Ach! Lassen Sie doch diese Fadaisen,“ fuhr sie ihn an, „ich bin ja keine Stadtdame,“ und ging rasch und sicher hinüber, sicherer wie er selbst.

Ein anderes Mal, während Melbachowski sich mit Leopoldina unterhielt, und Constantin stumm, Petrowna mit seinen Blicken verschlingend da saß, wendete sich die Letztere zu ihm und sagte: „Wissen Sie, daß mich manchmal die Lust ergreift, Ihnen irgend etwas anzuthun?“

„O! Sie haben mir ohnehin schon zu viel angethan,“ erwiderte Constantin rasch und mit einem Ernste, der sie in Verlegenheit setzte.

Sie blieb fortan stille und vermied es, seinem Blide zu begegnen. Als sich die Herren aber empfahlen, rief sie: „Herr Jablonskij, Sie sind unartig, geben Sie doch auch mir die Hand.“ und als Constantin

seinen Fehler gut zu machen eilte, wandte sie sich ab und sagte: „Setz nicht.“

„Dieses Mädchen ist eine Statue,“ schwor Constantin, als Barde dem Erfolge seiner Rathschläge nachforschte, „einem Steine kann wieder nur ein Stein Funken entlocken.“

Der Alte lachte. „Jedermann hat seine guten Stunden im Leben,“ rief er, „und die Unbarmherzigste endet damit, daß sie eine Stunde des Erbarmens hat.“

„Wo steht das?“

„Das steht im Wörterbuch der Liebe!“

Viertes Kapitel.

Eine glückliche Ehe.

Unglücklich die Frau, die sich stets gleich bleibt, ihre Einförmigkeit langweilt und widert an. Das ist immer dieselbe Statue! Ein Mann ist ihr gegenüber stets im Rechte: Sie ist so gut, so sanft, daß sie den Leuten sogar die Freiheit nimmt, zu zanken und diese Freiheit ist oft ein so großes Vergnügen.“

Rimon de Lenclos.

Herr Pirovki besaß unter anderen Schätzen ein ausgezeichnetes Fernrohr. Die jungen Damen unterhielten sich auf dem Lande nicht ungern damit, mit Hilfe desselben ihre nächste Umgebung zu belauschen und dabei allerlei kleine Geheimnisse zu entdecken. Es war auch in der That äußerst ergötzlich, plötzlich den Bedienten zu erblicken, den Herr Pirovki mit einem dringenden Briefe eilig zur Stadt geschickt hatte und der samt dem Briefe im Schatten eines Kastanienbaumes lag und schlief, oder unerwartet das wohlhabende, lächelnde Gesicht des Pfarrers vor sich sah und

dann ihn selbst in seinem Gärtchen zu sehen, wie er seine dralle Köchin, während sie eben Petersilie schnitt, um die kolossalen Hüften nahm und auf den vollen Nacken küßte.

Die Fräuleins waren wieder eines Nachmittags in Gesellschaft Constantins, auf einer solchen kleinen Jagd nach pikanten Szenen begriffen, als Petrowna, die eben durch das Rohr blickte, ausrief: „Gott steh mir bei, da kommt der Major auf der Straße heran.“

Leopoldina legte nun ihr Auge an das Glas und fügte hinzu: „Er ist noch weit entfernt, aber es ist kein Zweifel, daß er zu uns kommt.“

„Zum Glücke reitet er im Schritt, wir können ihm also entkommen“, sprach Petrowna und eilte davon.

„Weshalb haßt Fräulein Petrowna den Major so sehr?“ fragte Constantin.

„Weil er ihr den Hof macht“, erwiderte Leopoldina, „aber sehen wir nach, was sie vor hat.“ Sie traten auf die Freitreppe hinaus und erblickten das resolute Mädchen, wie sie dem Kutscher half, die kleinen feurigen Huzulenpferde*) vor die Britschka**) spannen. „Zieh Dich schnell an, Leopoldina“, rief sie herauf, „wir fahren nach Papielniki. Sie begleiten uns, Herr Jablonskij, Papa wird Sie bei Wizyta vorstellen.“ Wenige Augenblicke und die gesammte Familie Pirowki saß im Wagen, Constantin auf dem Bocke, der Kutscher

*) Dieselben sind in den Karpathen zu Hause.

**) Leichter offener, polnischer Wagen.

ergriff die Peitsche und das echt polnische Fuhrwerk flog wie ein Vogel davon.

Der Major fand das Nest leer.

Herr Grasm Wizyta, Gutsherr von Papielniki, war seit einem halben Jahre mit Severina, der zweiten Tochter des Ehepaars Pirovki vermählt und lebte, wie man von jedermann hören konnte, in der glücklichsten Ehe. Dies bezweifelte man um so weniger, als dieselbe aus Liebe geschlossen worden war und das junge Paar sich in den besten Verhältnissen befand. Grasm besaß Papielniki, ein Gut von 3000 Joch, vollkommen unverschuldet, und Severina hatte ihm außerdem 80000 fl. in Staatspapieren mitgebracht.

„Ich wette mit Ihnen“, sagte Leopoldina zu Constantin, als sie in die lange Pappelallee einbogen, welche zu dem Edelhofe von Papielniki führte, „daß es heißen wird, meine Schwester ist nicht angezogen.“

„Was soll das bedeuten?“

„Daß meine Schwester niemals angezogen ist, zur nicht geringen Verzweiflung ihres Mannes.“

Die Britschka hielt vor dem stockhohen Gebäude, das aus Steinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt war. Zwei bäurisch gekleidete Diener, der eine bloßfüßig, der andere das wirre Haar mit Bettfedern bespickt, sprangen herbei und halfen den Herrschaften aus dem Wagen; an dem offenem Fenster erschien ein junges, hübsches Gesicht von einem Heiligenschein aus weißen Papierpapilloten eingerahmt, und fuhr erschreckt zurück,

durch den Garten nahte mit raschen Schritten ein mittelgroßer, starker Mann von höchstens dreißig Jahren, nach der letzten Pariser Mode gekleidet, etwa wie ein Elegant, der Baden-Baden oder Karlsbad besucht. Das war Pan Graßm. Hinter ihm kam in leichten, schönen Säßen ein englischer Vorstehhund von der Farbe der rohen Seide und dem gleichen matten Glanze das war Burlack, sein Hund, eine Berühmtheit in der ganzen Gegend.

Constantin wurde vorgestellt, die beiden Männer blickten sich gegenseitig in das offene, freie Gesicht und in die Augen ohne Falsch, drückten sich warm die Hände und faßten sofort jene Sympathie für einander, welche nicht erworben werden kann, welche uns geschenkt wird um unserer selbst und nicht um unserer Verdienste oder Tugenden willen.

Leopoldina trat in das Haus, ihre Schwester zu holen, an der Thüre kam ihr ein hübsches Stubenmädchen mit glühenden, schwarzen Zigeuneraugen, in gelben türkischen Stiefeln und einer aufgeschürzten, seidenen Robe entgegen, die offenbar ein Geschenk ihrer jungen Herrin war.

„Nun, Katinka, wo ist die Frau?“

„Die Gnädige läßt sich entschuldigen —“

„Was habe ich gesagt“, rief Leopoldina, „sie ist nicht angezogen, wie viel Uhr haben wir?“

„Fünf Uhr.“

„Um fünf Uhr Nachmittags nicht angezogen.“

Alle lachten. Erasm gerieth in Verlegenheit, brachte fünf verschiedene Entschuldigungen auf einmal vor, wendete sich zu dem Mädchen, sprach im strengen Tone: „Ich lasse die Herrin bitten, sie möchte doch gleich zu uns in den Garten kommen“, und endete damit, den Dienern seine Befehle an den Koch und Kellermeister zu ertheilen.

Leopoldina nahm herablassend Constantins Arm, Erasm führte seine Schwiegermutter, alle betraten den Garten, schritten ein Nebenspalier entlang und nahmen auf einem kleinen, mit Rasen belegten Hügel um einen großen, runden, steinernen Tisch auf modernen eisernen Gartenstühlen Platz.

Man genoß hier eine hübsche Aussicht über die wogenden Felder und endlose Weiden hin bis zu dem Flusse, der seine grünen Wellen wild umher warf. Wachtelschlag tönte aus dem Korne, Trappen stiegen aus dem hohen Grase empor, Störche schritten langsam durch den Sumpf, der den Dniester begleitete.

Mit wilder Hast wurde der Tisch gedeckt und ein feines Goutée aufgetragen, es war sogar eine Straßburger Pastete da und Erasm öffnete mit der Sicherheit eines Gentleman die erste Flasche Champagner.

„Nun?“ begann Leopoldina, ihren Schwager neckend, „was hast Du etwa für ein neues Ideal?“

Erasm erröthete. „Was soll dieser Herr denken“, stammelte er, „ein Ehemann und dergleichen Anspielungen.“

„Sie müssen wissen“, wendete sich Leopoldina ohne Erbarmen zu Constantin, „daß Graßm seiner Frau untreu ist, ja ein vollkommener Don Juan ist er, nur zum Glück, daß die Damen, die er anbetet, schon alle seit vielen hundert Jahren todt sind oder nur in der Phantasie eines Künstlers existiren. Seine erste Liebe war die Milonische Venus, als er meine Schwester zum Altare führte, hatte er ein sehr intimes Verhältniß mit der Königin Marie Antoinette und vor kurzem noch machte er der Bella des Titian den Hof.“

„Ach! ich verstehe“, sagte Constantin erleichtert, er war bisher wie in den Bock gespannt dageessen.

„Er verliebt sich zuweilen auch in die Heldin eines Romans“, fuhr Leopoldina fort, „so hat er z. B. lange Zeit das süße Joch der Sand'schen Isidora getragen.“

„Schickt sich das?“ brach plötzlich Petrowna los, ihre kleinen Augen funkelten im ehrlichen Zorn, „es schickt sich ebenso wenig davon zu sprechen, als es für einen verheiratheten Mann paßt, solche Thorheiten zu treiben.“

Frau Pirovki warf Petrowna einen verzweifelten Blick zu und fächelte sich mit ihrem Sacktuche.

„Es ist wahr, warum soll ich es nicht sagen?“ schmollte diese, indem sie die Arme kreuzte und sich von der Gesellschaft abwendete.

Die Pause, welche entstand, benutzte Graßm, um den Bedienten scharf ins Verhör zu nehmen.

„Wo ist die Herrin?“

„Wo wird sie sein? Oben in ihrem Zimmer.“

„Weshalb kommt sie nicht herab?“

„Weshalb sie nicht herabkommt? Sie wird nicht angezogen sein.“

Leopoldina begann tendenziös zu lachen.

Erasm wurde purpurroth. „Wie sollte sie nicht angezogen sein?“ fuhr er fort.

„Wie sie nicht angezogen sein sollte?“ erwiderte der Bediente, „die Gnädige ist ja niemals angezogen.“

„Geh! Dummkopf, sag, ich laß bitten —.“

„Ich laufe schon.“

„Während dieses Zwiegesprächs hatte Leopoldina sachte Erasm's Briestafche aus seiner Brusttasche hervorgezogen und nahm jetzt aus derselben eine Photographie, welche sie triumphirend emporhielt. „Da haben wir sein neues Ideal!“ rief sie laut.

Erasm erschrak, suchte sich des Bildes zu bemächtigen und als ihm dies nicht gelang, flehte er Petrowna mit vorwurfsvollen Blicken um Rettung an. Aber diese that, als bemerke sie von der ganzen Scene nichts, zupfte Weißbrod und fütterte damit die Sperlinge, welche zu ihren Füßen schrieeen und flatterten.

„Voilà“, fuhr Leopoldina fort, indem sie die Photographie ihrer Mutter reichte, „diesmal scheint es eine Schöne zu sein, die noch nicht todt ist und nicht bloß in der Phantane existirt.“

„Wer ist diese Dame?“ fragte Frau Pirowki gelassen, „sie ist unstreitig hübsch.“

„Es ist eine Frau“, stotterte Erasm.

„Wir sehen, daß es kein Mann ist“, spottete Leopoldina.

„Sie gibt nämlich eine Zeitung heraus“, fuhr der Arme fort, „wir sind abonniert — es hat also Interesse.“

„Natürlich“, kam ihm Constantin zu Hilfe, „eine Schriftstellerin gehört der ganzen Welt an, es ist jetzt Mode, die Porträts von Autoren, Malern, Musikern in eigenen Albums zu sammeln.“

„Ja, es ist Mode“, wiederholte Erasm und wischte sich die Stirne mit dem Taschentuch.

„Das ist ja die Ossokin!“ rief Herr Pirowki, „ein schönes Weib. Ich habe sie auf der Promenade gesehen.“

„Mir hast Du nichts erzählt“, bemerkte die alte Dame spitz.

„Nadeschda Ossokin“, sagte Erasm, „ganz richtig. Es soll dies aber nur ihr Autorname sein.“

„Die Gnädige ist noch nicht angezogen“, meldete der Bediente.

„So sag' doch ich laß dringend bitten“, fuhr Erasm auf, „oder — nein — ich will selbst.“ Er eilte in das Haus und kehrte nach einiger Zeit mit der Versicherung zurück, daß Severina ihm auf dem Fuße folge, aber sie that dies offenbar mit sehr viel

Ueberlegung und Würde, denn die Herrschaften waren bereits im Begriff, wieder in ihren Wagen zu steigen, als endlich die junge Frau erschien, zur Noth frisirt, das bleiche Oval ihres hübschen Gesichtchens von kurzem, gelocktem, goldblonden Haar umrahmt, aber noch immer in einem blauen Scharafan, dessen Naht auf der linken Schulter getrennt war, und in rothen, goldgestickten Pantoffeln, von denen der eine gleich einem gestrandeten Schiffe bedenklich lech war, so daß ein Stückchen von der Sohle im Sande nachschleifte.

„Nun, in diesem Aufzuge hättest Du doch schon vor einer Stunde erscheinen können“, pläzte Petrowna heraus, während Severina ihrer Mutter die Hand küßte, ihre Schwester umarmte und mit ihren großen blauen Augen alle Welt um Vergebung zu bitten schien.

„Aber so schnell davonfahren“, murmelte sie, „Ihr seid doch nicht böse auf mich, ich bin in keiner Weise schuld.“ Sie küßte noch einmal ihrer Mutter die Hand.

„Es ist jetzt angespannt“, sagte Leopoldina, „also werden wir fahren.“

Sie stiegen ein, wobei Constantin anstatt des fehlenden Wagentrittes den Damen seine Hand darbot und von Petrowna's Fuß einen so kräftigen Druck empfing, daß er nahe daran war, vor Entzücken aufzuschreien.

„Aber, sagt mir doch noch“, begann Severina verlegen und zögernd, „wer ist denn eigentlich diese

Nadeschda Ossokin, von der Grasm jetzt so schwärmt? Sie muß sehr schön sein, er besitzt ihr Bild.“

„Ach! Sie ist wieder einmal eifersüchtig“, lachte Leopoldina.

„Es ist nur, weil Grasm sie durchaus besuchen will“, erwiderte die junge Frau mit apathischer Sanftmuth, „es wäre also gut zu wissen —“

„Ob Nadeschda gefährlich ist?“ fiel Leopoldina ein, „tröste Dich also, sie ist Schriftstellerin, lebt nur ihren Tendenzen und hat den Ruf einer strengen Tugend.“

Severina athmete tief auf.

„Deshalb soll Grasm doch lieber zu Hause bleiben“, rief Petrowna, „solche Besuche zu machen ziemt einem Ehemann nicht.“

Die Pferde zogen an, man nahm Abschied und die Britschka flog davon. Grasm und Severina standen noch lange vor dem Edelhofe und folgten ihr mit den Blicken. Keines sprach ein Wort. Um so lebhafter unterhielten sich die Heimfahrenden.

„Da haben Sie“, sagte Leopoldina zu Constantin gewendet, „was man eine glückliche Ehe nennt.“

Sie erhielt von Frau Birovki einen strafenden Blick. „Severina liebt ihren Mann von Herzen“, fügte die alte Dame hinzu.

„Ja, aber sie nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich für ihn, der für Eleganz montirt ist, anzuziehen“, erwiderte Leopoldina, „und denkt um so weniger daran ihm jenen wechselnden Reiz zu bieten —“

„Sie ist eben keine Kofette“, belehrte Mama.

„Eine Frau soll aber eine Kofette sein, ihrem Manne gegenüber“, gab Leopoldina zur Antwort, „besonders wenn er eine poetische, leicht erregbare Natur ist, wie Grasm. Severina ist immer dieselbe. Diese Einförmigkeit bringt endlich den besten Mann zur Verzweiflung. Grasm ist treu, weil er seine Frau anbetet, aber sie langweilt ihn jetzt schon, und so erlebt er in seiner Phantasie ganze Romane mit gemalten oder erdichteten Damen.“

„Deshalb sage ich immer“, warf Petrowna mit einem wilden Blick auf Constantin ein, „das Beste ist, nicht zu heirathen.“

Constantin lächelte. „Am Ende gehören die beiden Damen auch dem Bund der Männerfeindinnen an?“ rief er, Leopoldina fixirend, die purpurroth wurde.

„Was haben Sie etwa von einem solchen Bunde gehört?“ fragte Petrowna rasch.

„Nichts weiter, als daß er existirt“, versetzte Constantin.

„Und von wem, wenn ich bitten darf?“

„Von Diogen Remenowitsch.“

Die beiden Mädchen wechselten rasch einen seltsamen Blick.

An demselben Abende, als das ganze Haus bereits im Schlafe zu liegen schien schlüpfte Petrowna in ihre Hermelin-Razabaika und schlich auf die Terrasse hinaus, um hier, wie sie es liebte, allein und unge-

stört ihren Gedanken nachzuhängen, Kindergedanken, die so unschuldig waren, wie die kleinen Schwalben, die über ihrem Kopfe im Neste zwitscherten und rein wie das Licht der Sterne, zu denen sie emporblickte. Sie war nicht wenig verwundert, Leopoldina zu finden, welche, gleichfalls in das dunkle Pelzwerk ihrer Kazabaita geschmiegt, auf das Geländer gestützt, in den Duft und die Stille des Gartens hinausblickte. Langsam trat sie zu ihr und die beiden Schwestern begannen ein Gespräch, das an Offenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Die Dunkelheit macht aufrichtig.

„Ist es Dein Ernst, nicht zu heirathen?“ begann Leopoldina.

„Die Ehe Severina's ist nicht geeignet, mir Lust dazu zu machen“, erwiderte Petrowna.

„Man nimmt aber einen Mann, um Frau zu werden.“

„Und wenn es übel ausfällt?“

„Nimmt man sich noch einen Liebhaber.“

„Das würde ich eben nicht thun.“

„Wie tugendhaft!“

„Ich würde mich bemühen, meinen Mann zu fesseln.“

„Wenn es aber in der Natur liegt, meine Liebe“, sagte Leopoldina rasch und höhniſch, „daß die Ehe das Grab der Liebe ist? Blättere einmal in Barè's Dictionaire d'amour, da wirst Du allerhand hübsche Sachen finden. Der geistreiche La Bruyère behauptet

z. B., daß die Frauen sich durch die Gunstbezeugungen, welche sie den Männern gewähren, an dieselben attachiren während die Männer durch dieselben geheilt werden, und für die Ehe insbesondere gilt der Ausspruch des römischen Dichters Propertius, daß durch die Gewohnheit sogar die täglich wiederkehrenden Freuden endlich lästig werden.“

„Also? Wozu dann einen Mann nehmen?“

Nach einer Pause stieß Leopoldina ihre Schwester ganz sachte mit dem Ellbogen. „Du wirst aber doch Constantin's Frau“.

„Gewiß nicht.“

„Und weshalb etwa? er ist hübsch, verständig, hat etwas gelernt —“

„Ich kenne alle seine guten Eigenschaften“, fiel Petrowna ziemlich rauh ein, „weshalb empfiehlst Du mir aber nicht den Major?“

„Weil er zu alt für Dich ist.“

„Soll ich es Dir sagen?“ rief Petrowna, „weil Du ihn selbst heirathen willst, und nur deshalb entwickelst Du jedesmal eine so schöne Rhetorik, um mich mit diesem Herrn Constantin unter das Joch zu bringen.“

Leopoldina zog es vor zu schweigen.

Keine Menschenstimme störte mehr die heilige Ruhe der Nacht, nur der Springbrunnen plätscherte und eine Nachtigall schluchzte in weiter Ferne. Petrowna wurde es so weh um das Herz, Thränen traten in ihre Augen, sie wußte nicht warum.

Und wieder kam ein Abend, wo Constantin in den Edelhof von Slobudka einritt. Herr und Frau Pirowski waren hinausgegangen, den Stand der Saaten zu besichtigen und Leopoldina lag oben auf irgend einem weichen Divan und las den Severina Sopliza des Grafen Rzewuski*).

Er fand also Petrowna allein im Garten, welche ein Rosaperfalkleid trug, einen großen Strohhut aufhatte und ein Rosenliedchen summend, die halbverschmachteteten Blumen begoß. Kaum hatte er den hübschen Trozkopf begrüßt, warf derselbe auch schon die aschblonden Zöpfe mit einer verächtlichen Bewegung zurück und begann ziemlich schnippisch: „Ich werde Leopoldina rufen.“

„Sagen Sie lieber, daß ich gehen soll“, erwiderte Constantin, mit seinen guten, treuen Augen die kleine Wilde anlächelnd.

„Mich stören Sie nicht“, erwiderte Petrowna, die leere Gießkanne schwenkend, „ich kümmere mich sowieso nicht um Sie.“

„Sagen Sie mir doch, mein Fräulein“, versetzte Constantin, „wie es kommt, daß alle Frauen zu gefallen trachten, und nur Sie, Sie allein, sich so sehr bemühen zu mißfallen?“

„Soll ich vielleicht kokettiren?“

*) Ein unübertreffliches Gemälde des altpolnischen Lebens, deutsch in Reclams sehr empfehlenswerther, wohlfeiler Universalbibliothek.

„Nein, aber Sie sollen nicht beleidigen, wo man Ihnen mit Sympathie naht.“

„Ich fühle mich einmal zu gut dazu, die Männer zu amüsiren.“

„Ihnen wird sich keiner jener Herren nähern, die nur Unterhaltung suchen“, antwortete Constantin, „diese verstehen Sie nur zu gut abzuschrecken. Wer aber Ihre Nähe, Ihr Gespräch sucht, der hegt ernste Empfindungen, der achtet Ihren Charakter, fühlt sich von der Ehrlichkeit Ihres Herzens unwiderstehlich angezogen, und läßt sich auch nicht so leicht entmuthigen, aber einem Manne, der so für Sie fühlt, unablässig wehe zu thun, ist nicht edel, ist Ihrer nicht würdig.“

Petrowna nahm ihren Strohhut ab und fächelte sich damit, ihre Augen hafteten lange an dem Boden dann warf sie Constantin plötzlich einen fast furchtsamen Blick von der Seite zu und kehrte ihm den Rücken.

„Starke Naturen sind stets großmüthig“, fuhr er jetzt fort, „Sie aber, Petrowna, sind es nicht.“

„Habe ich Ihnen etwa wehe gethan?“ fragte sie, noch immer von ihm abgewendet.

„Ja.“

„Dann geschah es ohne Absicht.“

„Das ist mir lieb“, entgegnete Constantin, „und zum Beweise, daß es so ist, geben Sie mir Ihre Hand.“

Petrowna zögerte.

„Ich hätte Sie einer Unwahrheit nicht für fähig gehalten“, sagte Constantin rasch.

war und er die letzte Kanne zu ihren Füßen niederstellte, sprach er mit einem tiefen Seufzer: „Die Blumen haben es gut, die werden erfrischt, wer löscht aber die Flammen, welche mich versengen?“

„Werden Sie gleich still sein“, rief Petrowna, „ich kann diese Thorheiten nicht leiden.“

„Wenn aber die Worte, die ich spreche, mein Herz erleichtern?“

„Genug!“ Sie hatte ihren Kopf ergriffen und schlug ihn damit leicht in das Gesicht.

„O! das spornt nur an —“

„Gut, dann will ich Sie abkühlen.“ Sie schwang die Gießkanne, schüttete ihren feurigen Anbeter im Nu von oben bis unten an und entfloß mit einem muthwilligen Kindergelächter. Er verfolgte sie und jetzt, als sie die Stufen der Terrasse empor sprang, erblickte er zum ersten Male ihr Füßchen und was für ein Füßchen, die Kaiserin des himmlischen Reiches besitzt kein niedlicheres, ein Füßchen wie geschaffen, auf Männerherzen herumzutreten.

Am folgenden Tage eilte Constantin zu Barée, um ihn in seine Arme zu schließen und ihm Petrowna's unerwartete Güte zu schildern. „Es ist sehr viel, in der Liebe, angehört zu werden“, sagte Barée, „so versichert mein Wörterbuch der Liebe, und ich habe es selbst in jungen Jahren erprobt, und bei einer kleinen Wilden wie Petrowna ist dies vielleicht mehr, als wenn Ihnen eine Andere an den Hals fliegen würde.“

Der alte Franzose fand, als er Abends nach Slobudka kam, Petrowna an dem Ufer des kleinen Teiches sitzen, sie starrte den schmutziggrünen Spiegel desselben an und warf kleine Steine in das todte, stille Wasser. Seine Schritte schreckten sie auf.

„Gottlob, daß Sie es sind“, sagte sie aufathmend, „ich fürchtete, daß Herr Jablonskij —“

„Sie fürchteten?“ erwiderte Barèe, ihre Hand streichelnd, „weil Sie ihn lieben.“

„Was fällt Ihnen ein.“

„Der Anfang und das Ende der Liebe machen sich durch die Verlegenheit fühlbar, in die man gerathet, wenn man sich zusammen allein sieht, sagt La Bruyère.

„Aber mein theurer Barèe, Sie kennen mich ja, halten Sie es für möglich, daß ich mich je ergebe?“ Petrowna warf ihr Köpfchen stolz empor, eine ganze kleine Königin.

„Seit der Erfindung des Schießpulvers,“ gab der Alte schlau lächelnd zur Antwort, „gibt es keine uneinnehmbaren Festungen mehr, wozu sich also einer langen Belagerung aussetzen, wenn es gewiß ist, daß man nach vielen Anstrengungen und Leiden endlich doch wird kapituliren müssen.“

„Das sagen Sie.“

„Nein, das sagt Mina d'Enclos, eine Festung, welche sehr oft belagert wurde und sich jedesmal ergeben hat.“

Fünftes Kapitel.

Nadeschda.

„Wo der Silberton Freiheit erklingt, horcht jedes menschliche Ohr auf und jedes Herz wird rege.“

G e n z.

In dem ersten Stockwerk eines hübschen Hauses in der Nova ulica waren alle Falousien fest geschlossen, wie wenn die Bewohner ausgestorben oder abgereist wären. Es war dies aber nur ein Mittel die drückende Hitze abzuhalten, ein Mittel das vielleicht, eben weil es so einfach war, den der Civilisation athemlos nachjagenden Bewohnern der Kreisstadt bisher noch unbekannt geblieben war. In einem der kühlen, dunkeln Zimmer war die Redaktion der „Wahrheit“ untergebracht, die übrigen drei bewohnte Nadeschda Ossokin mit ihrer alten Amme und einem jungen kleinrussischen Dienstmädchen, das zugleich Redaktionsdiener war.

Es war nicht eben früh am Morgen, die merkwürdige Frau, welche den ganzen Kreis seit einem Monate unablässig in Unruhe und Aufregung versetzte,

war offenbar spät zur Ruhe gegangen und hielt daher auch ziemlich spät, was sie ihr Lever zu nennen pflegte.

In einem kleinen Gemach, dessen Einrichtung bei aller Einfachheit viel Anmuth und Geschmacf zeigte und das einem, von frischem Duft erfüllten, schattigen Gebüsch glich, saß sie in einem mit Leder überzogenen Fauteuil, bei einem kleinen Tischchen, nahm ihren Kaffee und las eben die eingelaufenen Briefe und Zeitungen.

Nadeschda war eine üppige Schönheit von 28 Jahren. Das leichte, weiße Negligee, dessen lange Ärmel gleich Engelsflügeln flatterten und das mit Rosabändern gepuzt war, ließ eine Büste und Arme sehen, wie man sie in der Regel nur an griechischen Statuen bewundert. Ihr bloßer Fuß, der in einem rosafarbenen, mit Hermelin gefütterten Pantoffel auf dem gestickten Fußschemel ruhte, war ein Meisterwerk für sich. Sie hielt eben einen Brief in der Hand und lachte, laut aber melodisch, wie wenn hundert Lerchen zugleich ihr Jubellied singen würden, als ein großer, schlanker junger Mann mit einem Zigeunerkopf im Stile des Murillo links und fast demüthig hereintrat und mit einer Bewegung, die einem Meuchelmörder entlehnt schien, auf ihre volle, weiße, herrliche Hand hinstürzte, um sie ergeben zu küssen.

„Gut, daß Sie kommen, Buharestu“, rief die schöne Frau, „es sind zahlreiche Correspondenzen für unser Blatt eingelaufen und ich bin etwas übernächtigt,

ich habe bis 2 Uhr früh an dem besprochenen Artikel über die Knechtschaft des Weibes geschrieben.“

„Da! Lesen Sie zuerst diesen Brief des Correspondenten, den ich lezthin selbst in Lemberg gewonnen habe, er versprach mir die wichtigsten politischen Enthüllungen und schreibt — einen Liebesbrief! Aber so sind die Männer!“

„Vergeben Sie, gnädige Frau“, sprach Buhareſku mit mädchenhafter Sanftmuth, „wenn Sie mich als Correspondenten aufstellen würden, ich glaube, ich würde es genau so machen. Es ist wirklich schwer, Ihnen nicht zu huldigen.“

„Ach! gehen Sie“, lachte Nadeschda, „Sie sind der durchtriebenste Mensch, der mir noch vorgekommen ist, geben sich das Nir naiv und bescheiden zu sein und haben uns alle zum Besten. Sie sind durch und durch falsch.“

Buhareſku bemühte sich ernst zu bleiben, sein Blick irrte verzweifelt im Zimmer umher. „Warum soll ich falsch sein?“ lispelte er, die Achseln zuckend.

„Ich bitte Sie“, rief Nadeschda, „erstens sind Sie Doctor der Rechte, dann schreiben Sie bei einem Advokaten, und endlich sind Sie ein Wallache, drei Gründe für einen.“

Buhareſku suchte noch nach einer Antwort, er suchte sie an der Decke des Zimmers, in dem Gefräusel der Wellen, die der kleine, von Wasserpflanzen umgebene Springbrunnen zu Häupten der schönen Frau erregte

und in den dunkeln Haarschlingen, welche unter dem tofetten Häubchen hervor weich und schimmernd bis auf ihren Rücken herabfielen, als ein großes, hageres, grobknochiges Frauenzimmer, eine Brille auf der Nase, mit männlichen Schritten hereinstürmte und ein Telegramm auf das Tischchen warf.

„Eine Wiener Depesche“, sagte sie, „mir fehlen noch 200 Zeilen für das Blatt. Vorwärts, Herr Buharestu, zum Hofmachen bleibt Ihnen noch Zeit genug; an die Arbeit!“

Während er schüchtern die Briefe zusammenraffte und immer wieder den einen oder den anderen zu den Füßen Nadeschda's herabfallen ließ, rollte das Frauenzimmer, das wie ein Mann in schlecht gemachten Weiberkleidern aussah, die Zeitungen zusammen und gebrauchte sie wie einen Prügel, um ihn in die Redaktion zu jagen. Diese anmuthige Dame war Fräulein Scharow, Lehrerin an der städtischen Mädchenschule und Mitarbeiterin der „Wahrheit.“

Nadeschda vertiefte sich in Stuart Mill's „The Subjection of Women“, aber sie sollte nicht lange allein bleiben. Es war dies die Zeit, wo die meisten Besuche ihre Ruhe störten und es ihr fast unmöglich machten, irgend einen Gegenstand vollkommen zu erörtern oder zu erledigen. Wie oft mußte ihr blaues, verständiges Auge einen Menschen freundlich anlächeln, dem sie viel lieber mit ihrem Hermelinpantoffel den Weg gewiesen hätte.

Zuerst ließ sich ein bescheidenes Klopfen an der Thüre vernehmen und auf das laute „Herein!“ wurde dieselbe nicht etwa ganz geöffnet, sondern nur so weit, daß ein kleiner, magerer, dünner Mensch zur Noth hereinschlüpfen konnte. Der kuriose Besuch blieb am Eingange stehen und seufzte tief.

Es war ein kleinrussischer Bauer und zwar keiner von den Vermisten, das sah Nadeschda auf den ersten Blick, denn er war trotz der außerordentlichen Schwüle nicht in Leinwand gekleidet und auch nicht bloßfüßig, er trug im Gegentheil große, schwarze, glänzende Stiefel, weite blaue Beinkleider, die in denselben stecken, eine rothe Weste, beides von gutem Stoff und einen Sierak*) von grauem, ungeschorenem Tuch, der an den Nähten roth ausgenäht und dessen Kapuze roth gefüttert war. In der einen Hand hielt er seinen Strohhut, wie es schien, eigenes Fabrikat, in der andern ein blaues Sacktuch, in dem irgend etwas Lebendiges zappelte.

„Was habt Ihr da?“ fragte Nadeschda. Sie meinte nichts anderes, als daß der Alte mit dem kurzgeschorenen grauen Kopf etwas zu verkaufen habe.

„Ein Hühnchen, gnädige Frau“, gab der Bauer zur Antwort, und bestrebt sein Tuch vorsichtig zu öffnen, ließ er den einen Zipfel los und das Thier entfloh mit einem Zetergeschrei und flog, von ihm verfolgt, bis auf die offene Thüre, wo es sich stolz niederließ und seine Federn aufblähte.

*) Bauernüberrock.

„Was kostet es?“ fragte Nadeschda.

Der Bauer näherte sich mit großen Schritten, küßte die schöne Frau ohne weiteres auf die bloße Schulter und betrachtete sie dann mit einem ernstern Wohlgefallen. „Also Sie sind diese Frau“, begann er, „die eine so schöne Zeitung schreibt für uns Bauern und sogar drucken läßt!“

„Best Ihr sie?“ fragte Nadeschda überrascht.

„Das eben nicht, gnädige Frau“, erwiderte der Alte, die durchdringenden, mißtrauischen Augen auf sie richtend, „wo hätte unsereins so etwas erlernen sollen, aber unserer fünf halten das Blatt und jeden Sonntag Abends versammeln wir uns bei Diesem oder Jenem bei einem Fäßchen Bier und der Diak*), ein höchst gelehrter Mann, liest es uns dann vor. Und weil Sie es so gut meinen mit unserem Volk, so dachte ich — aus Erkenntlichkeit sozusagen — und habe mir gestattet, Ihnen das Hühnchen zu bringen.“

„Ich danke Euch“, gab Nadeschda zur Antwort, „und wäre es an, um der guten Meinung willen.“ Sie trat rasch, schritt groß und majestätisch durch das Zimmer, hobte aus einer Kanne Alaich in ein Stübchen und reichte es dem Alten.

„Sie sind schon viele Jahre!“ rief der Alte, lehnte das Stübchen auf einen Zug und trank es vor sich hin. „Mein Name ist Katerin Grigorievna.“

* Katerin Grigorievna

Wenn etwas nöthig ist im Hause, ein Lämmchen oder Schweinchen, Butter, Kartoffel, Pflaumen, alles steht zu Diensten.

„Ich danke Euch“.

„Und so die gnädige Herrin nichts dagegen hat, so werde ich von Zeit zu Zeit eine Visit machen, und werde mein Herz erleichtern. Da Sie schon für uns Bauern schreiben, sollen Sie auch wissen, was uns etwa belastet, denn das ist nicht in Büchern zu lesen.“

„Ich werde Euch stets dankbar sein, Herr Gaschin.“

„Der Dank ist unsere Sache. Hier können Sie auch haben, gnädige Frau.“

Nadeschda richtete nun einige Fragen an den Alten und er beantwortete sie so kurz und offen und klug und sachgemäß, ohne Umschweife, daß ihr Interesse für ihn mit jeder Sekunde wuchs.

„Ihr seid ein verständiger Mann, Gaschin,“ sagte sie endlich. „Ich bedauere jedesmal, wenn ich einen unserer Bauern spreche, daß so viel Klugheit, Erfahrung und Ehrenhaftigkeit für das Allgemeine verloren geht.“

„Nun, Herrin, wir brauchen unsern Verstand daheim auch zu Zeiten, und was die Redlichkeit betrifft, so giebt es auch unter den Bauern Halunken.“

„Aber Ihr solltet Eure Söhne studiren lassen. Was ist mit dem Eurem, Ihr habt doch einen Sohn?“

„Ja, zu dienen, aber der ist sozusagen zu alt.“

„Wo ist er? zu Hause?“

„Es zieht sich zusammen, wir werden ein Wetter bekommen heute, auch ist es sehr schwül.“

„Ist Euer Sohn Bauer oder ist er Soldat?“

„Sie wären hier zwar wenig von der Hitze,“ sagte der Alte, seine Stirne mit dem Aermel wischend.

„Ist weicht mir aus, Gaichin, was ist mit Euer Sohne?“

„Was mit meinem Sohne ist?“ Er überlegte dann sah er Marijka nachsinnlich an. „Was ist nicht liegen mit ihm? Ich nicht die Wahrheit sagen, Gott ist es besser wissen, was Sie thun wollen. Ihnen zu helfen.“ Er legte den Saal ab und ging dann.

Marijka stand bei dem Fenster zu stehen, sah die Sonne über die Dächer und dachte nach. Der Saal hatte sie beim Aufbruch in den Saal.

Und er ist immer noch im Gras zu stehen. Er ist los von dem Saal. Er ist an, bei dem Saal. Er ist sich eine Sache.

„Nicht mit dem Muth, nicht mit dem milden Saal. Was ist mit dem wer ist mit dem sogenannten Saal.“

fahrungen gemacht als mit den Ministern. Sie allein verkünden unerschrocken die Wahrheit.“

„Meine Fähigkeiten sind gering,“ entgegnete Nadeschda bescheiden, „aber was ich in Anspruch nehme, ist ein reiner Charakter und der Enthusiasmus für die Freiheit, der Haß gegen die Tyrannei, in welcher Form sie auftreten mag, als Staatsgewalt, als Uebermacht des Kapitals, als Herrschaft des Mannes über das Weib. Ich diene nur der Wahrheit und dies kann heutzutage nur ein Weib. Zeigen Sie mir einen Mann, der nicht einer Partei angehören würde, wäre es aber möglich, Parteiinteressen zu verfechten, und unparteiisch zu bleiben? Gewiß nicht! Wir haben aber heutzutage nicht nur politische, wir haben volkswirtschaftliche und soziale Parteien, ja die Kunst, die Literatur, die Wissenschaft, Gebiete, die sonst ausschließlich dem Schönen und der Wahrheit geweiht waren, werden gegenwärtig von dem wildesten Parteikämpfen zerstampft. Ueberall Haß, Lüge, Verdächtigung und Schimpf, nirgends Liebe, nirgends Gerechtigkeit. Man mordet Bücher, man legt dem Künstler Sklavenketten an, wie man ganze Klassen der Gesellschaft zu unterjochen, Nationen, wenn nicht auszurotten, so doch lebendig zu begraben sucht. Das Wort, in früheren Tagen ein Schild des Rechtes, ein Licht, das man zu verdunkeln suchte, aber niemals zu verlöschen im Stande war, ist zum Angel der Spekulation geworden. In den Zeitungen, welche eine Chronik

ihrer Zeit abgeben sollen, werden nicht allein die Meinungen, sondern die Thatsachen gefälscht. Nicht nur die Ansicht von der Sache, die Sache selbst wird von hundert Federn, sämmtlich dienstbar, sämmtlich mit Gift, statt der Dinte gefüllt, in hundert verschiedenen Gestalten vorgeführt. Wo die Menge Aufklärung erwartet, wird sie in Irrthümer verstrickt, aus denen sie vergebens einen Ausweg sucht.

„Nur ein Weib ist in dieser Welt, in der jeder die Prinzipien auf der Zunge, aber den Vortheil und den Gewinn im Herzen trägt, fähig, sich frei zu erhalten und die Fackel der Wahrheit zu schwingen. So habe ich meine Aufgabe erfaßt. Mich lockt kein Orden, kein Amt, keine glänzende Position, ich verachte das Geld — hier haben Sie mein ganzes Verdienst.“

Während sie sprach, färbte sich Nadeschda mehr und mehr, ihre Augen strahlten eine milde Wärme aus und ihr voller spöttischer Mund nahm einen strengen Charakter an, der einen unbeugsamen Willen verrieth.

Grasm war bezaubert und als ein Verzauberter kehrte er nach Hause zurück und schilderte Nadeschda seiner Frau, welche dabei müde und schmerzlich lächelte, und fuhr noch denselben Nachmittag nach Slobudka hinüber, wo das Götterbild, das er sichtbar vor den Damen aufstellte, von Mama mit einem bösen Nasenrumpfen und von Leopoldina mit höhnischen Grimassen aufgenommen wurde.

Fünftes Kapitel.

Nadeschda.

„Wo der Silberton Freiheit erklingt, horcht jedes menschliche Ohr auf und jedes Herz wird rege.“

G e n z.

In dem ersten Stockwerk eines hübschen Hauses in der Nova ulica waren allealousien fest geschlossen, wie wenn die Bewohner ausgestorben oder abgereist wären. Es war dies aber nur ein Mittel die drückende Hitze abzuhalten, ein Mittel das vielleicht, eben weil es so einfach war, den der Civilisation athemlos nachjagenden Bewohnern der Kreisstadt bisher noch unbekannt geblieben war. In einem der kühlen, dunkeln Zimmer war die Redaktion der „Wahrheit“ untergebracht, die übrigen drei bewohnte Nadeschda Ossokin mit ihrer alten Amme und einem jungen kleinrussischen Dienstmädchen, das zugleich Redaktionsdiener war.

Es war nicht eben früh am Morgen, die merkwürdige Frau, welche den ganzen Kreis seit einem Monate unablässig in Unruhe und Aufregung versetzte,

war offenbar spät zur Ruhe gegangen und hielt daher auch ziemlich spät, was sie ihr Leber zu nennen pflegte.

In einem kleinen Gemach, dessen Einrichtung bei aller Einfachheit viel Anmuth und Geschmacf zeigte und das einem, von frischem Duft erfüllten, schattigen Gebüsch glich, saß sie in einem mit Leder überzogenen Fauteuil, bei einem kleinen Tischchen, nahm ihren Kaffee und las eben die eingelaufenen Briefe und Zeitungen.

Nadeschda war eine üppige Schönheit von 28 Jahren. Das leichte, weiße Negligee, dessen lange Ärmel gleich Engelsflügeln flatterten und das mit Rosabändern gepuzt war, ließ eine Büste und Arme sehen, wie man sie in der Regel nur an griechischen Statuen bewundert. Ihr bloßer Fuß, der in einem rosafarbenen, mit Hermelin gefütterten Pantoffel auf dem gestickten Fußschemel ruhte, war ein Meisterwerk für sich. Sie hielt eben einen Brief in der Hand und lachte, laut aber melodisch, wie wenn hundert Lerchen zugleich ihr Jubellied singen würden, als ein großer, schlanker junger Mann mit einem Zigeunerkopf im Stile des Murillo links und fast demüthig hereintrat und mit einer Bewegung, die einem Meuchelmörder entlehnt schien, auf ihre volle, weiße, herrliche Hand hinstürzte, um sie ergeben zu küssen.

„Gut, daß Sie kommen, Puharestu“, rief die schöne Frau, „es sind zahlreiche Correspondenzen für unser Blatt eingelaufen und ich bin etwas übernächtig,

ich habe bis 2 Uhr früh an dem besprochenen Artikel über die Knechtschaft des Weibes geschrieben.“

„Da! Lesen Sie zuerst diesen Brief des Correspondenten, den ich lezthin selbst in Lemberg gewonnen habe, er versprach mir die wichtigsten politischen Enthüllungen und schreibt — einen Liebesbrief! Aber so sind die Männer!“

„Vergeben Sie, gnädige Frau“, sprach Buhareſku mit mädchenhafter Sanftmuth, „wenn Sie mich als Correspondenten aufstellen würden, ich glaube, ich würde es genau so machen. Es ist wirklich schwer, Ihnen nicht zu huldigen.“

„Ach! gehen Sie“, lachte Nadeschda, „Sie sind der durchtriebenste Mensch, der mir noch vorgekommen ist, geben sich das Nir naiv und bescheiden zu sein und haben uns alle zum Besten. Sie sind durch und durch falsch.“

Buhareſku bemühte sich ernst zu bleiben, sein Blick irrte verzweifelt im Zimmer umher. „Warum soll ich falsch sein?“ kispelte er, die Achseln zuckend.

„Ich bitte Sie“, rief Nadeschda, „erstens sind Sie Doctor der Rechte, dann schreiben Sie bei einem Advokaten, und endlich sind Sie ein Wallache, drei Gründe für einen.“

Buhareſku suchte noch nach einer Antwort, er suchte sie an der Decke des Zimmers, in dem Gefräusel der Wellen, die der kleine, von Wasserpflanzen umgebene Springbrunnen zu Häupten der schönen Frau erregte

und in den dunkeln Haarschlingen, welche unter dem kofetten Häubchen hervor weich und schimmernd bis auf ihren Rücken herabfielen, als ein großes, hageres, grobknochiges Frauenzimmer, eine Brille auf der Nase, mit männlichen Schritten hereinstürmte und ein Telegramm auf das Tischchen warf.

„Eine Wiener Depesche“, sagte sie, „mir fehlen noch 200 Zeilen für das Blatt. Vorwärts, Herr Buharestu, zum Hofmachen bleibt Ihnen noch Zeit genug; an die Arbeit!“

Während er schüchtern die Briefe zusammenraffte und immer wieder den einen oder den anderen zu den Füßen Nadeschda's herabfallen ließ, rollte das Frauenzimmer, das wie ein Mann in schlecht gemachten Weiberkleidern aussah, die Zeitungen zusammen und gebrauchte sie wie einen Prügel, um ihn in die Redaktion zu jagen. Diese anmuthige Dame war Fräulein Scharow, Lehrerin an der städtischen Mädchenschule und Mitarbeiterin der „Wahrheit.“

Nadeschda vertiefte sich in Stuart Mill's „The Subjection of Women“, aber sie sollte nicht lange allein bleiben. Es war dies die Zeit, wo die meisten Besuche ihre Ruhe störten und es ihr fast unmöglich machten, irgend einen Gegenstand vollkommen zu erörtern oder zu erledigen. Wie oft mußte ihr blaues, verständiges Auge einen Menschen freundlich anlächeln, dem sie viel lieber mit ihrem Hermelinpantoffel den Weg gewiesen hätte.

Zuerst ließ sich ein bescheidenes Klopfen an der Thüre vernehmen und auf das laute „Herein!“ wurde dieselbe nicht etwa ganz geöffnet, sondern nur so weit, daß ein kleiner, magerer, dünner Mensch zur Noth hereinschlüpfen konnte. Der kuriose Besuch blieb am Eingange stehen und seufzte tief.

Es war ein kleinrussischer Bauer und zwar keiner von den Aermsten, das sah Nadeschda auf den ersten Blick, denn er war trotz der außerordentlichen Schwüle nicht in Leinwand gekleidet und auch nicht bloßfüßig, er trug im Gegentheil große, schwarze, glänzende Stiefel, weite blaue Beinkleider, die in denselben stecken, eine rothe Weste, beides von gutem Stoff und einen Sierak*) von grauem, ungeschorenem Tuch, der an den Nähten roth ausgenäht und dessen Kapuze roth gefüttert war. In der einen Hand hielt er seinen Strohhut, wie es schien, eigenes Fabrikat, in der andern ein blaues Sacktuch, in dem irgend etwas Lebendiges zappelte.

„Was habt Ihr da?“ fragte Nadeschda. Sie meinte nichts anderes, als daß der Alte mit dem kurzgeschorenen grauen Kopf etwas zu verkaufen habe.

„Ein Hühnchen, gnädige Frau“, gab der Bauer zur Antwort, und bestrebt sein Tuch vorsichtig zu öffnen, ließ er den einen Zipfel los und das Thier entfloh mit einem Zetergeschrei und flog, von ihm verfolgt, bis auf die offene Thüre, wo es sich stolz niederließ und seine Federn aufblähte.

*) Bauernüberrock.

„Was kostet es?“ fragte Nadeschda.

Der Bauer näherte sich mit großen Schritten, küßte die schöne Frau ohne weiteres auf die bloße Schulter und betrachtete sie dann mit einem ernststen Wohlgefallen. „Also Sie sind diese Frau“, begann er, „die eine so schöne Zeitung schreibt für uns Bauern und sogar drucken läßt!“

„Lest Ihr sie?“ fragte Nadeschda überrascht.

„Das eben nicht, gnädige Frau“, erwiderte der Alte, die durchdringenden, mißtrauischen Augen auf sie richtend, „wo hätte unsereins so etwas erlernen sollen, aber unserer fünf halten das Blatt und jeden Sonntag Abends versammeln wir uns bei Diesem oder Jenem bei einem Fäßchen Bier und der Diak*), ein höchst gelehrter Mann, liest es uns dann vor. Und weil Sie es so gut meinen mit unserem Volk, so dachte ich — aus Erkenntlichkeit sozusagen — und habe mir gestattet, Ihnen das Hühnchen zu bringen.“

„Ich danke Euch“, gab Nadeschda zur Antwort, „und nehme es an, um der guten Meinung willen.“ Sie erhob sich, schritt groß und majestätisch durch das Zimmer, schenkte aus einer Karafine Mlask in ein Kiliszet, nippte davon und reichte es dem Alten.

„Sie sollen leben, viele Jahre!“ rief der Alte, leerte das Kiliszet auf einen Zug und stellte es vorsichtig wieder hin. „Mein Name ist Maciej Gaschin“, fuhr er fort, „und ich bin Grundwirth in Trojza,

*) Kirchensänger und Sakristan.

schließlich zu dem Zwecke erbaut, um in demselben seine Feste zu geben.

Das langgestreckte, ebenerdige Gebäude enthielt nämlich außer einem kleinen Saale, dem die dem Eingange gegenüberliegende Galerie für das Orchester den unzweideutigen Charakter eines Tanzsaales gab, nur noch zu beiden Seiten zwei kleine Zimmer, die wohl ursprünglich als Büffet und Garderobe gedient hatten, jetzt aber als Fremdenzimmer eingerichtet waren.

Vor dem Eingang angelangt, sagte Diogen: „Nun rasch den Schlüssel.“

„Den Schlüssel,“ widerholte Erasmi, „ja, wenn ich den hätte.“

„Hundesohn!“ rief Diogen, „weshalb hältst Du uns dann zum Besten.“

„Wir müssen eben trachten auf eine andere Weise einzudringen.“

„Sehr weise bemerkt.“ —

Diogen begann um das Gartenhaus herumzuspazieren und kehrte nach einer Weile zurück, indem er die Anderen zu sich winkte. An der Rückseite war unter dem Dache ein Fenster offen. „Wohin führt dieses Fenster?“ fragte er.

Erasmi überlegte. „Ohne Zweifel auf das Orchester,“ sagte er endlich.

„Dann ist alles gewonnen.“ Diogen erstieg mit einer Behendigkeit, die den echten Sporting Gentleman verrieth, den nächsten Baum und schwang sich

in das Fenster. Die Anderen folgten seinem Beispiel. Sie gelangten auf die Gallerie und übersahen hier den ganzen Saal, der als eine Art Kumpelkammer zu dienen schien. Die Mitte desselben nahm ein großer, mit einem grünen Teppich bedeckter Tisch ein, an der einen Wand stand ein alter Divan, aus dem allenthalben das Berg hervorkroch, von der Decke herab hing ein großer Lustre, der in einen grauen Leinwand-sack gehüllt war, in buntem Durcheinander standen und lagen in einer Ecke ein kolossaler Käfig, in dem einst der von Petrowna gemordete Geier gewohnt hatte, verschiedene Gartenstühle, ein Fauteuil mit drei Füßen, zwei Kupferstiche, deren Gläser zertrümmert waren, eine Uhr, ein Kleiderstock, ein gebrochener Rechen, ein Schlitten und hundert andere Dinge, bei denen das Herz eines spekulativen Juden freudig aufgelacht hätte.

Diogen überfah das Schlachtfeld mit seinem Napoleonsblick und ertheilte dann seine Befehle. Jaroslaw blieb auf der Gallerie, die andern stiegen die Treppe hinab. Erasm kroch unter den Tisch, Constantin unter den Divan, der wieder zu der Wand gerückt wurde, Melbachowski verbarg sich in dem Käfig, über den Diogen eine alte Bettdecke breitete. Er selbst blieb in der Mitte des Saales stehen und betrachtete angelegentlich den Lustre.

„Glaubst Du, Erasm, daß er im Stande ist, einen Menschen zu tragen?“ fragte er.

„Er ist aus Messing und mit einer starken Schraube

an dem mittleren Tragbalken befestigt," erwiderte Graßm mit einer Grabsstimme unter dem Tische hervor.

„Ich hätte Lust, als Humorist die Sache aus der Vogelperspektive anzusehen," bemerkte Diogen, „komm hervor und hilf mir.“

Graßm kroch wieder heraus, beide erstiegen den Tisch, zogen den Leinwand sack herab und Diogen erklimm mit Hilfe Graßm's den Lustre, auf dem er sich rittlings niederließ. „Nun, ich sitze da, nicht eben bequem, aber es geht an.“ Er zog den Leinwand sack wieder hinauf und hüllte sich ganz in denselben ein. „Ist etwas zu bemerken?" fragte er. Graßm verneinte. „Also an Deinen Posten.“

Graßm verwischte eilig die Spuren, die ihre Füße auf dem Teppich zurückgelassen hatten und hatte eben noch Zeit, neuerdings unter dem Tische zu verschwinden, als Jaroslaw, einem muhamedanischen Muezzim gleich, seine Stimme von oben ertönen ließ! „Pst! Pst! sie kommen.“

Der Schlüssel kreischte im Schloß, die Thüre wurde von Petrowna kräftig aufgelehnt und die Männerseindinnen traten, hüpfen oder schleppten sich, je nach ihrer Constitution und ihrem Temperament in den Saal.

Da war Fräulein Scharow mit ihrer Brille auf der Nase, die Stifterin dieses nützlichen Vereins, die beiden Pirowki, zwei hellblonde Schwestern Jeleniski,

die schöne Armenierin Frau Leokadia Agapowitsch mit ihrer kleinen Adlernase à la Cleopatra und ihrem klassischen Gesicht, dessen Malerei einem Titian alle Ehre gemacht hätte, eine Frau Piertschinska, welche einer seufzenden Tonne glich, eine andere schwarze Armenierin Fräulein Abrahamowitsch, ein Fräulein Tepli und ein Fräulein Gondula, welche sich zusammen verschworen zu haben schienen, über alles zu lachen und zwar immer in einem äußerst melodischen Duett.

„O! welche Luft,“ klagte Frau Piertschinska, „wie in einem Grabgewölbe. Ich ersticke.“

„Wir werden die Fenster öffnen,“ sagte Leppoldina, regte sich aber dabei in keiner Weise, sondern ließ sich im Gegentheil in einer reizenden Pose auf dem Divan nieder. Petrowna und Fräulein Scharow öffneten rasch beide Fenster, worauf ein angenehmer Luftzug entstand.

„Haben wir eine Glocke?“ fragte Fräulein Scharow.

„Hier ist sie,“ gab Petrowna zur Antwort, zog sie aus der Tasche, stellte sie auf den Tisch und begann die Sessel, die in der Ecke übereinander standen, herbei zu tragen und um den Tisch aufzustellen.

Die Damen nahmen Platz. Fräulein Scharow oben als Haupt des Bundes, ihr gegenüber an dem Ende des Tisches Petrowna, die übrigen wie es sich eben schickte. Petrowna stellte ein kleines Dintenfaß vor sich hin und legte Papier auf den Tisch, daß sie attemmäßig faltete. Sie führte bei den Sitzungen das Protokoll.

„Meine Damen!“ begann Fräulein Scharow mit feierlicher Haltung. „Eehrte Mitglieder unseres herrlichen Bundes. — Was haben Sie gesagt, Frau Agapowitsch?“

„Nichts was zur Sache gehört“, erwiderte die schöne Armenierin mit einem Tone, der jedes ihrer Worte in süßem Honig getränkt erscheinen ließ, „ich sprach nur von der neuen grasgrünen Toilette, welche die Frau des Kreishauptmannes sieben bekommen hat.“

„So etwas kann nur eine Deutsche anziehen!“ rief Frau Piertschinska.

„Ich bitte alle nationalen Feindseligkeiten sind nach den Grundgesetzen unseres Bundes ausgeschlossen,“ ermahnte Fräulein Scharow.

„Aber das ist ja noch gar nichts,“ mischte sich Leopoldina ein. „Haben Sie das Seidenkleid gesehen, das die reiche Jüdin, die Bukarest, am letzten Sabbath zum ersten Male angehabt hat?“

„Das rothe?“ fragten sieben Stimmen zugleich.

„Ja, ein Kleid, das so blutig ist, wie ein Trauerspiel von Shakespeare.“

„Aber die Bürgermeisterin!“ seufzte Frau Piertschinska, „die trägt seit neuester Zeit mindestens einen halben Zentner falsches Haar auf dem Kopfe.“

„Und wie viel Watte die braucht, um sich aus einem Skelett in eine Rubens'sche Venus zu verwandeln,“ fügte Leopoldia hinzu.

„Meine Damen!“ begann Fräulein Scharow von neuem.

„Ruhe!“ gebot Petrowna mit ihrer energischen Stimme.

„Die Bukarest hat wieder einen neuen Anbeter.“

„Einen Poeten.“

„Einen ganz jungen Menschen.“

„Aber meine Damen!“ ermahnte Fräulein Scharow.

„Wir hören.“

„Ich muß die heutige Sitzung leider mit einer Rüge eröffnen,“ fuhr Fräulein Scharow fort, „zwei Mitglieder unseres Bundes haben sich schwerer Vergehen schuldig gemacht.“

In diesem Augenblicke hörte man ein kräftiges Niesen. Es war Constantin, der unter dem Divan eine Wolke von Staub aufgewirbelt hatte und von demselben in grausamer Weise in der Nase gefißelt, nicht länger an sich halten konnte.

„Zum Wohlsein!“ sagte Frau Piertschinska.

„Ich danke,“ erwiderte Fräulein Scharow, „ich habe nicht geniest.“

„Wer denn?“

„Ich auch nicht,“ riefen fast alle zugleich.

„Aber es hat doch jemand geniest,“ versetzte die gute, dicke Dame gekränkt.

„Vielleicht Sie selbst.“

„Ah! daß müßte ich doch wissen.“

„Zur Sache also,“ rief Fräulein Scharow, indem

sie zugleich kräftig klingelte, „ich bin in die peinliche Lage versetzt, sowohl gegen Frau Agapowitsch als Leopoldina Pirowki eine Anklage zu erheben.“

„O! — wie das? — nicht übel!“

„Entgegen dem Schwure, den wir alle geleistet haben, die Männer mit Verachtung zu behandeln, lassen sich diese beiden Damen leider den Hof machen.“

„Ich doch nicht,“ rief Leopoldina.

„Das beruht auf einem Mißverständnis,“ betheuerte die Armenierin schmeichelnd und verschämt.

„Ich bitte mich nicht zu unterbrechen,“ schnitt ihr Fräulein Scharow das Wort ab. „Sie empfangen die Besuche des Herrn Melbachowski, tägliche und sehr lange Besuche, wie man mir berichtet —“

„Soll ich das zu Protokoll bringen?“ fragte Petrowna mit verzweifelmtem Ernst.

Melbachowski, der in seinem Käfig schon lange mit einer unwiderstehlichen Lachsucht gekämpft hatte, brach jetzt los. Freilich verstopfte er sich im nächsten Augenblicke mit seinem Taschentuch den Mund, aber sein lautes Auflachen war von allen gehört worden.

„Ich bitte nicht zu lachen“, sagte Fräulein Scharow.

„Es ist kein Ernst bei der Sache“, brach Petrowna los und warf die Feder auf den Tisch, daß die Dinte umherspritzte.

„Wer hat denn gelacht?“ fragte Leofadia.

„Ich nicht.“

„Ich auch nicht.“

Alle schworen bei dem Heil ihrer Seele.

„Aber es hat doch jemand gelacht.“

„Allerdings, wir haben es alle gehört.“

„Nun, also?“

„Vielleicht geistert es in diesem Saale.“

„Bleiben wir bei der Sache“, bat Fräulein Scharow, „auch Leopoldina erfreut sich eines glühenden Anbeters, des Herrn Jablonskij.“

„Bitte, das ist nicht wahr!“ rief Petrowna.

„Wir wollen diese Vergehen vorläufig nicht näher untersuchen“, fuhr Fräulein Scharow fort, „aber es ist unsere Pflicht, sie zu tadeln. Ich stelle daher den Antrag —“

„Ich bitte“, fiel die schöne Armenierin ein, indem sie erregt aufsprang, „man muß uns vorher anhören und dann erst bestrafen.“

„Ich werde abstimmen lassen.“

Ein unglaublicher Tumult entstand, alle Damen erhoben sich von ihren Sitzen, Petrowna hielt eine Rede, die niemand verstand, jede der Männerfeindinnen machte einen anderen Vorschlag, Melbachowski lachte und Constantin nieste heftig. Die Glocke raste förmlich in der knöchigen Hand der Präsidentin. — Endlich trat wieder Stille ein.

„Vor allem bemerke ich, daß es keiner der beiden Damen, was sie vielleicht trotz ihren edlen Grundsätzen annehmen, Ehre macht, einen dieser Helden unserer Tage*) in ihr Joch zu spannen“, begann Fräulein

*) Anspielung auf den berühmten Roman Dennortoff's.

Scharow, „ich warne Sie als Triumph anzusehen, was näher besehen, nur eine Niederlage ist. Schon die bekannte Ninon d'Enclos behauptet, daß statt der Inschrift: „Der Schönsten“, welche sich auf dem Apfel befand, den Paris der Venus reichte, auf den Herzen der Männer geschrieben steht: „Der Gefälligsten!“

„Das ist unartig!“ rief Leopoldina.

„Ich lasse mich anbeten, das ist wahr, sagte Petrowna, „aber nur, um einen dieser abscheulichen Männer vollkommen in meine Gewalt zu haben und ihn nach Herzenslust mißhandeln zu können.“

„Ah! sie gesteht es ein“, spottete Fräulein Scharow.

„Die Männer sind ja gar nicht werth“, betheuerte Petrowna, die immer mehr in Hitze gerieth, „daß wir uns nur die Mühe geben, sie zu unterjochen. Sogar unsere Grausamkeit bietet diesen Sklavennaturen noch eine Art Genuß. Jene Frauen, welche ihre Liebhaber mit Füßen traten, ja mit kaltem Blute mordeten, sind, wie uns die Geschichte lehrt, am abgöttischsten verehrt worden. Wir müssen die Männer mit der größten Kälte behandeln, unsere Gleichgültigkeit verwundet sie am tiefsten.“

„So ist es“, bekräftigte Fräulein Scharow.

In diesem Augenblicke veränderte Graßm, dem der eine Arm eingeschlafen war, seine Stellung und berührte von ungefähr Petrowna.

„Ach, da ist schon wieder der Britan!“ rief sie und versuchte unter den Tisch zu blicken, aber der bis zur Erde reichende Teppich machte es unmöglich. „Diese Bestie muß mir doch überall nachlaufen?“

Sie erhob den Fuß und versetzte Graßm einen kräftigen Tritt.

„Wir kommen zu dem zweiten Gegenstand“, sagte Fräulein Scharow, „es ist dieser schändliche Diogen Kremenowitsch, der schon so viel Unheil gestiftet, so viel Liebende entzweit, so viel Brautpaare auseinander gebracht, so viel Ehen getrübt hat. Es ist an der Zeit, die kräftigsten Maßnahmen gegen ihn und seine Anhänger zu ergreifen.“

Zum Unglück wurde die Thür geöffnet und das Stubenmädchen, gefolgt von der Küchenmagd, erschien auf der Schwelle, auf großen Platten dampfte der Kaffee, klirrten die Tassen aneinander, thürmten sich Kuchen aller Art. Der bekannte narkotische Duft zog durch den Saal. Er übte auf die Damen beiläufig dieselbe Wirkung, wie das Blut der geschlachteten Thiere auf die Schatten des Hades, sie belebten sich plötzlich und wurden gesprächig. Es war unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, Fräulein Scharow gab es seufzend auf, ihre Autorität zu wahren. Leopoldina vertheilte die Tassen, Petrowna schenkte ein, Leofadia bediente mit den Kuchen. Bunten Federballen gleich schwirrten Wort und Antwort herüber und hinüber.

„Hier könnte man einen schönen Ball geben?“ Dieser weise Ausspruch der kleinen Jelenzki war das Erste, was wieder von dem ganzen Kreise verstanden wurde, da jetzt alle behaglich schlürften und knupperten.

„Einen Ball!“ schnaubte Fräulein Scharow, „wie wollen Sie heutzutage einen Ball geben, was ich einen Ball nenne? es müßten denn die Damen, wie bei den Juden, untereinander tanzen. Vor zwanzig Jahren etwa, da gab es noch Bälle, damals tanzten die Herren noch, jetzt aber —“ sie machte eine verächtliche Bewegung mit ihrer männlichen Hand.

„Ich stelle einen Antrag“, rief plötzlich Petrowna.

„Wir geben einen Ball“, riefen vier junge Stimmen zugleich.

„Nein, wir ernennen die muthige Verfechterin der Frauenrechte, Nadeschda Ossokin, zum Ehrenmitglied und entsenden eine Deputation an sie, welche ihr unsere Hochachtung bezeugt.“

„Angenommen“, schrieen alle.

„Und Fräulein Scharow und Petrowna werden als Deputation gewählt“, rief Leofadia.

„Gleichfalls angenommen.“

„Wir müssen unsere Befreiung erkämpfen“, begann die schöne Armenierin.

„Was werden Sie anfangen, wenn die Emancipation zur Wahrheit wird?“ fragte Fräulein Gondola.

„Ich werde mich um ein Richteramt bewerben“, erwiderte Leofadia, „und auf diese Weise meinen Haß an den Männern auslassen.“

„Ich würde eine Lehrkanzel vorziehen“, versetzte Fräulein Scharow.

„Und ich möchte ein Regiment kommandiren“, rief Leopoldina.

„Ich fürchte nur, daß wir die Männer nicht mehr hassen werden, sobald wir ihnen gleichgestellt sind“, seufzte Fräulein Scharow, „man liebt Seinesgleichen mehr als seinen Herrn, sagt irgend ein geistreicher Franzose.“

Es war indeß fast dunkel geworden und Jaroslaw, der auf der Gallerie süß eingeschlummert war, begann plötzlich laut zu schnarchen.

„Was ist das?“ fragte die eine Selensti.

„Es geistert in dem Saal“, rief Leofadia.

„Scherzen Sie nicht, es ist wirklich unheimlich.“

„Ah, wer wird sich fürchten!“ rief Petrowna.

Constantin nieste heftig.

„Hören Sie doch.“

„Es ist der Hund, der Britan!“ lachte Petrowna und versetzte Grasm einen neuen Fußtritt, „kusch dich!“

„Nein, es hat wieder jemand geniest.“

„Geister niesen aber nicht“, spottete das muthige Mädchen.

„Das kommt auf die Umstände an“, sagte plötzlich eine Stimme von oben. Es war Diogen, der sich auf dem Lustre vernehmen ließ.

„Um Gotteswillen! wer hat gesprochen?“ schrie Leofadia auf.

„Zünden wir die Kerzen an.“

„Es sind keine hier.“

Im nächsten Augenblicke erschütterte es den Saal wie ein Donner Schlag, der Lustre war herabgestürzt mitten auf den Tisch, die Trümmer des Kaffeegeschirres flogen nach allen Seiten auseinander und eine helle Stimme rief: „Guten Abend, meine Damen.“

Alle schriegen zugleich auf und suchten das Weite, bei der Thüre entstand ein heftiges Drängen, die dicke Frau Piertschinska schob sich mühsam zu dem einen Fenster hinaus, während Petrowna leicht wie ein Reh durch das andere in das Freie sprang.

„Jetzt heißt es rasch verschwinden“, rief Diogen und sprang vom Tische herab, alle verließen ihre Verstecke und eilten auf die Gallerie, nachdem Jaroslaw durch einige sanfte Rippenstöße geweckt worden war, kletterten sie wieder an dem Baume hinab und kamen auch glücklich über die Planke.

Wenige Minuten später kam Herr Pirowki, einen Ballasch in der Rechten, ein Windlicht in der Linken, ihm folgten Petrowna und der Bediente mit Lichtern, und erst in einiger Entfernung die andern Damen.

Der alte Herr durchsuchte den ganzen Saal, stach mit seinem Ballasch in den Lustre, unter den Tisch und hinter den Divan hinein und erklärte endlich, es sei niemand da.

„Ich sage ja, es geistert“, flüsterte Leofadia.

Herr Pirowki blieb hierauf mitten im Saale stehen, beschrieb mit seinem blitzenden Ballasch ein Kreuz in der Luft und sprach mit erhobener Stimme: „Alle guten Geister loben ihren Meister.“

Alles blieb still.

„Einbildungen, nichts weiter“, sagte der alte Edelmann jetzt, „der Lustre ist herabgefallen, und vielleicht war eine Raze irgendwo auf der Jagd nach Mäusen.“

Die Damen waren indeß doch alle in nervöser Aufregung und zogen es vor, sofort nach Hause zurückzukehren. Eine Anzahl Wagen fuhr vor, eine Anzahl betrunkenener Kutscher schwankte zwischen den Laternen, in denen Unschlittstümpchen brannten, unzählige Küsse wurden gewechselt und die Gesellschaft flog nach allen Windrichtungen auseinander.

Nur Fräulein Scharow blieb in Slobudka.

Es war dies ihr Privilegium. Jeden Samstag fand eine Sitzung des Bundes statt und dann blieb sie über Nacht bei Pirowki und brachte den Sonntag zu ihrer Erholung auf dem Lande zu. Jetzt kam sie mit den beiden Mädchen in das Empfangszimmer, in welchem Herr und Frau Pirowki mit dem Pfarrer und dem Major Whist spielten.

Leopoldina setzte sich zu ihrer Mutter an den Spieltisch hin, während Petrowna mit Fräulein Scharow auf einem Sopha Platz nahmen. Der Major benützte jede Pause, um über die Karten weg den

Trogkopf anzusehen, der seine Blicke gar nicht zu bemerken schien. Um so mehr wurden dieselben aber von Fräulein Scharow aufgefangen. Sie nahm alle nur erdenklichen Attituden an und zeigte jede Minute ein neues verächtliches Gesicht, endlich sprang sie empört auf und ging zu dem offenen Fenster, um sich über die Brüstung desselben zu beugen und den Spielenden den Rücken zu zeigen. Petrowna folgte ihr.

„Was haben Sie denn?“ fragte sie erstaunt.

„Sie bemerken aber auch gar nichts“, erwiderte Fräulein Scharow empfindlich, „ist es Ihnen denn wirklich entgangen, in welcher Weise mich der Major ansieht? Das mag einem Mädchen wie Leopoldina schmeicheln, mich beleidigt es.“

Die gekränkte Unschuld von 42 Jahren beruhigte sich erst, als das Souper aufgetragen wurde. Nach demselben bot sich der Major an, sie zu dem Gartenhaus, in dem sie zu übernachten pflegte, zu begleiten. Sie warf Petrowna einen vielsagenden Blick zu und dankte recht frostig. Der Major bestieg hierauf sein Pferd und kehrte in die Stadt zurück.

Fräulein Scharow, welche sonst so männlich that, fürchtete sich diesmal allein in dem Gartenhause zu schlafen. Es wurde also bestimmt, daß das Stubenmädchen ihr Gesellschaft leisten und der Kutscher sie mit einer Laterne hinbegleiten sollte. Dies geschah, und da das Stubenmädchen noch im Edelhofe einige Vorbereitungen zu treffen hatte, so beschwor Fräulein

Scharow ihren Begleiter, so lange im Saale zu bleiben, bis das Erstere gekommen sei. Der Kutscher versprach es, und Fräulein Scharow zog sich in das Gastzimmer zurück, um ihre Toilette für die Nacht zu machen.

Der Kutscher unterhielt sich eine Zeit damit, im Saale herumzustöbern und wie er so das Chaos alten Zeuges in der Ecke musterte, kam er auf den Einfall, das Stubenmädchen ein wenig zu erschrecken. Er stellte den Kleiderstock einige Schritte von der Thür des Fräuleins auf, drapirte ihn mit verschiedenen Tüchern und alten Kleidern, die er fand, setzte ihm eine Mütze auf, die einst Herr Birowki getragen hatte, und schnallte der Figur zum Ueberflusse noch einen alten Säbel um, dann trat er sammt seiner Laterne sachte den Rückzug an.

Als das Stubenmädchen noch einige Zeit auf sich warten ließ, öffnete Fräulein Scharow ganz wenig ihre Thüre und rief den Kutscher. Sie erhielt keine Antwort. Von Angst erfaßt, eilte sie an das Fenster und sah die Laterne ihres Beschützers zwischen den Bäumen davonschweben; sie öffnete und rief ihn zurück, aber er hörte sie nicht. Da fiel es ihr ein, daß sie unter dem alten Geräthe im Saale auch einen Ballasch bemerkt hatte und sie beschloß, sich desselben zu bemächtigen, um nöthigenfalls ihre Unschuld auf das äußerste zu vertheidigen.

Wie ein Gespenst trat das große, hagere Frauenzimmer in seinem weißen Nachtgewande in den Saal,

vollkommen geeignet Schrecken einzuflößen, erblickte aber plötzlich die Gestalt mit dem umgürteten Säbel, stieß einen Schrei aus und ließ das Licht fallen, das sie in der Hand hielt.

Sie befand sich nun im Dunkeln und bebte am ganzen Leibe. Als sie etwas zur Besinnung kam, hielt sie folgenden Monolog: „Ein Gespenst ist es nicht, denn es gibt keine Gespenster, ein Räuber ist es auch nicht, sonst hätte er mich schon jetzt angefallen. es kann also nur ein Anbeter sein. Ha! der Säbel! es ist der Major.“

„Wer ist da?“ fragte sie.

Niemand gab Antwort.

„Verstellen Sie sich nicht“, fuhr sie fort, „ich habe Sie erkannt, Herr Major. Wenn Sie die Einsamkeit eines unschuldigen Mädchens mißbrauchen wollen, ich bin schutzlos, so nehmen Sie mich denn hin.“

Sie ging mit großen Schritten und ausgebreiteten Armen auf die Gestalt zu, und in dem Augenblicke, wo sie mit süßem Schauer von dem verwegenen Don Juan umfangen zu werden erwartete, fiel ihr der Kleiderstock auf die Nase.

Ende des ersten Bandes.

Die
Republik der Weiberfeinde.

Roman in zwei Büchern

von

Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1878.

~~~~~  
**Alle Rechte vorbehalten.**  
~~~~~

Siebentes Kapitel.

Die Republik der Weiberfeinde.

„Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier
eingeht!“

Dante, Divina Comedia.

Wie jeder Sonntag wurde auch jener, welcher der Expedition nach Slobudka folgte, von Diogen ausschließlich der Bervollständigung der „Registatur der Liebe“, sowie den Angelegenheiten der von ihm gestifteten und geleiteten „Republik der Weiberfeinde“ geweiht. Nachdem der Weise der Kreisstadt, in einen blauseidenen Schlafrock gehüllt, gelbe Saffianstiefel an den Füßen und ein rothes Türkenfz auf dem Kopfe, am Morgen seinen Kaffee genommen und seinen langen Tschibuk angezündet hatte, ließ der alte Swan die Faktoren und andere Personen, welche sich zum Rapport eingefunden hatten, ein.

Es war diesmal eine recht bunte Gesellschaft, die sich bei der Thüre hereindrängte, sieben Juden, deren lange Talare in ihren Farben zusammen den Regenbogen darstellten, ein Lakai, ein Kutscher, ein Eisenbahn-

kondukteur in blauer Uniform, ein Sakristan in seinem rothen Chorrock und ein wandernder Schauspieler mit herrlicher Löwenmähne, der sofort die Attitudé eines Helden annahm und ein dicht verschleiertes, schlankes Frauenzimmer in einem verblichenen Seidenkleide am Arme führte.

Diogen erhob sich, musterte seine Leute, sprach mit jedem einige freundliche Worte, beglückte die Verschleierte mit einer Galanterie, in seiner herablassenden Weise und bewirthete sodann alle mit einem kräftigen Liqueur. Er begab sich in die Registratur der Liebe, wo er vor dem Tische Platz nahm, Papier vorbereitete, eine Feder wählte und mit der Glocke das übliche Zeichen gab, worauf Swan einen nach dem andern hineinführte.

Der erste Jude, im violetten Talar, berichtete, Frau Nadeschda Ossokin habe bei ihm Sammt zu einer Kazabaika gekauft und ihn bei diesem Handel „sehr gedrückt“, der zweite, in Purpur gekleidet, hatte Schuhe für sie gemacht, er schilderte sie als eine sehr „kuraschirte“ Frau und ihren Fuß als ein Meisterwerk der Schöpfung, der dritte, blaue Hebräer war als ihr Faktor fast täglich in ihrem Hause, er wußte mit orientalischer Uebertreibung von den vielen nobeln Herren zu erzählen, welche ihr Besuche machen und sie anbeten. Der schwarze Doktor, der Herr Buharesku, sagte er, liegt vor ihren Füßen wie ein Hündchen, Gott soll mich strafen, und der Pan Erasim Wizyta von Popielniki hat ihr schon gebracht zwei „Bufette.“ Es folgte

ein grüner, der gehört hatte, wie sie schlecht und mit Verachtung von der jetzigen Regierung gesprochen hatte. Der Fünfte, gelb wie ein Kanarienvogel, hatte von ihrer alten Amme erfahren, daß Nadeschda sich von ihrem Manne getrennt habe und daß derselbe noch am Leben sei, während der Sechste im orangefarbenen Talar sich auf die Meldung beschränkte, daß sie außerordentlich lange Nägel trage.

Diogen notirte eifrig und berief dann den siebenten Juden, der sehr dick war, einen neuen, rothen Talar anhatte und ein weißes Bäckchen unter dem Arme hatte. Es war dies der Kürschner Naph tali.

„Nun, wie steht es?“ fragte er ihn.

„Wie soll es stehen, Herr Wohlthäter“, erwiderte der Rothe, „habe ich gegeben der Jeffka, was ist das Stubenmädchen von der Frau Agapowitsch, einen Zwanziger und habe ich gesagt: Geben Sie mir für zwei Tage die Kazabaika von der Gnädigen, ich soll machen genau so eine Kazabaika für eine fremde Dame. Hat sie mir gegeben also die Kazabaika.“ Er entfaltete das weiße Tuch und legte eine rothsammtene, mit Hermelin gefütterte und besetzte Kazabaika auf den Tisch.

„Gut, Du kannst gehen.“

„Gott soll Sie segnen, Euer Hochwohlgeboren.“

Nach ihm trat der Lafai ein. „Du bist also jetzt bei dem Herrn Pharinus in Dienst?“ begann Diogen.

„Zu dienen.“

„Nun, wie gefällt es Dir dort im Hause?“

„So, so“, antwortete der Lafai, „wenn nur die verdammte Bildung nicht wäre.“

„Wie das?“

„Der Herr hat es sich in den Kopf gesetzt, die ganze Welt zu bilden und das ist für uns sehr anstrengend. Wenn Einer seine Arbeit gethan hat, soll er noch die Buchstaben erlernen wie ein Kind, oder zuhören wenn die Gnädige erklärt, wieso der Mond um die Erde läuft oder die Pflanzen sich ernähren. Deshalb bekommt man aber doch keinen Bissen Brod mehr. Ueberhaupt ist eine miserable Schwabenwirthschaft in dem Haus, denken Sie, Herr Wohlthäter, spielen ihrer Zwei auf einem Clavier. So eine Sparsamkeit!“

„Und die Frau, hat sie einen Liebhaber?“

„Wo denken Sie hin, gnädiger Herr, so einen Aufwand gestatten sich die nicht. Höchstens kommt der Pfarrer und sie spielen Karten mit ihm und warten ihm mit einem Himbeerwasser auf.“

Dem Lafai folgte der Kutscher auf dem Fuße, er stand bei Frau Agapowitsch in Diensten.

„Nun, wie geht es bei Euch?“

„Man sieht wenig, wenn man so mit der Frau ausfährt, die Pferde sind doch allenfalls wichtiger, als was da hinter Einem im Wagen geschieht. Aber das Stubenmädchen, die Jeffka, plaudert zu Zeiten etwas aus. Der Pan Melbachowski soll so verliebt sein in unsere Frau, geradezu wüthend soll er auf sie

sein. Ein stattlicher Mann und Einer, der eine offene Hand hat. Nie unter einem Gulden Trinkgeld, wenn wir ausfahren, das muß ich schon sagen. Das wäre Einer für unsere Frau, die Jesska sagt das auch, und er würde sie auch heirathen. Aber sie! — Gott soll uns beistehen.“ Der Kutscher bekreuzte sich. „Sie lebt als Wittwe viel angenehmer, sagt sie, nun, es ist nicht zu ändern.“

Der Eisenbahnkondukteur hatte vor fünf Tagen einen Zug nach Lemberg geführt. „Hier stieg die Frau Bukarest ein“, erzählte er, „die schöne, reiche Jüdin, wissen Sie, gnädiger Herr, sie war verhüllt und verschleiert, aber ich habe sie doch erkannt. Sie verlangte ein Coupé für sich und drückte mir fünf Gulden in die Hand. Auf der zweiten Station stieg ein junger Herr zu ihr ein, den ich nicht kenne, so ein Blonder, und garstig ist er auch.“

„Aha!“ Diogen lächelte triumphirend, „nannte sie ihn nicht Jaroslaw?“

„So ist es, Jaroslaw. Sie ließen die Vorhänge herab und in Lemberg stiegen sie zusammen in einen Fiaker.“

Der Sakristan erzählte, als er vorgestern nach der Messe die Lichter verlöscht habe, sei niemand mehr in der Kirche gewesen, als eine Dame, die vor einem Seitenaltar, im Dunkel, auf den Knien gelegen, gebetet und fürchterlich geweint habe. Beim Ausgange habe er ihr endlich in das Gesicht blicken können und

die junge Frau Wyzta von Popielniki erkannt, sie auch später in einer Britschka davonfahren gesehen.

Zuletzt erschien der Schauspieler, dem Diogen einen Sitz anbot. „Es ist alles in Ordnung“, sagte er mit dem erhabenen Tone eines Cäsar.

„Und Sie haben also Ihre Studien an Ort und Stelle gemacht?“

„Zu dienen.“

„Ich möchte doch die betreffende Dame näher sehen.“

Der Schauspieler verließ mit großen Schritten — er ging stets wie im Harnisch oder wie wenn ein Königsmantel hinter ihm wallen würde — das Zimmer und kehrte mit der Verschleierte zurück. Diogen, mit der Miene eines erfahrenen Theaterdirectors, ließ das Frauenzimmer den Schleier abnehmen, die Hermelin-Kazabaika anziehen, die auf dem Tische lag, und einige Stellungen annehmen. Dann erklärte er sich zufrieden und entließ die Beiden huldvoll.

Nachmittags fand die feierliche Sitzung der Weiberfeinde statt. Ihre Republik war vollständig nach dem Muster jener eingerichtet, welche Stanislaus Pskonka im sechszehnten Jahrhundert unter der Regierung des Königs Sigismund August begründete, die nach dem ihm gehörigen Dorfe Babin die Babinische hieß und deren Devise lautete: *Ridendo castigat mores!**) Es gab da wie in der alten Polenrepublik Wojwoden, Starosten, Castellane, Marschälle und andere Würden.

*) Lächelnd geißelt sie die Sitten.

Es gab da einen Strafcodex, dem nicht nur Mitglieder, sondern ein jeder verfiel, der sich nach dem Urtheil der Republik einer Thorheit schuldig machte, nur daß die Babinische Republik jede Art von Unsitte und Unverstand strafte, während hier nur jene Vergehen verfolgt wurden, deren sich die Männer dem schönen Geschlechte gegenüber schuldig machten.

Es waren an diesem Tage elf Mitglieder anwesend, Diogen, welcher das Amt des Palatins begleitete, Erasim, Pharinus, Melbachowski, Jaroslaw, Buharesku, ein Adjunkt des Gerichts Herr Wirschkletzki, der Gutsbesitzer Motasinski, der Professor Rohrfeld und Gulisko, einer jener Menschen, von denen eigentlich niemand weiß, welchen Beruf sie haben und wovon sie leben.

Constantin wurde als Schüler von Melbachowski eingeführt. Er fand das Zimmer fast vollkommen dunkel, nur eine Spiritusflamme, welche auf einer antiken Schale brannte, beleuchtete die ernstesten Gesichter der um den Tisch sitzenden Weiberfeinde, überzog sie gleichsam mit Grünspann. Alle trugen eine Art Mütze von Pappdeckel auf dem Kopfe, welche einen Pantoffel darstellte, auf dem Tische lag ein silberner Pfeil und eine eiserne Kette.

Diogen hielt eine Rede, in der er von den Principien der Republik und den Pflichten der Mitglieder sprach; Rohrfeld, der Starost, erhob sich und legte die Kette um Constantin's Nacken, worauf Buharesku, der Marschall die Eidesformel in fürchterlichen, an die

Ritterkomödien mahnenden, Reimen vorlas, und Constantin dieselbe mit lauter Stimme nachsprach. Pharinus, der Wojewode, rißte mit dem Pfeil Constantin's Arm, fing mit einer rothen Feder die hervorquellenden Blutstropfen auf und legte ein mit einem großen Siegel versehenes Dokument, das einer Urkunde aus der Zeit der Reformation glich, vor ihn auf den Tisch. Nachdem Constantin dasselbe unterfertigt hatte, wurde ihm gestattet, auf einem Fußschemel an dem Ende der Tafel Platz zu nehmen.

„Schüler“, befahl jetzt Diogen, „beginne Deinen Dienst und zünde die Kerzen an.“

Constantin gehorchte und verlöschte hierauf die Spiritusflamme.

Die Sitzung begann. Es wurden verschiedene Berichte vorgetragen, von dem Marschall der Registratur übergeben und einige Beschlüsse gefaßt. Von allem was geschah, sah Constantin auf seinem demüthigen Sitze nicht das Mindeste, es war ihm nur gestattet, zuzuhören.

Zuletzt wurde über Nadeschda Ossokin verhandelt. Keines der Mitglieder hatten Angaben über ihr Vorleben zu machen. Einige schilderten ihr Aeußeres, Buharesku sprach mit großer Wärme von ihrem Geiste, ihrer großen Bildung, ihrem Achtung gebietenden und dabei liebenswürdigen Wesen. Diogen wurde immer unruhiger, er rückte seinen Stuhl hin und her, seufzte, sumimte einen Gassenhauer. Nachdem der Marschall

alles niedergeschrieben hatte, entfaltete Diogen einen Akt und ergriff in einer Erregung, die alle an ihm befremdete, das Wort:

„Diese Dame mag sehr gelehrt und sehr verständig sein“, sprach er, „aber wissen Sie, meine Herren, was der weise La Bruyère in dieser Beziehung sagt: Man betrachtet eine gelehrte Frau wie eine schöne Waffe, sie ist kunstvoll ciselirt, von bewundernswerthem Glanz und von ausgesuchter Arbeit. Es ist ein Cabinetstück, das man dem Neugierigen zeigt, das nicht im Gebrauche ist, das weder zum Kriege taugt, noch zur Jagd, so wenig wie ein Schulpferd, mag es auch das bestdressirte der Welt sein! Uebrigens habe ich noch ganz andere Daten über diese gelehrte Dame, sie befließigt sich in ihrer Weisheit einer Sparsamkeit, welche die häßlichen Züge des Geizes trägt, sie wird von ihrer Gelehrsamkeit verleitet, sich verschiedene Frauen des Alterthums zum Muster zu nehmen, sie kommt an Grausamkeit einer Tomiris, an Galanterie einer Messalina gleich.“

„Das ist nicht möglich“, rief Erasmi, „da muß ein Irrthum —“

„Ich bitte mich nicht zu unterbrechen“, fuhr Diogen fort, „ich habe gesagt einer Messalina gleich. Eine Messalina war sie schon in ihrer Ehe, und deshalb hat sie ihr Mann aus dem Hause gejagt. Die Literatur und die Politik leisten dieser sehr verständigen Dame dieselben Dienste, wie minder gelehrten ein defolletirtes Kleid oder ein durchsichtiges Negligee. Ihr wahrer

Charakter verrathet sich schon in ihrem Neußern, sie ist schön, ja gewiß, die Pompadour und Lola Montez waren auch schön! Aber sie hat jenen kleinen Fuß, den alle Frauen besitzen, welche die Natur dazu erschaffen hat, uns zu treten und sic hat die langen Nägel eines Raubthieres.“

„Verzeihen Sie“, wendete Constantin, sich rasch erhebend, ein, „auch Petrowna hat einen kleinen Fuß.“

„Wir wissen das“, erwiderte Diogen, „es wurde zu Protokoll gebracht, aber dies kann nur ein Grund mehr für Sie sein, dieses Mädchen zu fliehen. Und nun zu Ihnen, Castellan.“ Er heftete auf Erasim einen strafenden Blick.

„Ist die Thorheit, die Sie begangen haben, indem Sie ein Weib nahmen, noch nicht groß genug? was sollen diese platonischen Liebeleien mit Statuen, mit Gemälden, mit Romanheldinnen, und nun gar diese Verehrung für eine offenkundige Messalina? Erröthen Sie doch ein wenig, Herr Castellan. Derlei Dinge schicken sich für einen Ehemann nicht, bei einem Mitgliede unserer glorreichen Republik sind sie schwere Vergehen. Erröthen Sie, Herr Castellan. Unter den Passionen der Galanterie, sagt die weise Ninon, ist der Platonismus die Passion des Alters. Erröthen Sie doch, sonst muß ich für Sie erröthen.“

Erasim zeigte sich folgsam und erröthete wirklich. „Ich glaube aber, daß der Haß Sie doch ein wenig irre führt“, wagte er zu bemerken.

„Der Haß ist partiisch, aber die Liebe ist es noch mehr, sagt Goethe.“

„Ich bitte —“

Ueberhaupt entdecke ich“, unterbrach ihn Diogen, „daß sich in unserer Republik in letzter Zeit eine stricbare Nachlässigkeit in Gesinnung und Handlungsweise eingeschlichen hat. Den heiligsten Prinzipien wird Hohn gesprochen, alle guten Vorsätze scheinen vergessen, ich sehe hier nicht Einen, der nicht in den Fesseln eines jener thörichten, flatterhaften, böshaften und grausamen Geschöpfe: Weib genannt, schmachten würde. Da ist der Castellan Grasm, der eine platonische Liebe für eine Messaline hegt, da ist der edle Jaroslaw Gwiasda, welcher mit einer zweiten sentimentale Reisen macht, da sind verschiedene Ehemänner, welche vor ihren Frauen, wie Schoßhündchen dressirt, aufwarten, sobald es nur ihre Gebieterinnen wünschen, da ist der edle Melbachowski, den ein kleiner Teufel in Frauengestalt mit allen Martern der Hölle bekannt macht und der dabei eine schmäbliche Geduld entwickelt, und da haben wir noch zum Ueberflusse einen Schüler, der von Amor's Pfeil durchbohrt unserem Heiligthum naht. Ich sehe, ich muß wieder einmal eingreifen, Gericht halten, Rettungscile auswerfen, und das eilig, sonst seid Ihr alle verloren, Ihr armen, verblendeten Thoren, die Ihr heimlich noch immer Hoffnungen nährt. So lange einer noch an das Weib glaubt, so lange einer noch vom Weibe Glück erwartet, ist er nicht würdig, unserer Republik anzugehören.

Hier gibt es keinen Glauben, keine Hoffnung, keine Liebe.“

Alle blieben wie erstarrt sitzen, keiner wagte ein Wort zu sprechen.

Diogen, der über die Wirkung seiner Ansprache heimlich lachte, wendete sich nun zu Constantin. „Schüler“, sagte er majestätisch, „bist Du bereit, die Prüfungen zu bestehen?“

Constantin bejahte.

„Dann lade ich Dich für heute Abend zehn Uhr vor. Erscheine pünktlich vor dem Thore dieses Hauses, wo man Dir das Weitere eröffnen wird. Die Sitzung ist geschlossen.“

Die Weiberfeinde legten hierauf ihre Insignien ab und begaben sich in die vorderen Zimmer, wo eine ungezwungene Unterhaltung beim Billard und Kartenspiel begann. Constantin näherte sich Diogen. „Glauben Sie wirklich an keine reinen Empfindungen in der Liebe?“ begann er leise und schüchtern.

„Ich spreche meine Ansichten am liebsten durch fremde Zeugnisse aus“, erwiderte Diogen, „und ich berufe mich weder auf Plato, noch Voltaire oder Schopenhauer so gerne, wie auf Ninon d'Enclos, die doch selbst ein Weib war und daher gewiß keine Weiberfeindin. Ninon sagt: Im Beginne ihres Verkehrs glauben sich zwei Verliebte stets von den zartesten Gefühlen beseelt. Sie erschöpfen sich an den Spitzfindigkeiten, Uebertreibungen und der Begeisterung einer

ausgesuchten Metaphisik, die Idee ihrer Vortrefflichkeit berauscht sie einige Zeit vollständig, aber folgen wir ihnen in dem Verlaufe ihres Verhältnisses, bald fordert die Natur ihre Rechte, Eitelkeit gibt dem Herzen die Freiheit zu fühlen und sich zu äußern zurück, und noch immer die Freuden der Liebe verachtend, kommen sie eines Tages dahin, wo sie sehr erstaunt sind sich zu finden, und gelangen durch einen weiten Umweg zu demselben Punkte, wie der Bauer, der in gutem Glauben dort angefangen hat, wo sie enden.“

Schlag zehn Uhr fand sich Constantin wieder vor dem Hause ein. Die Promenade war leer. Da dem Kalender zufolge Vollmond eingetreten war, brannte keine der wirklichen zwei Laternen, durch die der Magistrat sonst hier Licht zu verbreiten pflegte. Der Mond indeß hatte den Kalender und den Magistrat im Stich gelassen. Es war vollkommen dunkel und einige Glanzwürmchen, welche in grünem Feuer erzitternd im Grase lagen, machten die Finsterniß erst recht bemerkbar.

In diesem Orte und zu dieser Stunde wäre alles möglich gewesen, ein Mord, das Erscheinen einer Räuberbande, ein Entdecken von Verschworenen, eine Entführung. Wer sollte die Zwölferkinder hindern, ihre halbe Hundstunde Verweilen hier zur Schon zu wollen?

Der Bürger hielt sich an demselben Orte auf. Auf dem Wege ist ein Rind, verstreut wie ein Ferkel der Hühner, zu einem kleinen Spielplatz näher.

aus den schwarzen Kappen, die sie Behmrichtern gleich über den Kopf gezogen hatten, blitzten nur die Augen hervor. Sie blendeten Constantin durch eine ähnliche Kappe, die jedoch keinerlei Oeffnung hatte, und hoben ihn dann in den Wagen, der sofort davonrasselte. Unterwegs wurde kein Wort gesprochen, die Fahrt währte etwas über eine Stunde. Dann hielt der Wagen, Constantin wurde herausgehoben und von zwei starken Armen geführt, zuerst über eine Schwelle, dann eine Treppe empor, endlich durch einen langen Corridor.

Eine Thür wurde geöffnet.

Als die Kappe entfernt wurde, sah sich Constantin in einem dunkeln Zimmer, in das, durch eine Portiere aus einem anstoßenden Gemach ein breiter Lichtstreifen fiel, der wie eine glühende Eisenstange auf der Diele lag. Neben ihm standen die zwei Vermummten.

„Die erste Prüfung beginnt“, begann der eine mit hohler, entsetzlicher Stimme.

„Was ist meine Aufgabe?“ fragte Constantin.

„Schweigen.“ Die beiden Vermummten entfernten sich. Constantin blieb indeß nur wenige Augenblicke allein.“

Plötzlich rauschte die Portiere und rasch, wie eine Schlange durch eine Felsenspalte schlüpft, trat durch dieselbe Petrowna herein. Das Ganze geschah so überraschend schnell und die Vorhänge schlossen sich so eilig hinter ihr, daß Constantin sie nur einen Augen-

blick im vollen Lichte sah und auch in diesem Augenblicke fiel das Licht von hinten ein und lag ihr Gesicht im Schatten. Aber wie konnte er zweifeln, es war ihre schlanke Gestalt, die wilde Anmuth ihres Ganges, es waren ihre aschblonden Zöpfe, es war die rothe Hermelin-Kazabanka, die sie so gerne an kühlen Sommerabenden trug, und es war ihre Stimme, die jetzt zu ihm sprach, leise zwar und ein wenig gezwungen, wie unter einer Larve hervor, und ihre kleine Hand, die in der seinen bebte und ihn zu einem niedern Divan hinzog.

„Ah!“ dachte er, „sie ist also im Einverständnis und wird mich auslachen, wenn ich mich schwach zeige.“

Er hätte sich am liebsten gleich ein Papagenoschloß vorgehängt. Das Mittel, das er statt desselben anwendete, war indeß ebenso einfach und gut. Während ihn zwei süßkossende Mädchenlippen zum Sprechen zu verführen suchten, dachte er an seine Bureaugeschäfte, er beschäftigte sich mit dem Prozeß einer Bauerngemeinde gegen ihren ehemaligen Grundherrn, das Weiderecht betreffend und traf seine Entscheidung in einer schwierigen Frage, die zwischen zwei jüdischen Pächtern schwebte. So behauptete er seine Ruhe trotz der duftigen Zöpfe, die seine Hand streiften, und der zarten Schulter, die sich an die seine schmiegte. Endlich rauschte die Portiere von neuem, die schlanke, von blendenden Hermelin umspielte Gestalt verschwand durch die erleuchtete Oeffnung und er war wieder allein.

Nach einer kleinen Pause erschienen die beiden Vermummten, zogen ihm die Kappe über den Kopf und führten ihn die Treppe hinab. Der betäubende Geruch, den er einsog, ließ ihm keinen Zweifel darüber, daß er sich nun in einem Garten befand.

Als die Kappe entfernt wurde, sah er sich in einer dichten Laube aus wildem Wein. Der Mond zeigte sich endlich galant, dem Wartenden gegenüber, und war aus den schwarzen Wolken getreten. Die Spaliere, die Bäume, der Rasen, die Kieswege schienen beschneit, so grell war sein Licht.

„Die zweite Prüfung“, sagte der Eine der Vermummten.

„Und meine Aufgabe?“ fragte Constantin.

„Lerne Dein Herz beherrschen.“

Seine Begleiter zogen sich zurück. Statt ihnen erschien ein zärtliches Paar in dem Laubgange. Der Hermelin leuchtete, die Goldschnüre eines Husarendollmanns blitzten. Es war Petrowna mit dem Major. Sie hing vollkommen aufgelöst an seinem Arme, er sprach lebhaft zu ihr, dann blieben sie stehen. Er umschlang sie. Ihr silberhelles Lachen tönte durch den stillen Garten um die Wette mit dem Gesang der Nachtigallen. Seine Lippen berührten die ihren und jetzt lag er vor ihr auf den Knien.

Constantin that das Beste, was er in diesem Falle thun konnte. Er schloß die Augen. Nun hörte er

aber ihre Schritte auf dem Sande knistern, ihre Robe verlockend rauschen, er hörte sie sprechen, Worte, so hold, so hingebend, so voll Liebe. Sein Herz drohte zu zerspringen, aber er blieb fest, und sie gingen vorüber.

Noch einmal hörte er ihr kindliches Lachen, dann war die Qual zu Ende.

Bald waren auch seine beiden Führer zur Stelle. Sie blendeten ihn und geleiteten ihn durch den Garten, er fühlte den Sand unter seinen Füßen, dann überschritt er eine Schwelle, endlich stand er auf einem weichen Teppich. Ohne ihm die Kappe abzunehmen, sagte der Eine: „Die dritte Prüfung.“

„Verne Deine Leidenschaften bezähmen“, fügte der Zweite hinzu.

Einige Sekunden verstrichen, Constantin hörte eine Thüre schließen und sperren. Dann zogen ihn zwei weiche Arme auf eine Ottomane nieder, die Kappe wurde rasch entfernt und er sah sich in einem mit erotischen Gewächsen und schwerem, narkotischen Blumen-duft erfüllten Pavillon, an der Seite eines wunder-schönen Weibes, dessen herrliche Arme und marmor-gleiche Büste in der grellen, mit dem bengalischen Feuer wetteifernden Mondbeleuchtung einen fasci-nirenden Phosphorglanz bekamen, dessen schwarzes Haar in wollüstigen Fluten offen niederwallte, dessen dunkle Augen so verzehrend schmachteten,

dessen volle, feuchte Lippen sich an den feinen festsaugten. —

Constantin aber dachte an Petrowna und blieb Stein.

Eine Stunde verrann, dann war das schöne Weib plötzlich fort, auf räthselhafte Weise, vielleicht war es die Liebesgöttin selbst, die schöne Teufelin des Hörselberges, das holde Gespenst von Sirmione, und eine mondbeglänzte Wolke hatte sie auf ihrem Schwanenrücken davongetragen.

Die Vermummten erschienen, zogen ihm die Kappe über den Kopf, und hoben ihn in den Wagen. Nach einer langen Fahrt fand er sich wieder in der Kreisstadt, mitten auf dem Ringplaze. Irgendwo schlug eine Uhr zwei. — Der Mond verblich. In der Luft webte schon die Frische die Morgens.

Bei der nächsten Sitzung wurde Constantin unter phantastischen Ceremonien als Mitglied der Republik der Weiberfeinde aufgenommen. Als er dann mit seinen Freunden Diogen's Haus verließ, brach endlich Melbachowski das Schweigen. „Du hast Dich gut gehalten“, sagte er, „nicht Jeder hat das Talant, sich in solchen Wagen in einen Stock zu verwandeln.“

„Wie hat aber Diogen Petrowna dazu gebracht —“

„Was fällt Dir ein?“ lachte Melbachowski, „das war eine Comödiantin aus Tschernowiz und die Kaza-
balka gehörte Frau Agapowitsch.“

„Ah! und der Major?“

„Ein Schauspieler.“

„Und das schöne, schwarze Weib?“

„Irgend eine Guzulin“*).

„Thu nur einmal Deine Augen auf und Du wirst hier unter manchem groben Hemd oder geflickten Schafspelz eine Venus entdecken.“

*) Bewohner der Karpathen.

Achtes Kapitel.

Als Gott das Weib erschuf.

„Von dreien Dingen kommt am meisten Uebel her! Wie, fragst Du, heißen sie? Es sind: Weib, Feuer, Meer.“

Martin Opitz.*)

Zur Zeit, wo die feine Welt Besuche macht, klopfte Amischel Bukarest an Diogen's Thüre. Er gab alles dafür, um nur als feiner Mann zu gelten. Deshalb trug er auch keine jüdischen Kleider mehr, aß Schinken und galt als Aufgeklärter in der Rhulle**). Der kleine Mann, an dem alles rund war, das Gesicht, die großen, ausdruckslosen Augen, die geröthete Nase, der Mund à la Pierrot, ja sogar die großen Ohren, hatte sein kurzes, röthliches Haar frisirt wie ein Cavalier, stak in schwarzen Pantalons, die entsetzliche Falten warfen, einem Gilet und Frack von gleicher Farbe und hatte buttergelbe Handschuhe an den großen, runden Händen. Er war so selig, als Diogen ihm

*) Geboren 1597.

***) Judengemeinde.

zwei Fingerspitzen reichte, ihn auf dem Sopha Platz nehmen ließ und ihm sogar eine Cigarre anbot, die er nonchalant anzündete und aus der er den blauen Rauch so fein herausblies, wie ein Gutsbesitzer oder doch wenigstens ein Gerichtsadjunkt.

Bukarest machte seine Einladung zu einer Soiree, er wagte es nur, weil Jaroslaw, dieses Genie, das sich der Protektion Diogen's erfreute, seine Gedichte vorzulesen gedachte, in einem Kreise von Kennern. Er lachte dabei so harmlos, so glücklich wie ein Kind. Er wurde ja auch zu den Kennern gerechnet, er, der feine Mann.

Diogen nahm mit vieler Herablassung an.

„O! wie mich das ehrt“, rief Bukarest und lachte dabei und hätte dem großen Mann am liebsten gleich die Hände geküßt. Sie sprachen dann von Geschäften, von der Ernte, von den Holzpreisen. Durch Diogen's Güte ermuthigt, raffte sich Amschel Bukarest endlich zu einem noch kühneren Schritte auf, als es die Einladung war.

„Möchten der Herr Kremenowitsch nicht haben die Gnade, weil ich schon habe so viel gehört reden, mir zu zeigen die Registratur, was so berühmt ist.“

Diogen lächelte. „Warum nicht“. Er stand auf und führte den guten Kaufmann, der den Athem anhielt und auf den Fußspitzen ging, in sein Mysterium ein. Bukarest bewunderte zuerst das „Ameublement“, er drückte sich stets fein aus — dann erschrak er über

das Gerippe und endlich begann er das Ganze abzuschätzen.

„Soll ich todt sein auf der Stelle, wenn Sie die Sache nicht zweitausend Gulden kostet“, rief er begeistert.

Als er sich beruhigt hatte, nahm er Diogen unter den Arm — unter feinen Männern sind solche Vertraulichkeiten erlaubt —, und sagte halblaut: „Möchten Sie mir nicht sagen, was da geschrieben steht von meiner Sidonie?“

„Warum nicht“, erwiderte Diogen mit seinem ironischen Lächeln, „aber Sie verlangen doch nicht die Originalakten einzusehen?“

„Nein, nein, bitte mir nur zu geben einen Ueberschlag.“

Diogen öffnete den Kasten, holte das Fascikel hervor und reichte Bukarest die Personbeschreibung. „Gott! wie schön! wie genau! auf der Polizei in Wien können sie nicht feiner ausstellen einen Paß. Aber sagen Sie mir, Herr Remenowitsch, was steht etwa geschrieben von meiner Sidonie ihrem Geist?“

„Das Beste.“

„Und von dem Charakter? Ein Engel, ein purer Engel! aber Sie müssen mir sagen die Wahrheit.“

„Sehen Sie, Herr Bukarest“, erwiderte Diogen, indem er sich an den Tisch lehnte, „die Wissenschaft hat in jüngster Zeit die Entdeckung gemacht, daß eigentlich kein Mensch vollkommen gesund ist.“

„Was sie sagen“, rief der arme Umschel erschreckt, „was sollte mir etwa fehlen?“

„Jeder Mensch besitzt irgend eine Abnormität.“

„Ja, ja.“

„Der Eine hat eine zu große Nase, der Andere eine unnatürliche Leber, Ihre Frau besitzt ein zu großes Herz.“

„Muß sie sterben an dem großen Herz, sagen Sie mir nicht, daß sie sterben muß.“

„Sie kann hundert Jahre alt werden mit ihrem großen Herzen, ich versichere Sie.“

Bukarest schöpfte Athem.

„Aber ein solches Herz ist weit wie die Welt und kein Mensch, Sie so wenig wie ich, oder Jaroslaw oder sonst jemand ist im Stande, dasselbe auszufüllen.“

„Sie wollen sagen, daß meine Sidonie ist eine Frau was hat viele Courmacher! Warum soll sie nicht haben Courmacher, wenn es ihr macht eine Freude? Alle feinen Damen haben Courmacher. Aber sie ist ein Engel, sie ist so eine poetische Seele, wissen Sie, und liebt die Literatur. Sonst liebt sie nichts. Nur mich liebt sie und die Literatur.“ —

Die Soiree fand am folgenden Abend statt und es war eine glänzende Soiree, wie sie nur ein feiner Mann geben kann. Der Salon Bukarest glich bei dieser Gelegenheit einer Synagoge, so viel Lichter brannten auf drei Glaslustern unter dem Plafond, in zahlreichen, fünfarmigen Leuchtern von schwerem Silber

auf den Tischen, neben den Spiegeln, an den Wänden. Die Möbel waren von rothem Damast und die schöne Sidonie saß in einem schweren, gelben Seidenkleide, blizende Diamanten in dem goldrothen Haare, auf dem rothen Sopha. Außer Diogen waren noch der alte Barèe in seinem blauen Frack und Jaroslaw in einem schwarzen Schnürrock da. Später erschienen noch — es ist fein, spät zu erscheinen — zwei jüdische Damen, beide groß, schwarz, von Juwelen funkelnd, die eine in grüner, die andere in violetter Seide.

Jaroslaw war sehr aufgeregt, er strich unablässig sein Haar, zog ein fein beschriebenes Hest hervor, um es sofort wieder einzustecken und heftete Blicke auf Sidonie, welche nicht mißzuverstehen waren.

Diogen lag sehr nachlässig in einem Fauteuil, ließ seine neuen Lackstiefeln knarren und gähnte sogar einmal leicht. Er beobachtete Frau Bukarest in seiner Weise und lächelte, wie er immer zu lächeln pflegte, ironisch, überlegen und doch so bezaubernd.

„Was haben Sie doch an mir zu tadeln?“ fragte endlich Sidonie. Sie fühlte sich durch ihn beunruhigt.

„Sie tadeln, meine Gnädige?“ sagte Diogen, „wie sollte ich es wagen? ich denke nur wie schade es ist, daß die Sophas, die Divans, die Fauteuils so verschwiegen sind, sie könnten uns so hübsche Dinge erzählen.“

„Wie malitiös!“ entgegnete Sidonie, indem sie Diogen mit ihrem Fächer einen leichten Schlag gab.

Bukarest bemerkte es mit Stolz. Feine Damen schlagen, gerne, besonders bei solchen Gelegenheiten.

Endlich nahm Jaroslaw vor einem kleinen Tischchen auf dem zwei Armleuchter standen, Platz, hustete, blickte um sich, wie einer, der nicht erst Schweigen zu gebieten braucht, weil es sich ihm gegenüber von selbst versteht, versenkte die eine Hand in seiner Mähne und begann zu lesen. Er las erträglich und auch seine Gedichte, die nur verdammt stark an Slowacki, den polnischen Heine, erinnerten, waren besser als Diogen erwartet hatte. Sie hätten aber noch so schlecht sein können, Diogen hätte sich doch köstlich unterhalten, denn er hatte nur Aug' und Ohr für die schöne Sidonie. Er beobachtete, wie ihre weichen Glieder sich unmerklich dehnten und ein kaum hörbarer Seufzer ihre Brust wogen machte, wenn die Verse Jaroslaw's sie huldigend umflatterten, wie Schmetterlinge eine volle, glühende Rose, oder wie sie sich verneigte und ihren etwas runden Rücken, einer lauernden Katze ähnlich, noch mehr emporzog und die goldenen Fransen ihrer langen Wimpern, als spähe sie in die Ferne hinaus, über die braunen Falten, genußsüchtigen Augen fallen ließ, sobald er, sein Gedicht wie einen mit Dornen besäeten Rosenzweig gebrauchend, das Weib und seine Sphinxnatur ironisch zu geißeln begann.

Als der junge Poet zu Ende war, blickten zuerst alle auf Diogen, er sprang auf und schloß ihn in seine Arme. „Herrlich“, rief er, „Sie sind der große Poet

des Pessimismus, der die Idealisten aus ihrem letzten Schlupfwinkel, aus der Lyrik vertreibt.“

Nun kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Die drei Damen umrauschten Jaroslaw wie drei Wasserfrauen. Bukarest, wie es dem feinen Manne ziemt, drückte ihm stumm die Hand, Barde küßte ihn auf beiden Wangen. Sidonie strahlte, sie schien sagen zu wollen: Ich habe der Welt dieses Talent gegeben!

„Sehen Sie doch Ihre Frau an“, sagte Diogen bei Seite zu Umschel Bukarest.

„Ich sehe sie an“, sagte der feine Mann.

„Bemerkten Sie nichts?“

„Was soll ich bemerken?“ entgegnete Umschel gefällig, feine Leute sind stets gefällig, „ich bitte mir nur zu sagen, was ich soll bemerken.“

„Die Frauen sind wie die Götter, der Rauch der Opfer erfreut sie.“

„Gott, wie schön ausgedrückt“, rief Bukarest, „ich bitte meine Damen, hören Sie was Herr Kremenowitsch sagt, ich bitte sagen Sie noch einmal, was Sie haben so dichterisch bemerkt.“

„O, Herr Diogen ist auch ein Poet“, sagte Sidonie, „aber wir sind ihm zu klein, daß er uns was zum Besten giebt.“

„Vielleicht beim Souper“, flüsterte Bukarest.

Man ging also zum Souper. Es war ein großes üppiges Mahl, würdig des Königs Ahasveros. Bukarest leitete alles mit dem furchtbaren Blick seiner runden

Augen, der geringste Berstoß hätte ihn unter die Erde gebracht. Er selbst nahm fast nichts, er sah nur immer Diogen an, ob er nichts zu tadeln fände, ob er zufrieden sei. Jaroslaw saß zur Linken Sidonia's, Diogen zur Rechten. Dies hemmte die Unterhaltung. Frau Bukarest war in immerwährender Aufregung, wie sollte sie Diogen die schuldige Ehre erweisen und den genialen Süngling nicht kränken.

Diogen kam ihr endlich zu Hilfe.

„Sie wünschen, daß auch ich etwas vortrage“, sprach er mit anmuthiger Verbeugung gegen Sidonia, „der Wunsch einer schönen Frau war mir stets Befehl. Also ich bitte, mir Ihre Aufmerksamkeit für wenige Minuten zu schenken.“

Bukarest blickte umher, als ob er jeden verschlingen wolle, der etwa die Absicht habe, Diogen seine Aufmerksamkeit vorzuenthalten.

„Da ich mich nicht gerne mit fremden Federn schmücke“, begann dieser mit seinem bezaubernden Lächeln, „so gestehe ich nur gleich, daß es eine Probe talmudischer Weisheit ist, die ich Ihnen gebe.“

„Was für ein Mann“, schrieb Bukarest auf, „lernt er auch zu kennen den Talmud.“

„Gott wollte das Weib nicht gleich im Anfange erschaffen“, fuhr Diogen fort, „denn er sah voraus, daß der Mann bald Ursache haben werde, sich über dasselbe zu beklagen. Er wartete also bis Adam von ihm eine Gefährtin verlangen würde, und dieser unter-

ließ es nicht, sobald er bemerkt hatte, daß alle Thiere paarweise vor ihm erschienen. Gott gebrauchte also alle nur mögliche Vorsicht, um das Weib gut zu erschaffen, aber vergeblich. Er wollte es nicht dem Kopfe Adam's entnehmen, aus Furcht, daß das Weib den Geist und die Seele einer Kofette bekäme, aber das Unglück geschah trotzdem und der Prophet Jesaias klagte, schon vor langer Zeit, daß die Töchter Israels mit erhobenem Haupte und entblößtem Busen einhergehen. Gott wollte das Weib nicht dem Auge entnehmen, aus Furcht, daß sie ihre Augen umherwerfe. Trotzdem klagt schon Jesaias, daß die Frauen nach den Männern blinzeln. Gott wollte das Weib nicht dem Munde entnehmen, er besorgte, es könnte zu viel reden; trotzdem war bisher keine Macht im Stande, der Zunge des Weibes einen Zaum anzulegen und dem Strom ihrer Rede einen Damm zu setzen.

Er entnahm das Weib nicht dem Ohre, aus Furcht, daß es zur Horcherin werden könnte, dennoch heißt es, daß Sara an der Pforte des Tabernakels lauschte, um das Geheimniß der Engel zu entdecken. Gott schuf das Weib nicht aus dem Herzen, aus Furcht, daß es eifersüchtig werden könnte, und wie viel Eifersucht und Neid wohnt dennoch in dem weiblichen Herzen! Nicht den Füßen, nicht der Hand wollte er das Weib entnehmen, damit es keine Lauserin werde und die Lust zu stehlen nicht über dasselbe komme; dennoch lief Dina davon und ging verloren und vor ihr hatte Rachel die

Götter ihres Vaters geraubt; kurz und gut, Gott suchte vergeblich einen ehrlichen und festen Theil des Mannes aus, dem keinerlei Fehler zu entstammen drohte, das Weib kam dennoch mit allen Fehlern auf die Welt."

"Sehr fein gegeben", sagte Bufarest.

"Das Weib wurde zuletzt der Rippe des Mannes entnommen", sagte Sidonie rasch und mit echt jüdischer Schlagfertigkeit, "wenn aber eine Rippe vom Manne schon so viele Fehler hat, wie fehlerhaft muß erst der ganze Mann sein."

Alle lachten. "Ich erkläre mich besiegt", sagte Diogen und küßte Sidonien's glühende Hand.

"Monsieur Diogen", rief Barèe, "blasphème contre l'amour, aber so lange man dies thut, ist man noch l'esclave der Amour und des femmes."

"Auch Sie sollen Recht haben", rief Diogen, das eben von Bufarest gefüllte Champagnerglas erhebend, "auf das Wohl der Schönen, der es gelingt, mich vor ihren Siegeswagen zu spannen."

"Sie soll leben", schrie Umschel Bufarest, der bereits in Seligkeit aufgelöst war, "lang soll sie leben und gesund soll sie sein und auch ihre Kinder sollen bleiben gesund."

Als feiner Mann wartete Bufarest nicht Diogen's visite de reconnaissance ab, sondern er kam zu ihm, um sich für die ihm und seinem Hause erwiesene Ehre zu bedanken.

„Ich muß Ihnen das Compliment machen“, sagte Remenowitsch, „daß Sie so etwas hübsch zu arrangiren wissen.“ Bukarest strahlte, er hüpfte in seinem Glück auf dem Divan auf, als ob er im scharfen Trabe reiten würde und gurrte wie eine Turteltaube.

„Nun hören Sie mich aber einmal an“, fuhr Diogen fort, „ich spreche als Freund zu Ihnen, lieber Bukarest. Kaufen Sie sich eine Brille. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie schlechte Augen haben. Sie haben eine sehr hübsche Frau, die zugleich sehr gefühlvoll ist und dieser Jaroslaw ist ein hitziger Schwärmer. Kaufen Sie sich eine Brille.“

Bukarest wagte Einwendungen zu machen, aber Diogen mit seinem teuflischen Refrain: „Kaufen Sie sich eine Brille!“ brachte ihn endlich doch ganz aus der Fassung. Er verließ den Weisen der Kreisstadt mit einem Herzen voll Sorgen. Das erste Mal in seinem Leben schmeckte ihm das Essen nicht. Er schwor sich zu, daß er aufpassen werde und wie paßte er auf. Seine Augen wurden noch größer und er spitzte seine runden Ohren, aber er sah und hörte nichts Verdächtiges.

„Meine Sidonie ist ein Engel“, betheuerte er nach einigen Tagen wieder mit ungeschwächter Begeisterung, als er Diogen auf der Straße traf und ihm Bericht erstattete.

„Natürlich, vor Ihnen nehmen sie sich in Acht“, spottete Diogen, „lassen Sie sie allein, belauschen Sie sie.“

Bukarest schwor, er werde sie belauschen.

Als Jaroslaw am Abende kam, schützte er Geschäfte vor, nahm seinen Hut, küßte Sidonie auf die Stirne, und ging mit lauten Schritten die Treppe hinab. Unten zog er die Stiefel aus und kehrte leise zurück, um sein Ohr an die Thüre des Salons zu legen, in dem sich seine Frau mit ihrem Anbeter unterhielt und, weiß Gott, nicht von Literatur.

Jaroslaw war sehr echauffirt, als er sich an der Seite der schönen Jüdin niederließ. Sie legte den üppigen Arm um seinen Nacken und lächelte ihn träge an. „Was haben Sie“, fragte sie, die Worte dehnend, „Sie sind so aufgereggt, haben Sie heute viel gedichtet? Wie viel Bogen haben Sie gedichtet?“

„Wo denken Sie hin“, erwiderte Jaroslaw mit-leidig, „ich habe heute eine Strophe geschrieben, eine ganze Strophe, das ist sehr viel. Nicht jeder kann sagen, daß er heute so viel für die Menschheit gethan hat.“

„Und was haben Sie sonst gethan?“

„Ich sage Ihnen ja, — eine Strophe — aber der Teufel soll mich holen, wenn Bukarest nicht horcht.“ Er hustete und begann dann mit lauter Stimme:

„Wolf' auf Wolken wüthen, stürmen,
Wolf' auf Wolken hoch sich thürmen.“*)

Als er die kühne Frage stellte:

„Bricht der jüngste Tag denn los?“

war Bukarest bereits vollkommen beruhigt. Er schlich

*) „Steppengewitter“ von Zielinski.

wieder die Treppe hinab, zog seine Stiefel an und ging in die Zukierna, wo er Diogen traf.

„Haben Sie die Beiden belauscht?“ fragte er gleich.

„Und wie hab' ich sie belauscht“, gab Bukarest strahlend zur Antwort, „was glauben Sie, daß er thut? Deklamiren thut er von die Wolken, ein guter Mensch, der Jaroslaw. Ich sage Ihnen ja, meine Sidonie ist ein Engel.“

Und dabei blieb er. Sie liebte die Literatur und Jaroslaw war ein poetisches Gemüth, und war sein aufrichtiger Freund. Nichts fehlte noch zur vollsten Freundschaft, als daß er Geld bei ihm ausgeliehen hätte. Aber das kam noch.

Eines Tages — es gab eben schwarzen Fisch in der süßen Rosinensauce, Bukarest's Lieblingsessen — begann Sidonia beim Speisen leise und zärtlich: „Amschelchen, der Jaroslaw sollte drucken lassen seine Gedichte, was sagst Du?“

„Er soll sie drucken lassen.“ Bukarest nahm ein großes Stück aus der duftenden Schüssel.

„Das sag' ich auch, aber das kostet was, und die Herren Dichter haben kein Geld.“

„Soll er sie nicht drucken lassen.“ Bukarest zerschnitt sein Stück Fisch, und nahm einen zarten Bissen auf die Gabel.

„Was für ein Schaden für die Welt“, rief Sidonie und legte ihre Hand auf Bukarest's Arm, sodaß er die Gabel nicht zum Munde führen konnte.

„Ich meine, Amschelchen, Du sollst ihm geben das Geld.“

Der Fisch duftete so verlockend und Sidonie lag so schwer auf seiner Hand. „Was soll es denn kosten?“ fragte Bukarest.

„Dreihundert Gulden.“

„Biste meschugge.“ Er versuchte entrüstet den Bissen zum Munde zu führen, aber sie ließ ihn nicht. „Was für ein Ausdruck für einen feinen Mann.“

Bukarest wurde roth. „Es ist viel Geld, Sidonchen.“

„Was ist das für einen Mann wie Du bist! Er wird Dir auch widmen die Gedichte.“

„Wird er sie mir widmen?“ Er machte eine verzweifelte Anstrengung mit der Gabel, aber Sidonie war grausam genug, sich noch schwerer auf seinen Arm zu legen.

„Sag', daß Du ihm geben willst die dreihundert Gulden. Es wird Dir ja der Fisch kalt.“

„Ja, er wird kalt. In Gottes Namen soll er haben das Geld.“

Und so empfing der große Dichter dreihundert Gulden aus Sidonien's weißen Händen, die er mit feurigen Küffen bedeckte, und dann ging sie mit ihm zur Druckerei und das kostbare Manuscript wurde sofort unter die Setzer vertheilt. Auf dem Rückweg sagte die schöne Südin plötzlich: „Was wollen Sie widmen so schöne Gedichte einem Menschen wie Bukarest

ist, ich will haben, daß Sie mir widmen die Gedichte, und es soll stehen gedruckt in rothen Lettern: Sidonia widmet diese Lieder in tiefer Verehrung der Verfasser.“

„Wie Sie befehlen.

„Und was für einen Titel?“

„Rosen ohne Dornen.“

„Das ist schon dagewesen. Sagen Sie lieber „Dornen ohne Rosen“, das ist neu und pikant.“

„Ganz nach Ihrem Wunsch.“

Während Jaroslaw's Gedichte gesetzt und gedruckt wurden, und er und Sidonie, Wange an Wange, die Korrektur lasen, begannen die Freunde der Jagd ihre Flinten vom Roste zu reinigen, Patronen zu machen und den Hirschen und Rehböcken in den nahen Hochwäldern nachzustellen. Eines Nachmittags fuhren Diogen und der Major zu Pharinus nach Karloweck hinaus, sie wollten Abends auf dem Anstand bleiben, dann in das Gebirge hinauf, in einem Suzulenhof übernachten und zeitlich früh wieder ihr Glück versuchen.

In Karloweck angekommen, sahen sie auf den ersten Blick die eben so erfreulichen als staunenswerthen Resultate, welche Pharinus auf seinem Gute, als Civilisator, bereits erzielt hatte. Eine hübsche Dirne ging mit bloßen Füßen und ungekämmtem Haar, aber in einer mächtigen Crinoline, zwei Holzkannen an einer Stange auf den braunen Schultern schaukelnd, zum nahen Ziehbrunnen um Wasser. Ein in grobe Leinwand gekleideter Knecht, einen schwarzen Cylinder auf

dem Kopfe, striegelte fluchend ein Pferd. Die Scheuer war zwar noch mit Stroh gedeckt, aber es befand sich ein Blihableiter auf derselben. In einem Winkel des Hofes stand sogar eine amerikanische Dreschmaschine, die höchst poetisch mit Gras bewachsen und mit Ephen überzogen war. Wahrscheinlich leuchtete sie auch bei Nacht.

Pharinus empfing die Herren am Fuße der Freitreppe und führte sie in ein ebenerdiges Zimmer, das recht hübsch möblirt war. Er wartete mit Cigarren und einer Flasche Wein auf, der auch stark nach Civilisation schmeckte. Später erschien seine Frau, eine mittelgroße, zarte Blondine, die den Eindruck eines alten Mädchens machte, die grauen Augen züchtig zu Boden schlug und sich viel eifriger mit ihrem Strickstrumpf als mit ihren Gästen beschäftigte.

„Wir könnten vorher noch etwas essen, Krystina“, sagte Pharinus.

Krystina warf einen vorwurfsvollen Blick auf die Weinflasche.

„Ich wüßte nicht, was Du den Herren vorsehen könntest“, murmelte sie, „es wäre denn Brod und Butter.“

„Wir haben ja doch Schinken“, bemerkte Pharinus. Seine dröhnende Stimme schien einem eisernen Willen als Dolmetsch zu dienen, aber gegen den demüthigen Widerstand dieser Frau war nicht anzukommen.

„Du wirst doch nicht ungetochten Schinken vorsehen wollen?“

„Bei uns in Preußen ist man ihn doch roh.“

„Ja, bei uns.“

„Oder man könnte einige Hühner rasch backen.“

„Was? die armen kleinen Sperlinge, die wir haben, nein, das gebe ich nicht zu, was würden die Herren denken?“

Pharinus ergab sich. — „Aber ich will Ihnen doch meine Wirthschaft zeigen“, wendete er sich zu seinen Gästen. Diogen war gleich dabei. Der Major zog es vor, bei Frau Pharinus zu bleiben. So gingen denn die Beiden in den Hof hinaus und der Major, seinen schwarzen Schnurrbart streichend, setzte sich zu Krystina. Er sagte ihr Artigkeiten, die einen verwegenen Anstrich hatten, wie es eben seine Manier war, sie hörte ihm gelassen zu und schien nur auf ihre Nadeln zu blicken, die hastig arbeiteten, aber ein wenig von der Seite sah sie den schwarzen, kühnen Mann doch an und ihre Brust hob sich fast unmerklich.

„Ich lebe ganz nur in meinem Hause“, sagte sie bei passender Gelegenheit, „ich verstehe diese Polinen nicht, die so viel Zeit haben sich zu unterhalten, ich habe den ganzen Tag genug zu thun, um alles im Gange zu erhalten. Das einzige Vergnügen, das ich habe, ist die „Gartenlaube.“

Als Diogen zurückkehrte, setzte er sich zu ihr und flüsterte ihr in das Ohr: „Glauben Sie dem Major ja keine Silbe von allem was er spricht. Ich weiß, daß Sie ihm sehr gut gefallen, aber er ist ein Ver-

führer und versteht die Frauen zu bethören. Vergessen Sie niemals, was Larochefoucault sagt, „daß die Schmeichelei eine falsche Münze ist, die nur durch unsere Eitelkeit in Cours gesetzt wird.“

„Was haben Sie denn für Geheimnisse mit meiner Frau?“ mengte sich Pharinus in seiner groben, aber gutmüthigen Weise ein.

„Wir sprechen eben von Marlitt.“

„Ach! Marlitt ist mein Ideal“, rief Krystina, die Augen zum Himmel erhebend, „ich lese überhaupt keine französischen Romane, unsere deutschen sind so interessant und dabei so erhebend, man erquickt, man erbaut sich daran.“

„Der Unterschied zwischen den französischen und deutschen Romanen“, erwiderte Diogen, „ist gar nicht so groß, wie Sie glauben. Die deutschen hören nur immer dort auf, wo die französischen beginnen, nämlich mit der Heirat. Nach der Heirat sehen die deutschen Romane auch ganz anders aus, aber die deutschen Bücher erzählen uns eben nichts davon.“

„Ich lese nur Marlitt und Schiller“, rief Krystina, „alles Unreine widert mich an.“

„Aber das Leben ist einmal nicht so sauber wie ein holländisches Haus.“

„Man flüchtet sich eben deshalb in das Reich der Poesie.“

„Die Poesie kann uns aber nur dann läutern, wenn sie uns die Leidenschaften und Thorheiten unseres

Geschlechts warnend vor Augen stellt. Ein Blinder wird, wenn er einen schmalen Steg zu überschreiten hat, ohne Zweifel in das Wasser fallen. Die großen Poeten, ein Cervantes, ein Shakspeare, ein Goethe, ein Lord Byron, ein Gogol, haben ohne Rücksicht auf die „Gartenlaube“ geschrieben. Ich behauptete, daß die Familienblätter die Literatur verderben. Was würde man von einer Frau sagen, die in einem Kinderkleidchen erscheinen würde? man würde sie albern nennen. Die deutsche Literatur von heute trägt aber ein solches Kinderkleidchen und geht mit Kinderschritten umher. Was ist die Folge? Göthe und Heine schrieben für alle Nationen. Heutzutage gehören die Werke der Franzosen, Briten, Amerikaner, ja sogar der Russen, der Welt an, aber die Deutschen werden gleich den Tschechen oder Slovenen nur zu Hause gelesen, aus einer Waare des Weltmarktes ist das deutsche Buch zu einem Krämerartikel geworden.“

„Aber unser Schiller —“

„Ich bitte. Zuerst ist Schiller lange nicht so bei den andern Völkern verbreitet und beliebt, wie Goethe oder Heine. Daß die Polen ihn so verehren, spricht nur gegen ihn, denn auch die polnische Poesie leidet an idealer Verschwommenheit und ist außer ihrem Lande so gut wie unbekannt. Dann ist Schiller aber auch nicht so rein, wie man ihn gerne preist. Würde heute ein Autor so schreiben wie Schiller, so würde man ihn in Deutschland frivol nennen, das

„Magazin für die Literatur des Auslandes“ würde ihn den „unanständigen“ Schriftstellern beizählen, und die „Gartenlaube“ würde ihm ihre Spalten verschließen. Ich will gar nicht von den „Räubern“ sprechen, aber worin unterscheidet sich denn die großherzige fürstliche Maitresse in „Kabale und Liebe“ von den edeln Cameliendamen der neueren französischen Literatur? Ist die Maria Stuart etwas anderes als die gekrönte Heldin einer Pariser Sittenkomödie und sollte der Heiligenschein, mit dem Schiller diese Messaline umgibt, der Moral vielleicht minder gefährlich sein als die gleichen Fabrikate des Dumas fils? Haben wir im „Don Carlos“ nicht das Ehebruchsdrama comme il faut? Wird die Sache dadurch besser, daß die Sünde, wie allenfalls in Feuillet's „Vornehmer Ehe“ oder Sardou's „Unsere Freunde“ nur in Gedanken begangen wird und die platonische Ehebrecherin sich dem Sohne ihres Mannes gegenüber stark erweist, weil sie eigentlich für dessen Freund schwärmt?“

„Fehlt der schönen Eboli irgend ein Attribut einer Cocotte? Sind die Marina und die Königin Isabeau nicht Bruchstücke jener zugleich herrschsüchtigen und wollüstigen Weiber, welche, wenn man sie in russischen Geschichten begegnet, ein moralisches Grausen erregen? Wie nennen Sie die Liebe, welche die Jungfrau von Orleans bei der ersten Begegnung mit Lionel, ja bei dem ersten Blick, den sie in sein Antlitz wirft, ihre hehre Mission vollkommen vergessen macht? Sollte

diese Liebe, die blitzschnell entsteht, ohne daß Mann und Weib noch ein Wort gewechselt haben, durch das sich ihre Seelen berühren konnten, eine reine, eine geistige sein? Richard Wagner liebt solche Situationen. Bei ihm tadelt man sie. Was aber bei Richard Wagner frivol ist, ist auch bei Schiller frivol. Denken Sie sich die Wirkung dieser Szene auf ein deutsches Mädchen! Wenn die Jungfrau von Orleans so schnell ihre himmlische Sendung vergißt, liegt es nicht nahe, daß die Jungfrau von Berlin oder München noch viel schneller ihrem Strickstrumpf untreu wird und kein Unrecht darin erblickt, es ein wenig ihrem „reinen“ Schiller und seinen „hehren“ Frauengestalten nachzumachen? Ist es moralisch, wenn zwei Brüder ihre Schwester lieben und der Verschmähte dem Beglückten ermordet? Ich bitte, hören Sie folgende Szene. Man erklärt Madame, daß sie Unruhe stifte, Aergerniß erzeuge und ersucht sie, sich zu entfernen. Madame erwidert: „Ich verachte die Heuchelei. Die Welt soll mich sehen wie ich bin. Ich habe Leidenschaften, warmes Blut, ich liebe meine Freiheit mehr als das Leben. Ihr kennt nicht das Vergnügen. Ich gehe fort. Gebt mir diesen da, der mir gefällt, zum Zeitvertreib, und dann macht was Ihr wollt.“ Der Erwählte hat aber keine Lust, sich diesem unersättlichen Weibe als Spielzeug hinzugeben und verspricht sie zu entschädigen, indem er ihr die schönsten jungen Leute zur Disposition stellt. Gleich Einige! Das ist ohne Zweifel echt russisch, katharinen-

haft, oder vielleicht spielt die Szene in einem Drama von Dumas fils? O nein! Die Geschichte kommt in einem Stück von Schiller vor und sieht nur in Versen etwas mehr bekleidet aus. Welcher französische Dramatiker von heute würde es wagen, dem Pariser Publikum eine Szene vorzuführen, in der ein junges Mädchen ihrem alten Vater erzählt, wie sie von einem wilden Wüßling entehrt wurde? Schiller ist aber so dezent, dies in seinem „Fiesko“ zu thun. Ich erwähne dies alles nicht um Schiller zu verdammen, sondern um die neueste, deutsche Kritik dorthin zu verweisen, wo sie hingehört, in die Kinderstube. Diese Kritik würde heute Schiller ebenso verdammen, wie sie Dumas fils oder Sardou verdammt. Ich verabscheue die Heuchelei. Paul der Rock sagt so treffend: „Im Theater pflegen die guten Familienmütter über einen Scherz, der hart an die Grenzen des Erlaubten streift, zu lachen: es sind die Maitressen, die bei solchen Ausläßern Gesichter schneiden und den Fächer vor die Augen halten.“

„Aber das ist ja entsetzlich“, seufzte Krystina, „ich bin wie todt, wie gerädert. Ich fange an mich vor Ihnen zu fürchten, Herr Kremenowitsch.“

„Es ist Zeit zum Aufbruch“, erinnerte Major. Der Major küßte Krystina's Hand. Die Augen legte er der Thür noch einmal um. „Wenn die Liebe, die Amor an Bord geht“, flüsterte er ihr zu, „sich der Gefahr aus, Schiffsbruch zu vermeiden.“

Sie sich in Acht und lesen Sie fleißig Schiller.“ Zu dem Major sagte er aber, als sie im Wagen saßen und Herr Pharinus die Zügel ergriff, die Worte des Euripides:

„Ich hasse sie, die keusch in Worten thun —
Und insgeheim dem Laster fröhnen.“

Er meinte auf diese Weise das Nöthige gethan zu haben, um dem Teufel in Karloweck die Wege zu ebnen. Seine Augen funkelten böshaft und seine Lippen preßten sich schadenfroh auf einander.

Man fuhr etwa eine Stunde. Dann stellte Pharinus die Herren im Holzschlag auf. Kurz vor Sonnenuntergang fiel ein Schuß. Diogen hatte einen Rehbock erlegt, der im jungen Holze weidend sich langsam dem abgehauenen Baume näherte, hinter dem er lag. Damit war die Sache vorläufig zu Ende. Die drei Jäger bestiegen die kleinen Suzulenpferde, die der Heger bereit hielt und ritten einen steilen Gebirgspfad empor. Die Thiere kletterten wie Katzen. Es war Nacht, als sie auf einer schönen Hochebene ankamen, auf der die Suzulen ihr Vieh in den Sommermonaten zu weiden pflegen. In der Mitte derselben stand ein Staj, ein Blockhaus mit einer Hürde. Hier aßen sie zu Nacht, ein jeder, was er in seiner Jagdtasche fand, leerten zwei Bouteillen Wein, die der Heger getragen hatte und streckten sich dann im Heu aus. Diogen war guter Laune und wie immer, wenn er aufgeräumt war, begann er zu erzählen.

„Pharinus, lieben Sie die Volksmärchen?“ begann er.

„Erlauben Sie mir, in den Volksmärchen liegt ein tiefer Sinn“, bemerkte der Civilisator.

„Richtig. Kennen Sie also das kleinrussische Märchen von der Riesin, die einen Menschen zum Manne nahm? Es ist sehr lehrreich.“

„Fragen Sie nicht lange und erzählen Sie.“

„Es war einmal ein Mensch, der besaß ein hübsches Gütchen und was dazu gehört, der ging in den Wald, irgend ein Wild zu schießen. Er schoß das Wild nicht, aber fand eine große, schöne Blume, die er noch niemals gesehen hatte, brach sie mit dem Stengel, nahm sie mit und stellte sie zu Hause in ein Wasserglas. Es währte nicht lange, so ging die Blume auf und eine kleine Frau trat heraus, die war wunderschön, wie aus Duft gewoben und hatte eine Stimme wie ein silbernes Glöckchen. Der Mensch stellte sie auf die flache Hand und staunte sie an und sie lächelte, wie eben Weiber lächeln, wenn sie sehen, daß man Gefallen an ihnen findet und er beschloß, das niedliche Wesen zur Frau zu nehmen, dann dachte er, eine Frau, die ich in der Hand herumtragen kann, ist eine Perle, wie sollte sie mich jemals unterjochen? Sie feierten also ihre Hochzeit. Am nächsten Morgen schien ihm das Weibchen schon um eine Spanne größer und ehe er sich dessen versah, tanzte sie auf seinem Kopfe.

Wah! warum soll sie nicht auf meinem Kopfe

tanzen? sagte er zu sich. Ich spüre sie ja gar nicht, ein Schmetterling würde mir mehr Beschwerde verursachen.

Am folgenden Tage war sie aber wieder um eine Spanne größer und so' fort, sie wuchs zusehends und bald war sie so groß wie er selbst. Das ist ja prächtig, dachte er, jetzt habe ich doch ein Weib, das zu mir paßt. Und sie begann das Haus und ihn zu regieren und wenn er seinen Willen zu äußern wagte, nahm sie den Rantschuf vom Nagel und prügelte ihn so lange, bis er nun seinerseits ganz klein wurde und vor ihr kroch wie ein Würmchen. Damit war es aber nicht abgethan. Sie wurde von Tag zu Tag größer, sie überragte ihn, bald nahm er sich neben ihr aus wie ein Knabe, dann wie ein neugeborenes Kind und als sie endlich ausgewachsen war, da war sie eine vollkommene Riesin, so daß er in ihrem Pantoffel bequem schlafen konnte. Nun prügelte sie in nicht mehr. Wenn er nicht gleich ihren Willen that, steckte sie ihn in ein Töpfchen und legte den Deckel darauf. Da saß er wie ein Gefangener in einem Thurm. Sie steckte ihn in die Tasche oder trug ihn in ihrem Arbeitsbeutel herum, wenn es ihr beliebte. Der arme Teufel mußte gehorchen. Sie hätte ihn ja in einer Schüssel Milch ertränken oder unter ihrem Nagel zerdrücken können wie einen Floh! So lebten sie denn friedlich miteinander und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.“

„Eine nicht üble Satyre auf das Pantoffelregiment“, bemerkte Pharinus.

„Nun machen Sie sich aber die Moral zu Nutzen.“

„Aber erlauben Sie mir —“

„Ihre Frau ist auch so eine Riesin, welche Sie in einer Blume heimgetragen haben. Nehmen Sie sich in Acht. Sie wird Sie bald in die Tasche stecken.“

Als Pharinus am Morgen nach Hause kam, gab Krystina, während die Stricknadeln hastig arbeiteten, ihr Urtheil über die beiden Herren ab. „Diogen ist mir recht zuwider“, sagte sie, „er wird von Tag zu Tag schamloser, ich würde ihn am liebsten gar nicht mehr sehen, das ist kein Umgang für Dich. Dagegen ist der Major ein echter Cavalier. Halte Dich an ihn, Du kannst dabei nur gewinnen.“

Die Folge war, daß Pharinus sich zwar nicht von Diogen zurückzog, aber dem Major einen Besuch machte und ihn einlud, sein Haus zu beehren und bei ihm zu jagen, so oft es ihm beliebe.

„Was soll ich davon halten?“ fragte der Major Diogen in der Zukuernia.

„Daß Frau Krystina nicht böse sein wird, wenn Sie ihr den Hof machen“, gab dieser mit seinem spöttisch wohlwollenden Blick zur Antwort.

Der Major kam also wieder nach Karloweck, wurde von Pharinus mit einem biederem Händedruck und von Krystina, der er die Hand küßte, mit einem Lächeln begrüßt, und machte die Entdeckung, daß er es mit

einer wahren Riesin zu thun hatte, die mit ihrem Manne wie mit einem Zwirnfäden umging. Sie wollte offenbar mit dem Major allein sein, denn sie sagte plötzlich, so nebenbei: „Pharinus, sieh doch nach, mir kommt es vor, die Hühner sind wieder im Garten.“ Pharinus machte aber nur das Fenster auf, lehnte sich hinaus und beruhigte dann seine Frau. Die Hühner waren nicht im Garten. Nach einer Weile begann sie wieder: „Geh doch einmal in den Stall, Pharinus, ich bilde mir ein, die rothe Schweizerkuh ist krank.“ Sie bildete es sich wirklich nur ein, aber Pharinus ging doch hinaus und der Major konnte ihr ungestört den Hof machen. Sie hörte seine Artigkeiten scheinbar ruhig an, stets mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, aber wenn sie ihn, wie zufällig, ansah mit ihren halbgeschlossenen, grauen Augen, schien sie zu sagen: „Beeile Dich doch, wir haben so wenig Zeit.“ Endlich ließ sie eine ihrer Stricknadeln fallen. Er sollte sie aufheben und hob sie natürlich auf, aber sie langte auch nach ihr, und so berührten sich die Hände.

„Ich danke sehr“, flüsterte sie lächelnd, „mein Mann ist nicht so artig.“

„O, der Barbar! Sie sollten ihn dafür strafen“, bemerkte der Major.

„Das will ich auch“, sagte sie wie in Scherz, „aber wie? helfen Sie mir.“

„Mit Vergnügen.“

„Die Männer haben überhaupt so wenig Sinn.

für häusliches Glück“, fuhr sie fort, „Pharinus ist nie bei mir, besonders die Abende bringt er Gott weiß in welcher Gesellschaft zu. Eine andere Frau würde sich rächen. Pünktlich um sieben Uhr fährt er jeden Abend in die Kreisstadt. Vielleicht spielt er. Ich weiß es nicht. Mir wird die Zeit oft recht lang. Wie glücklich wäre ich, wenn jemand zu mir käme.“

Eben lehrte Pharinus zurück, aber der Major hatte den Wink verstanden.

Eines Abends, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Civilisator im Cafehause beim Tarok saß, sprengte er nach Karloweck hinaus, übergab sein Pferd dem Kutscher, der aus dem Stall herbeieilte und flog die Treppe empor. Krystina spielte die Ueberraschte und machte dann einen Versuch, sich in ihrem Perfailkleide und ihrer Schürze hinter dem Strickstrumpf zu verschanzen aber diesmal fand der Major, daß sie wenig Zeit hatten und beeilte sich ungeheuer. Er betheuerte, daß er sie an Pharinus rächen wolle und nahm ihr den Strickstrumpf, er bat sie, den Thoren, der sie so wenig zu schätzen wisse, zu strafen, recht grausam zu strafen, und setzte sich zu ihr auf den Divan und schlang den Arm um sie. Sie wehrte sich noch ein wenig, wie es einer sittsamen Frau geziemt, welche die „Gartenlaube“ liest und für Marlitt und Schiller schwärmt, aber sie war so schwach, und der Major war so stürmisch.

Als Pharinus zurückkam, fand er sie ausnehmend heiter und lebhaft, ja sie wurde endlich sogar zärtlich. Wenn er nur hätte ein wenig nachdenken wollen! — Aber er dachte niemals über seine Frau nach.

Der Major kam nun oft und hatte fast immer das Unglück, Herrn Pharinus nicht zu Hause zu treffen.

„Pharinus“, sagte eines Morgens Krystina, „Du hast eine treffliche Gelegenheit, dem Major Deine Freundschaft zu beweisen. Er ist ganz in Juden Händen, welcher Offizier in Galizien wäre es nicht. Wie wäre es, wenn Du ihm Geld anbieten würdest. Er natürlich würde Dich niemals ansprechen, dazu ist er zu nobel, zu rücksichtsvoll, aber es ist Deine Pflicht —“

„Um! wie viel braucht er?“

„Wie soll ich das wissen? frage ihn selbst und bleib doch heute Abend einmal zu Hause, er scheint verstimmt, weil er Dich niemals trifft.“

Pharinus wurde von seiner Niesin in die Tasche gesteckt, ohne daß er es eigentlich wußte. Er blieb den Abend zu Hause und endete damit, daß er dem Major 500 Fl. lieh, nein förmlich aufdrängte.

Man begann in der Kreisstadt von den Besuchen zu sprechen, welche der Major Frau Pharinus abstattete, während ihr Mann im Cafehause Tarok spielte. Endlich drang auch etwas von den böshaften Scherzen, die auf seine Kosten gemacht wurden, bis zu diesem. Der kolossale Mann kam mit dröhnenden Schritten zu Diogen

und verlangte in die „Registratur der Liebe“ geführt zu werden.

„Was wollen Sie denn erfahren?“ fragte Diogen, indem er lächelnd die Thür aufschloß.

„Ich will das Faßzikel über meine Frau nachsehen.“

Diogen ließ ihn gewähren. Pharinus begann die Akten durchzusehen. Er fand eine Personbeschreibung, einen Laufschein, einige Daten über Vermögens- und Familienverhältnisse, das war alles. Er athmete auf. „Ich bin beruhigt“, sagte er.

„Wie so?“

„Weil Sie nicht das mindeste Böse, ja eigentlich gar nichts von meiner Krystina wissen. Ein Beweis, daß sie die beste Frau ist, die es geben kann.“

„Oder die schlechteste.“

„Ein sonderbarer Schluß.“

„Vielleicht schweigt die Fama nur deshalb über sie, weil sie am besten heuchelt.“

Bei der nächsten Sitzung der Republik der Weiberfeinde wurde Pharinus feierlich ein Hirschgeweih überreicht, das auf einer Kappe aus Messing befestigt war. Vergebens setzte er sich gegen diesen unpassenden Scherz wie er die Sache nannte, zur Wehre. Der Starost las ihm einen Paragraph aus dem Strafkodex und das von dem Gerichte der Republik geschöpfte Urtheil vor und der Marschall krönte ihn unter lauten Gelächter mit dem fatalen Schmuck.

Neuntes Kapitel.

Dornen ohne Rosen.

„Die Strenge der Frauen ist nur ein Aufputz und ein Schmuck, den sie ihrer Schönheit hinzufügen.“

Baroche Foucault.

Das war ein glücklicher Tag, als in Papielniki eines Morgens die Vorhänge in Severina's Schlafzimmer nicht aufgezogen wurden, der Kutscher eilig mit vier Pferden nach der Kreisstadt fuhr und mit einer kleinen, alten, verschämt lächelnde Frau zurückkehrte, die eine Tasche trug, fast größer als sie selbst, und Grasm nach Slobudka sprengte, um die Mutter zu holen. Alles war in Bewegung, die Dienstleute versammelten sich im Hofe und flüsterten, niemand dachte daran zu arbeiten.

Ein frischer Sommerwind strich durch die Blätter der Bäume, die Blumen, die Gräser, die Natur schien geheimnißvoll zu flüstern und irgend ein freudiges Ereigniß zu erwarten.

Es kamen die alten Leute von Slobudka, es kamen auch Severina's Schwestern, verschiedene Vorbereitungen wurden getroffen, während Grasm jeden Augenblick aus dem dunkeln Zimmer herauskam, um seine Thränen zu trocknen und dann wieder zu seiner Frau zurückzukehren, und ihr armes, von Schmerz verzerrtes Gesichtchen an seiner Brust zu betten.

Eine Stunde verann, eine zweite. Da ertönte zum ersten Male ein helles, klägliches Stimmchen, das Antlitz der Mutter leuchtete selig auf und die Großmutter rief: Ein Knabe!

Alle lachten, alle weinten, Grasm umarmte und küßte seine Frau, er küßte das neugeborene Kind, es gab niemanden den er nicht geküßt hätte, Papa Pirovki, Leopoldina, Petrowna, die kleine alte Frau, die das Kind badete, ja sogar Burlak, der Jagdhund, wurde abgeküßt, als er unerwartet die leicht angelehnte Thüre mit seinem großen Kopfe aufschob und mit freudigem Gebell hereinstürmte. Und sofort knallten die Korke der Champagnerflaschen und die Dienstleute tranken Bordeaux und am Abende gab es niemanden in Popielniki, der nüchtern gewesen wäre.

Der Erste, der seine Glückwünsche darbrachte, war Constantin. Natürlich mußte er den Knaben sehen. Der Salon wurde rasch verdunkelt und der Vater erschien stolz, das Kind auf dem Arme.

„Nun, wie finden Sie ihn?“ fragte Grasm in

äußerster Spannung, wem sieht er ähnlich, mir oder Severina?"

„Es ist ein reizendes Kind,“ erwiderte Constantin, „und ich glaube, daß er Ihre Nase hat.“

„Wie können sie so etwas sagen,“ rief Petrowna, indem sie den Kleinen an sich riß, „vorläufig ist er schwarz wie ein Mohr und garstig wie ein Kalmuck, und wenn er Erasim's Nase hat, so soll sich Erasim eine neue machen lassen, denn sie ist nicht viel werth.“

Die Großmutter warf Petrowna einen fürchterlichen Blick zu.“

„Aber es ist wahr!“ sagte sie trotzig.

Erasim, tief gekränkt, zog sich mit dem Kinde, das, wahrscheinlich nicht minder beleidigt, erbärmlich zu schreien begann, ohne Petrowna eines Wortes zu würdigen, eilig zurück.

„Daß die Menschen sich doch immer belügen müssen,“ sagte Petrowna.

An denselben Tage brachte auch Jaroslaw sein erstes Kind zur Welt, in rosafarbenen Windeln war es in der Auslage des Buchhändlers zu sehen. Ein kleines Bändchen Verse; Sidonie gewidmet und Dornen ohne Rosen betitelt.

Diogen war der Erste, der ihn in der Zuckiernia vor mindestens zwanzig Zeugen beglückwünschte.

Jaroslaw wußte diese Auszeichnung zu schätzen, er blickte um sich, als stände er bereits in Stein gehauen auf einem erhabenen Piedestal, mitten auf dem

Ringplatz der Kreisstadt. Er hörte den Vorbeer über seinem Haupte rauschen, um so unangenehmer war er enttäuscht, als er sich plötzlich mit Disteln bekränzt und auf Brennesseln gebettet sah.

Es war Nadeschda's schöne Hand, welche ihn so grausam behandelte, oder vielmehr ihr schöner Fuß, denn die Kritik, welche die „Wahrheit“ über die „Dornen ohne Rosen“ brachte, glich auf ein Haar einem zornigen Fußtritt, der den unglücklichen Poeten aus dem Pantheon der Unsterblichkeit hinausstieß.

„Es ist nicht schwer, heutzutage in einer gebildeten Sprache zu schreiben oder tadellose Verse zu machen,“ sagte seine Peinigerin unter anderem, „ein Menich, der dies nicht im Stande ist, soll sich sein Schulgeld zurückgeben lassen, aber ungleich schwieriger als zur Zeit Goethe's und Schiller's, ja sogar Heine's, Lord Byron's und Büchlin's ist es gegenwärtig ein wirklich originelles Werk zu schaffen und sich durch dasselbe in die Reihe der bedeutenden Autoren zu stellen. Zu einer Zeit, wo es dem Dilettanten so leicht wird, sich gut und geschmackvoll auszusprechen, ist eine große dichterische Arbeit erforderlich, um jene Goldmünzen zu prägen, welche in der Literatur ausschließlich im Umlaufe sind, an deren Verfertigung, das der Tag erzwingt und verdirbt, haben wir freilich keinen Mangel. Die Poëmen des Herrn Darslan Nadeschda sind indes nicht einmal etwas Verfertigte, sie sind Halbfabrikate und würden dem Streifselge verfallen.“

wenn die Poesie ein solches besitzen würde. Um jedoch nicht ungerecht zu erscheinen, müssen wir zugestehen, daß dieses kleine Bändchen ein gar gewaltiges Zeugniß von der großen Belesenheit des Autors ablegt. Er hat sich in der Literatur aller europäischen Völker mit vieler Liebe umgesehen und scheint auch jene des Orients durchaus nicht zu verachten. Die „Dornen ohne Rosen“ sind ein Album von Photographien, in dem wir auf jeder Seite einen guten Bekannten finden.“

Jaroslaw war es, nachdem er diese Kritik zweimal gelesen hatte, genau so zu Muth wie einem eben von schwerer Krankheit Genesenen, dessen vortreffliches Aussehen von allen ihm Nahestehenden gepriesen wird, und der sich plötzlich in einem Spiegel erblickt.

Das vernichtende Urtheil Stadeschda's brachte ihn indeß doch den einen Vortheil, daß seine Gedichte allgemein gekauft und gelesen wurden. Wie es gerade jene Frauen sind, vor denen wir gewarnt werden, welche uns am meisten anziehen, so werden jene Werke, welche die Kritik verurtheilt, am meisten gelesen. Die wirklich schlechten oder mittelmäßigen werden dann auch vom Publikum rasch zu dem literarischen Rehricht geworfen, aber die guten, die genialen triumphiren. Dies erklärt uns das in der Geschichte der Literatur regelmäßig wiederkehrende Schauspiel, daß die wahrhaft bedeutenden Werke, welche die literarischen Philister nicht zu erfassen im Stande sind und daher mit pfäffischer Wuth verfolgen, trotz aller kritischen Auto-

dafé's sofort ihr großes Publikum und in kurzer Zeit auch die gebührende Würdigung finden.

Jaroslaw bekam nun an einem Tage hundert treffliche Rathschläge in Bezug auf sein Verhalten Nadeschda gegenüber, von denen keiner dem andern gleich sah. Er war zuletzt vollständig verwirrt. In diesem Zustande fand ihn Diogen bei Bukarest.

„Sie müssen hingehen,“ sprach dieser in seiner überlegenen Weise, die jede weitere Diskussion ausschloß, „und diesem Weibe gehörig die Wahrheit sagen. Ich bin sicher, daß Sie ihr imponiren werden.“

Nun war Diogen im Gegentheil sicher, daß Jaroslaw Nadeschda durchaus nicht imponiren werde, aber er haßte diese Frau, ohne jeden vernünftigen Grund, aus Instinkt, wie der Wolf den Wolfshund haßt, und alles, was derselben Verlegenheiten bereiten oder zu einem öffentlichen Skandal führen konnte, war ihm daher willkommen.

Jaroslaw zog sich also mit großer Sorgfalt an, strich sein langes, weißblondes Haar zurück, goß einen halben Flacon Parfüm über sich und ging zu Nadeschda Ossokin, fest entschlossen, sie niederzuschmettern. Unterwegs studirte er sich eine ganze Rede ein, in der Art wie sie Cicero gegen Catilina hielt.

Diese Rede wurde niemals gehalten.

Alles kam ganz anders als der beleidigte Poet es sich in seinem Geiste zurecht legte. Die erste Niederlage erlitt er, als er stolz, mit suffisantem Blick über

die Schwelle von Nadeschda's Zimmer trat. Er stolperte und hätte fast damit begonnen, seiner Feindin zu Füßen zu stürzen, und das wäre ohne Zweifel die am wenigsten geeignete Situation gewesen, um derselben zu imponiren. Die zweite Niederlage erlitt er, indem es ihm nicht gelang, zuerst zu Wort zu kommen. Es ist bei einem Wortwechsel wie bei einem Duell. Wer zuerst schießt und zuerst spricht, ist im Vortheil.

Jaroslaw verlor zu viel Zeit damit, eine erhabene Miene anzunehmen und einen vernichtenden Blick auf die schöne Frau zu richten. Diese erhob sich rasch und ging ihm entgegen.

„Herr Jaroslaw Gwiasda, ich irre mich nicht“, sprach sie mit ihrer vollen melodischen Stimme und streckte ihm zugleich beide Hände entgegen, „das ist schön, daß Sie zu mir kommen, das beweist, daß Sie mir nicht böse sind und es ehrt zugleich Ihren Charakter. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, nehmen Sie Platz.“

Jaroslaw fühlte in diesem Augenblicke etwas wie die Berührung des Zauberstabes einer Fee. Er war verwandelt, Diogen's Rathschläge, seine Vorsätze waren vergessen. Er ergriff Nadeschda's Hände, er küßte sie beide feurig und ließ sich bescheiden auf dem Rande eines Stuhles nieder, nachdem sie sich wieder in ihrem Fauteuil ausgestreckt hatte. Noch einmal versuchte er sich zu fassen, er schlug sein Auge nieder, um nicht durch ihren hellen, verständigen Blick verwirrt zu werden

und sah ihre üppige Brust in dem weißen Morgenrock sanft wogen, wie ein Feld im leichten Sommerwinde, er entfloh noch weiter und entdeckte die herrliche Bildung ihrer Hand, die nachlässig in ihrem Schoße ruhte, er ließ seinen Blick vollends zur Erde niedersinken und fand einen kleinen Fuß in dem niedlichsten Hermelinpantoffel, der ihm seine Ruhe vollends raubte. Er ergab sich also und kehrte zu den Augen zurück.

„Ich wäre sehr glücklich, Frau Ossokin“, stammelte er, „wenn Sie die Gnade hätten, mir die Beweggründe mitzutheilen, welche Sie bestimmt haben, meine „Dornen ohne Rosen“ so barbarisch mitzunehmen. Da ich von Ihrer Unparteilichkeit durchdrungen bin —“

„Das freut mich“, fiel Nadeschda ein, „welchen Anlaß hätte ich auch, Sie zu verfolgen? Sie waren ja nicht mein Liebhaber, und da wir uns heute das erste Mal sprechen, kann ich auch nicht darüber empfindlich sein, daß Sie mir nicht den Hof gemacht haben, nicht wahr? Dies wären die Motive, welche eine Frau allenfalls bestimmen könnten, einen Mann ungerrecht zu behandeln. Die geniale Georges Sand hat uns davon eine Probe gegeben. Im Uebrigen kann eine Frau leicht unbefangen sein. Dagegen Ihr Männer! wie viel Versuchungen treten nicht an Euch heran. Man könnte behaupten, daß keiner von Euch mehr fähig ist, die Sache von der Person zu trennen. Die Literatur, das beweist die Kritik von heute, ist Parteilache geworden, wie die Politik. Es sind da dieselben

Gehässigkeiten, Verdächtigungen, Entstellungen und Verleumdungen üblich. Früher schon gab es Cliques, deren Mitglieder sich gegenseitig in Weihrauchwolken hüllten, und jeden, der nicht zu ihrem Bunde zählte, mit Koth bewarfen; früher schon wurde das Talent um des Talentes willen gefaßt, das Genie genau so proskribirt, wie es in Frankreich zur Zeit der großen Revolution hieß: „Nieder mit den Aristokraten!“ In unseren Tagen sind aber noch andere häßliche Dinge hinzugekommen, die Politik spricht mit, der Standesunterschied, die Partei, die Religion, die Nationalität, und um gleich das Gemeinste zu nennen, das Geschäft. Ein freisinniges Journal darf nicht zugeben, daß ein Anhänger der römischen Kirche ein gutes Stück geschrieben haben kann, die „Kreuzzeitung“ wird die Gedichte eines Juden ohne Zweifel erbärmlich finden, ein demokratisches Organ fühlt sich verpflichtet, einen trefflichen Roman nur deswegen zu verdammen, weil der Verfasser zufällig ein Baron ist. Es wäre an diesen verächtlichen Gesichtspunkten vollkommen genug, aber nun kommt das Abscheulichste, die Konkurrenz. Der Schriftsteller lebt heutzutage von seiner Feder. Wie der Kaufmann den Kaffee und Zucker, der Schuster die Stiefel und Schuhe jedes anderen Kaufmanns oder Schusters heruntersetzt, so fühlt sich der Autor jetzt verpflichtet, die Werke aller anderen Autoren zu schmähcn. Dann kommt noch der Journalist hinzu, der dem kleinsten Gelehrten nicht verzeihen kann, daß er etwas gelernt

hat und dem kleinsten Autor ein Verbrechen daraus macht, daß er überhaupt etwas zu schaffen vermag, während er selbst unwissend und unproduktiv ist. Aber genug von dieser Misere, wir haben dafür jetzt auch ein Publikum, das dem Gängelbände der Kritik entwachsen ist, das selbst zu urtheilen im Stande ist, und die Literatur treibt Jahr für Jahr ihre neuen Schößlinge, ihre Blüthen und bietet uns ihre herrlichen Früchte, genau so wie ein Baum gedeiht, obwohl allerhand Ungeziefer auf demselben herumfriecht.“

Jaroslaw betrachtete wieder den kleinen Fuß im Hermelinpantoffel. Nach einer kleinen Pause sagte er, ohne den Blick zu Nadeschda zu erheben: „Ich zweifle nicht, daß Sie unparteiisch sind, gnädige Frau. Und es ist also Ihre Ueberzeugung, daß ich kein Talent habe?“

„Das kann ich eigentlich nicht sagen“, erwiderte die schöne Frau, Jaroslaw eine Cigarette reichend. Er nahm dieselbe mit einer demüthigen Verneigung und zündete sie an der ihren an, die sie ihm zwischen ihren blühenden Lippen darbot.

„Ich finde nur ihre Gedichte schlecht“, fuhr Nadeschda fort.

„Sie sind grausam.“

„O! ich bin nur wahr.“

„Darf ich bitten, mir Ihre Ansicht noch näher zu beleuchten?“

„Warum nicht“, gab sie zur Antwort, „vor allem mache ich Ihnen zum Vorwurf, daß Sie in Ihren Poesien allzu subjektiv, ich möchte sagen, allzu deutsch verfahren. Verstehen Sie mich wohl. Es gibt unter den Deutschen echte Poeten, aber in der Regel schildert der deutsche Autor Dinge, von denen er nur eine ganz entfernte Vorstellung hat. Chateaubriand durchstreift die amerikanischen Urwälder und dichtet dann amerikanische Romane, Lord Byron kämpft in den Reihen der Griechen gegen die Türken und schildert uns Türken und Griechen in unsterblichen Versen, Bodenstedt durchwandert den Kaukasus und schreibt in Tiflis die Lieder des Mirza Schaffy. Das ist alles in Ordnung. Aber der normale deutsche Autor sitzt in seiner kleinen Stadt, in seiner kleinen Stube, vor seinem großen Schreibtisch und schreibt Ghafelen, ohne je einen Turban gesehen zu haben. Er schildert uns frisch das verderbte Paris, hat aber niemals das Boulevard betreten, er führt uns in die russische Steppe, aber sein Ohr hat nie das Glöckchen einer Trojka vernommen. Er erweckt auch große Todte, wenn es ihm Vergnügen macht, er stellt uns Perikles und Aspasia vor Augen, ohne je die Ruinen von Athen besucht zu haben, er läßt Nero oder Messalina oder Herodes vor unseren Augen wüthen, alles bei seinem Schreibtisch, in seinen Schlafrock gehüllt, eine Pfeife schmauchend, und je blutiger oder sittenloser er es zugehen läßt, um so wohler wird ihm selbst dabei in seiner christlich germanischen Unschuld.

Sie sind genau so, wie diese deutschen Kleinstädter der Literatur, Sie schildern die Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Handlungen, die Welt, die Natur, nicht so wie sie sind, sondern wie Sie sich dieselben an Ihrem Schreibtisch einbilden. Es gibt auch in der Poesie Verzeichnungen und falsche Perspektiven und ein unwahres Colorit, wie in der Malerei, und man findet dieselben überall, wo das Studium der Natur vernachlässigt wird. Die deutschen Poeten der Gegenwart suchen und finden ihre Anregungen nicht in der Welt, die sie umgibt, und nicht in ihrem Leben, sondern in Büchern, deshalb besteht auch die neuere deutsche Literatur mit wenigen Ausnahmen fast nur aus Reminiszenzen.

Ein deutscher Autor studirt, erwirbt einen Titel und fängt dann sofort zu schreiben an. Er hat keine Zeit zu leben und deshalb trägt auch alles, was er schafft, die Todtenfarbe. Man bewundert in Deutschland die Schilderungen eines Ivan Turgenjew, eines Bret Harte, ihre Lebendigkeit, ihre Wahrheit, aber diese Beiden haben ihre Studien nicht in dumpfen Schreibzimmern gemacht, sondern in Wald und Feld, die Flinte im Arm, den Jagdhund zur Seite, und in den Goldgruben, die Hacke in der Hand. Sie haben mit den Menschen, welche sie uns vorführen, gelebt, geplaudert, geraucht und getrunken, sie haben ihre Sorgen und Leiden getheilt. In der Kunst, vor allem in der Poesie hat nur die Eigenthümlichkeit

sie nicht ist, ist kein Talent, werden nur mittelmäßige Werke geschaffen, und an die Stelle der Eigenthümlichkeit tritt die Manier. Eine solche Poesie hat aber nicht den mindesten Werth.

Versuchen Sie also, Herr Gwiasda, einmal das darzustellen, was Sie gesehen, was Sie gehört, was Sie gefühlt, was Sie erlebt haben und wäre es das Unbedeutendste. Der kleinste Kiesel kann zu Gold werden, sobald ihn die Hand eines echten Poeten berührt. Erst wenn es sich zeigt, daß Sie das Wirkliche, das Erlebte nicht wiederzugeben im Stande sind, dann erst werde ich sagen: Sie haben kein Talent.“

„Ich fühle, daß Sie recht haben, gnädige Frau“, erwiderte Jaroslaw, „und dieses Gefühl drückt mich noch mehr nieder als Ihre Verurtheilung.“ Er seufzte. „Ach! Sie haben mein Leben vollkommen vernichtet.“

„Sind Sie ein Mann?“ rief Nadeschda, ihr Antlitz bekam einen Anflug von Strenge, der es noch um vieles verschönerte. „Wer wird so schnell den Muth verlieren. Und gibt es nicht genug andere Wege, die Sie einschlagen können, sobald es sich herausstellt, daß Sie nicht berufen sind, die Zahl der Unsterblichen der Weltliteratur zu vermehren. Man wird zum Dichter geboren, das ist richtig, aber man muß auch zum Dichter geweiht werden, wie zum Priester, und diese Weihe ertheilt nur das Leben. „Der Schmerz ist die Quelle der Poesie“ sagt Feuerbach so wunderbar. Die Poesie ist ein Martyrium. Wer sich behaglich niedersetzt, um

ein Buch zu schreiben, der soll lieber Pohl bauen oder die Elle handhaben. Die mittelmäßigen Poeten, welche nur gleich Gauflern, Taschenspielern und Comödianten für den Zeitvertreib des Philisters sorgen, die Größen der Familienjournale, die Marlitts und Samarows, nützen der Menschheit viel weniger als die einfachen praktischen Menschen. Ein gut bebautes Rübenfeld macht mir ungleich mehr Vergnügen, als das „Geheimniß der alten Mamsell“, als „Held und Kaiser“ oder „Am Altar“.

Jaroslav zwickerte mit seinen kleinen, matten, wasserblauen Augen, als ob ihm die Sonne in das Gesicht scheinen würde. Er endete damit, daß er Nadeschda bat, ihm auch ferner mit ihrem Rathe zur Seite stehen zu wollen und ihr seine Dienste für das von ihr geleitete Journal anbot, als Freiwilliger so zu sagen, um unter ihrer Leitung eine Schule durchzumachen. Sie willigte ein.

Diogen erwartete ihn in der Zuckierna. Als Jaroslav ziemlich beschämt hereinschlich, rief er ihm entgegen: „Nun, wie ist es Ihnen ergangen? haben Sie ihr imponirt?“

„Sie kennen mich ja“, erwiderte Jaroslav, der seinen Herrn und Meister gar nicht anzusehen wagte, „ich habe einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie mich als Mitarbeiter für ihr Journal engagirt hat.“

„Das ist ja ein förmlicher Triumph!“

„Das will ich meinen.“

An demselben Tage bemerkte Jaroslaw zum ersten Male, daß Sidonia Bukarest einen runden Rücken habe. Durch den Zauberstab der Fee, die ihn so vollständig verwandelt hatte, war auch sein Gesicht geschärft worden. Er behandelte die Jüdin fortan, vielleicht ohne es selbst zu wissen, wie ein Lebemann eine hübsche Frau behandelt, die er aus Eitelkeit erobert hat. Sein Ideal saß in Hermelinpantoffeln in dem Bureau der „Wahrheit“. Er machte Sidonia den Hof, aber er betete Nadeschda an, und zwar mit dem Fanatismus eines Muselmannes. Diogen, mit seinem durchdringenden Blick, hatte dies früher durchschaut als Jaroslaw selbst.

„Also, Sie schreiben wirklich für die „Wahrheit“?“ warf er eines Tages hin.

„Ich habe die Ehre, Mitarbeiter dieses Blattes zu sein“, entgegnete der große Poet bescheiden.

„Verpflichtet Sie diese Stellung auch Frau Nadeschda zu lieben?“

„Wie meinen Sie das?“ Jaroslaw erröthete und zupfte an seinem Manschetten, welche seit einigen Tagen auffallend weiß waren.

„Ich denke an den römischen Dichter Propertius“, sprach Diogen mit einem spöttisch wohlwollenden Lächeln, „der so weise bemerkt: Wozu mehrere Frauen lieben? Eine genügt, um Dir auf die grausamste Weise den Schlaf zu rauben und alles menschliche Elend auf Dich zu häufen.“

Jaroslaw war aber gegen alle diese Warnungen taub. Er arbeitete mit einem Fleiße, der ihm sonst ganz fremd war, in der Redaktion der „Wahrheit“, er duldete ruhig die Sticheleien Buharesku's, die Oberhoheit des Fräulein Scharow, alles um nur in Nadeschda's Nähe zu sein. Ja, er beutete sogar die untergeordnete Stellung, in die ihn die schöne, strenge Frau von vornherein ihr gegenüber versetzt hatte, zu seinem Vortheil aus, er stellte sich noch viel ungeschickter als er war und heuchelte eine rührende Unerfahrenheit, nur um im Laufe des Tages mindestens zwanzigmal Gelegenheit zu haben, Nadeschda in ihrem lustigen Gemach aufzusuchen und ihren Rath einzuholen oder ihre Befehle entgegen zu nehmen.

So geschah es, daß er Nadeschda eben einen Artikel vorlas, als wieder einmal Maciej Gaschin, der Bauer von Trojza, bescheiden anklopfte und auf ihr „Herein“ durch die kaum halb geöffnete Thür hereinschlüpfte, um nach einigem Seufzen und Umherblicken sich ihr zu nähern und sie auf die Schulter zu küssen.

In diesem Augenblicke wendete sich Jaroslaw um und rief wie erschreckt: „Was machst Du denn hier?“ dann wurde er feuerroth und verbarg sein Gesicht in dem Artikel, während der Alte keine Miene verzog.

„Kennt Ihr diesen Herrn?“ fragte Nadeschda erstaunt den Bauer. Dieser legte, statt zu antworten, sein blaues Sacktuch vor sie auf den Tisch hin, nahm vorsichtig die Enden auseinander und ließ ein großes,

schönes Stück Butter sehen, das mit verschiedenen, an orientalische Stickerien mahnenden Figuren gezeichnet war und auf einiger Blättern wilden Weines lag. „Ich dachte, Sie könnten es vielleicht zu etwas brauchen“, sagte er. Nadeschda bedankte sich und wartete Gaschin mit einem Gläschen Liqueur auf. „Auf Ihre Gesundheit“, sprach er würdevoll und leerte es.

„Nun beantwortet mir aber meine Frage“, sagte Nadeschda, deren Neugierde lebhaft erregt war. Gaschin blickte aufmerksam auf seine Stiefel und seufzte.

„Also Sie, Jaroslaw, ich will wissen, in welchem Verhältniß Sie zu diesem braven Manne stehen.“

Jaroslaw blickte um sich wie ein Wolf, der sich von Nezen umstellt sieht.

„Also?“

„Ich — er — er ist mein Vater.“

„Ihr Vater?“

Der alte Gaschin machte eine Bewegung, als wollte er seinen Sohn entschuldigen.

„Sie heißen also nicht Gwiasda?“ fuhr Nadeschda fort.

„Das ist mein Dichtername. Ich heiße Jaroslaw Gaschin.“

„Nun, ich wünsche Ihnen Glück zu einem so redlichen und verständigen Vater“, sagte Nadeschda, „und es ist eine Schande für Sie, ihn in dieser Weise zu verleugnen.“

Jaroslaw erbleichte.

„Ich bitte, meine gnädige Frau“, nahm der alte Gaschin das Wort, „da es nicht verborgen bleiben soll, werde ich die Wahrheit sagen. Das Lügen steht uns nicht an. Ich habe ihm verboten, mich in der Stadt zu kennen.“

„Und weshalb?“

„Mein Gott, weil es so viele gibt, besonders unter den Polen, welche den Bauer und alles was vom Bauer kommt, verachten“, gab der Alte zur Antwort, „und wissen Sie, theure Herrin, er war immer ein schwaches Kind, nicht geeignet zur Arbeit, und hatte einen offenen Kopf, so entschloß ich mich also, ihn studiren zu lassen, und damit diese gebildeten Herren ihn nicht über die Achsel ansehen, durfte er nicht sagen, daß sein Vater hinter dem Pfluge geht.“

„Das war wohl die Absicht des Herrn Jaroslaw“, fiel Nadeschda ein.

Der Herr Jaroslaw hätte sich am liebsten verkrochen, so aufrichtig schämte er sich.

Maciej Gaschin fand es gut, auf diese Frage nicht zu antworten, er begann von den letzten Nummern der Zeitung zu sprechen, dieselben in seiner ehrlichen, drastischen Weise zu kritisiren und von gewissen Uebelständen bei den Gerichten zu sprechen.

Als er fortging, wollte ihn Jaroslaw begleiten, aber ein gebieterischer Blick Nadeschda's hielt ihn zurück. Wie ein russischer Kutscher seine Pferde, ohne die Peitsche, nur durch den Ton seiner Stimme lenkt,

so regierte diese merkwürdige Frau die Menschen mit einem Worte, einem Blicke.

„Schämen Sie sich, Jaroslaw“, begann sie, als sie allein waren.

„Aber ich bitte Sie“, erwiderte dieser, indem er angelegentlich zum Fenster hinausblickte, „es ist doch genant, einen so ungebildeten Menschen zum Vater zu haben.“

„Ungebildet“, spottete Nadeschda, „Ihr Vater ist viel mehr gebildet als Sie selbst.“

„Sie scherzen wohl.“

„Ich scherze nicht. Ist er etwa nicht ein tüchtiger Landwirth?“

„Ja, das ist er.“

„Also. Er füllt seinen Beruf vollkommen aus, folglich besitzt er die zu demselben gehörige Bildung. Sie aber sind ein Stümper in dem Ihren. Man zählt fälschlich jene zu den Gebildeten, welche Glacehandschuhe tragen und die Leihbibliotheken belagern. Gebildet ist nur jener, der irgend etwas vollständig kann, sei es nun ein Handwerk, sei es eine Wissenschaft. Eine gesunde, praktische Thätigkeit ist viel höher zu schätzen, als eine dilettantenhafte Malerei und ein guter Stiefel ist mehr werth, als ein mittelmäßiges Gedicht. Die Welt würde die Welt bleiben, auch wenn Paul Lindau und tausend andere kleine Schriftsteller niemals eine Zeile geschrieben hätten, aber wir alle müßten Hungers sterben, wenn niemand das Feld

zu bestellen verstände. Auch für Sie wäre es besser gewesen, wenn Sie beim Pflug geblieben wären.“

„Sie mißhandeln mich“, seufzte Jaroslaw.

„Bah“, rief Nadeschda, „Sie sind kein Mann, Sie sind ein verzogener Knabe.“

Jaroslaw wagte es nicht, ein Wort zu erwidern und so war das Gespräch zu Ende.

Einige Tage später besuchte Nadeschda den alten Gaschin und Jaroslaw mußte sie begleiten. Die schöne, strenge Frau war im Sattel, im wallenden Reitkleide, eine kleine Kosakenmütze auf dem Kopf, eine vollendete Amazone, während das edle Pferd Melbachowski's, das Jaroslaw ritt, trotz seinem arabischen Stammbaum unter demselben wie ein Esel aussah. Sie kamen aber doch im Galopp in Trojza an und wurden von dem alten Bauer ebenso herzlich als feierlich empfangen, und nachdem sie ihre Pferde einem Knechte übergeben hatten, von ihm mit einem gewissen Stolz in der ganzen ausgedehnten und gut bestellten Wirthschaft umher geführt. Jedesmal wenn Nadeschda sich lobend ausdrückte, wetteiferte Maciej Gaschin's ernstes Gesicht mit seinen schweren Stiefeln an Glanz.

Ehe er sie in sein Haus führte, entschuldigte sich der Alte mit der Miene eines Cavaliers, der sein Schloß zu gering findet, um seinen König in demselben zu beherbergen.

„Wozu so viele Worte“, sagte Nadeschda, „ein gutes italienisches Sprichwort lautet: Eine Strohhütte,

worin man lacht, ist mehr werth, als ein Palast, worin man weint.“

Maciej Gaschin geleitete die schöne Frau hierauf durch eine geräumige Flur in eine große Stube mit vier kleinen Fenstern, welche so etwas wie seinen Salon vorstellte. Die Diele war frisch gescheuert, die Wände zeigten einen blendend weißen Kalkanstrich, die Fenster wirkliche Glasscheiben. An der einen Wand stand ein altväterisches mit geblütem Perfail überzogenes Kanapee, vor demselben ein polirter Tisch, den vier Stühle umgaben. Ein für einen galizischen Bauer unerhörter Luxus. Noch war ein angestrichener Schubladkasten da, auf dem eine Uhr stand und eine Art Kredenz mit hübschem Geschirr angefüllt. Ueber dem Kanapee hing das Portrait des Kaisers in vergoldetem Rahmen, andere Bilder waren einfach an die Wand gefleht, es fehlte keinem derselben an Farbe, die koloristische Schule hätte ihre Freude daran gehabt. Roth herrschte in allen Nuancen vor, als Blut, Purpur, Feuer. Man sah den Brand von Moskau, die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin, die Niedermezelung des polnischen Adels zu Human durch die kleinrussischen Bauern und Kosaken, die heilige Olga in einem Purpurpelz, einen aus zahllosen Wunden blutenden Christus mit der Dornenkrone.

Eine zahme Wachtel lief im Zimmer umher und in einem kleinen hölzernen Käfig zwitscherte ein Stieglitz.

Gaschin lud Nadeschda ein, auf dem Kanapee Platz zu nehmen, nachdem er dasselbe zuvor mit seinem blauen Taschentuch abgewischt hatte. Er selbst setzte sich auf einen Stuhl, sein Sohn neben ihn. Ein hübsches Mädchen in einem groben bauschigen Hemde und blau-gemusterten Perfailrock, Korallen um den Hals, lange braune Zöpfe über den Rücken, kam bloßfüßig herein, deckte den Tisch mit einem reinen Tuch und trug ein merkwürdiges Durcheinander von Eßsachen auf, sauren Rahm, Honig, Kaprikaspeck, Würste, Obst, Branntwein, schwarzes Brod, mit Pflaumenmuß gefüllte Kuchen und Barschtsch*).

Jaroslaw rümpfte die Nase, seufzte auf und wagte es nur von der Seite nach Nadeschda zu blicken. Er fühlte sich sehr unglücklich. Die Fee indeß war bei bester Laune und langte wacker zu.

Als sie sich verabschiedeten, Gaschin selbst Nadeschda's Pferd vorführte und Jaroslaw seine Hand galant als Steigbügel anbot, kam ein nicht mehr junges, untersehtes Bauernweib herbei, in einem bunten Rock, der die Füße in grünen Saffianstiefeln sehen ließ und einem reich gestickten Schafspelz. Ihre schwarzen Flechten, grob wie Roßhaar, quollen unter dem rothen Kopftuch hervor. Sie hielt ein weißes Taschentuch in der Hand, putzte aber nichtsdestoweniger, als sie Jaroslaw erblickte, ihre kleine mongolische Nase mit dem Uermel und lächelte ihn verschämt an, oder sie gab sich vielmehr alle Mühe, dies zu Wege zu bringen,

*) Rothe Rübensuppe.

da aber ihre glänzenden, schwarzen Augen ein wenig schielten, so schien es eigentlich, daß sie den alten Gaschin in dieser koketten Weise begrüße.

„Ah! Pan Jaroslaw, sind Sie wieder einmal da“, begann sie zuvorkommend, wobei ihr breiter Mund zwei Reihen Zähne sehen ließ, welcher jeder fürstlichen Schönheit willkommen gewesen wären.

Die arme Person war offenbar sterblich in den jungen Gaschin verliebt und dieser beachtete sie gar nicht. Er schwang sich in den Sattel und ritt, ohne ihr nur eine Antwort zu geben, mit Madeschda davon.

„Was ist das für eine Frau?“ fragte die schöne Fee.

„Die Karbassowa, eine reiche Bäuerin und Wittwe aus unserm Dorf.“

„Das wäre eine prächtige Partie für Sie“, sagte Madeschda.

Jaroslaw bekreuzte sich. „Um Gotteswillen, was Sie für grausame Einfälle haben. Es gibt niemanden in der Welt, den ich so verabscheue, wie dieses Frauenzimmer. Ueberdies ist sie volle zehn Jahre älter als ich.“

„Sie brauchen ein Weib, das sie lenkt.“

„Aber so eine ungebildete Furie, bedenken Sie doch, wie soll mich die lenken.“

„Eine Furie ist immer pikant. Die Männer lieben das, wenn sie es auch nicht gerne gestehen. Sobald sie Sie erst einmal geprügelt hat, werden Sie sterblich in sie verliebt sein.“

„Davor wird mich der Himmel bewahren. Die

ganze Gegend fürchtet diese Person. Unser Pfarrer predigt gerne in der Manier des Peter von Amiens, aber wenn er die Karbassowa in der Kirche sieht, da spricht er so sanft, man glaubt eine Flöte zu hören, bei der er seine frommen Lämmchen weidet, nicht ein Wort des Tadelß wagt er anzubringen, denn sie wäre im Stande und spränge zu ihm auf die Kanzel.“

„Was für ein interessanter Charakter“, rief Nadeschda, „überhaupt auf jedem Schritt ist hier Poesie, man stößt förmlich an sie, wie an Feldsteine, die im Wege liegen. Statt uns in das Boudoir einer athenischen Hetäre zu führen, das Sie selbst niemals gesehen haben, schildern Sie uns doch lieber eine galizische Bauernhütte und statt der Aspasia die Karbassowa.“

Behntes Kapitel.

Der Gürtel der Venus.

„O Trug der Lieb', o schmeichelndes
Verführen,
Mir Lust zu geben, die im Leid nur
endet.“

Betrarca.

Es war ein heißer Augustnachmittag. Man ging durch die Straßen wie auf glühenden Kosten und die Häuser waren in ebensoviel venetianische Bleikammern verwandelt. Die Blätter der Bäume auf der Promenade standen so regungslos wie an blechernen Bäumen aus einer Schachtel-Nürnbergger Spielzeug. Kein Vogel zwitscherte und wenn ein Wagen vorüberfuhr, fiel es keinem Hund ein, ihn anzubellen. Die Menschen schienen Verstecken zu spielen. Nur Diogen stand auf dem Balkon seines Hauses auf die Balustrade gestützt und rauchte eine lange türkische Pfeife. Er liebte die Wärme und er liebte es die Menschen zu belauschen, besonders wenn sie sich unbeachtet glaubten. Unmittelbar an das seine stieß das Haus der schönen armenischen Wittwe Leoladia

Agapowitsch und bei der tiefen, brütenden Stille, welche ringsum herrschte, drangen durch die offene Thüre des Balkons und das offene Fenster Worte, Ausrufungen, und von Zeit zu Zeit ganze Sätze an sein Ohr, welche den lachenden Philosophen der Kreisstadt außerordentlich belustigten.

Plötzlich klorre eine Scheibe. Melbachowski hatte die Thüre von Leofadia's Balkon so heftig zugeschlagen, daß die Scherben umherflogen und stand jetzt auf demselben mit hochgeröthetem Gesicht und verwirrtem Geiste wenig an seinen Nägeln kauend.

„Was wir“, sagte Diogen, ohne sich zu regen.

„A! Sind Sie da?“

„Es keines Haustheater! wie ich höre.“

„Es ist nicht mehr auszuhalten“, riefzte Melbachowski.

„Es ist ungerecht gegen Leofadia“, erwiderte Diogen mit einem ironischen Blick, „denn mit welcher Zeit wird es möglich sein?“

„Aber es ist in dieser Existenz unendlich die ganze Sache.“

„Aber können Sie sich die Sache nicht so vorstellen, wie ich sie sehe? Sie müssen einmal zu dem Gedanken kommen, daß die Welt ein Theater ist. Und das heißt Sie die Handlungen des Lebens nicht als etwas zu betrachten, was nur für die Augen der Zuschauer da ist, sondern als etwas, was für die Seele der Handlung selbst da ist. Und das heißt Sie die Handlungen nicht als etwas zu betrachten, was nur für die Augen der Zuschauer da ist, sondern als etwas, was für die Seele der Handlung selbst da ist.“

besserliche Idealisten, Ihr baut Euch schöne Paläste aus Euren Illusionen und wenn diese gleich Kartenhäusern zusammenfallen, klagt Ihr die Welt, das Schicksal, Gott, ja ich weiß nicht wen noch an. Der Gürtel der Venus hat eben nach Dumoutier, auch seine Rehrseite. Auf der einen sieht man Amor an der Hand der Hoffnung, die schüchternen Bekenntnisse, den schwachen Widerstand, die kindliche Scham und das Verlangen von den jungen Freuden umschwärmt gereizt und geliebkost, die süße Wollust, ihre Aufwallungen und ihre Reize, die Trunkenheit, die Sehnsucht mit Thränen in den Augen, die holde Vertraulichkeit, die Seufzer, die Schwüre, die kleinen Zwistigkeiten, gefolgt von den Verführungen, aber die Rehrseite hat die Hand der düsteren Eumeniden mit finsternen Zweifeln besäet, zu ihnen gesellen sich der Haß, die lügnerischen Küsse, die Rache, der Verrath und die bleiche Eifersucht, welche der treulosen Liebe die heuchlerische Maske zitternd herabreißt.“

„Und Sie glauben, daß Leofadia jetzt diese Rehrseite zeigt.“

„Haben Sie nicht in der ersten Zeit Ihrer Liaison ihre Sanftmuth gepriesen, ihre Güte, und was weiß ich noch?“

„So ist es.“

„Nun sehen Sie, sie gehört eben zu jenen Frauen, welche der Franzose so treffend *aigres-douces* nennt, zu den Süßlich-Sauren. Diese Frauen sind süß, einschmeichelnd und dabei unerschöpflich in Winkelzügen,

es gibt keinen Kunstgriff, den sie nicht anwenden würden um zu herrschen, aber einmal ihrer Macht gewiß, nimmt die Stelle der Schüchternheit, der Sanftmuth und Nachgibigkeit ein launenhafter und unbeugsamer Wille ein, ein gebieterischer Stolz vor dem alles sich beugen soll, und erst wenn man diese Lämmchen liebt, entdeckt man, daß man sie eigentlich hassen sollte.“

„Verspotten Sie mich nicht, geben Sie mir vernünftige Rathschläge.“

„Einem Verliebten!“

„Ich verspreche Ihnen diesmal zu folgen.“

„Wirklich? Also meine Meinung: die langen Verhältnisse sind die Quelle der größten Leiden. Sie hätten Leofadia längst heiraten oder eine andere Geliebte nehmen sollen.“

„Sie rathen mir sie zu heiraten, Sie?“

„Ich, gerade ich, es wäre das beste Mittel, Sie von ihrer Schwärmerei zu heilen“, lachte Diogen, „Lord Byron bemerkt so köstlich: Glaubst Du, wenn Laura die Gattin Petrarca's geworden wäre, er würde sein ganzes Leben hindurch Sonette gesungen haben?“

„Ich werde sie also auf der Stelle zwingen, sich zu erklären“, sagte Melbachowski.

„Ja, thun Sie das, mein Theurer, zwingen Sie sie.“

Melbachowski ging also wieder in den Salon hinein, in welchem Leofadia aufgelöst auf einer Ottomane lag, er warf den Kopf zurück; zog die Brauen zusammen und machte große Schritte. Der arme Teufel hatte

gewiß die beste Absicht, sie zu zwingen, aber schon ihr Anblick raubte ihm den Muth, nicht der Reiz ihrer fast mädchenhaften Gestalt, nicht der Zauber ihres feingeschnittenen Serailgesichtes, aber die Gleichgültigkeit, mit der ihre hochmüthig aufgeworfenen Lippen den Sorbet schlürften, und ihre schwarzen Augen ihn durch die langen Wimpern wie durch einen dunkeln Vorhang betrachteten. Er eilte auf und ab und suchte ängstlich nach Worten, während sie es vortheilhaft fand, zu schweigen und ihn zuerst sprechen zu lassen.

Nach einer Pause, während der er verzweifelte, und sie sich köstlich unterhielt, denn ihre Nerven lechzten nach Abwechslung, die sie sich nöthigenfalls durch kleine Scenen verschaffte, trat er ganz nahe zu ihr hin und schöpfte tief Athem. „Leokadia“, begann er, „ich bin mit meiner Geduld zu Ende.“

„Wirklich? O wie mich das freut.“ Sie fuhr fort, ihren Sorbet zu schlürfen.

„Ich will wissen, woran ich bin.“

„Wissen Sie das noch nicht?“ Sie leckte ihre Oberlippe ab, wie eine Tigerin, die Blut kostet.

„Sie werden sich auf der Stelle erklären, ob Sie meine Frau werden wollen oder nicht.“

„Ah! wie eilig Sie es plötzlich haben, ich muß also heute besonders lebenswürdig sein.“ Sie lächelte so süß, so kalt, so verächtlich. Die Flügel ihrer kleinen Adlernase begannen sich zu regen, und sie machte mit ihren Schultern eine Bewegung, daß ihr reiches, schwarzes

Haar, das nur durch eine Korallenschnur gehalten war, sich wie der glänzende Wittwenschleier einer Czarin um sie ausbreitete.

„Ich bitte nicht zu scherzen“, fiel Melbachowski grimmig ein.

„Es ist wirklich schwer, Ihnen gegenüber ernsthaft zu bleiben, aber ich will mir alle Mühe geben.“ Sie legte sich auf den Rücken. Langsam kam unter dem Saume ihres orientalischen Schlafrockes ihr Fuß in einem rothen, goldgestickten Pantoffel hervor und sie unterhielt sich damit, die Spitze desselben auf und ab zu bewegen und sie angelegentlich zu betrachten.

„Also noch einmal, keine Scherze und keine Ausflüchte. Sie haben mir Ihre Hand versprochen.“

„Habe ich das?“

„Ja.“

„Also ja.“

„Werden Sie Ihr Versprechen halten?“

„Ich muß darüber erst nachdenken.“

„Geben Sie mir eine entscheidende Antwort.“

„Ich will Sie nicht unglücklich machen“, erwiderte Leofadia, „und daher einen Anderen heiraten.“ Sie begann laut zu lachen.

„Zum letzten Male —“

„Lassen Sie mich doch in Ruhe.“

„Werden Sie mich heiraten, ja oder nein?“

Leofadia trällerte eine Arie aus „Lucrezia Borgia.“

„Ja oder nein?“

„Wenn es also sein muß. — Nein. — Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Vollkommen.“ Melbachowski verneigte sich mit spöttischer Wuth und eilte wieder auf den Balkon hinaus.

„Nun, wann ist Hochzeit?“ fragte Diogen.

„Sie hat nein gesagt“, seufzte Melbachowski.

„Natürlich, welche Frau hätte noch ja gesagt, außer beim Altar und da unter der Maske der Scham, so leise wie nur möglich.“

„Was soll ich nun anfangen?“

„Eine andere Geliebte nehmen.“

„Ja, wenn ich es nur im Stande wäre, aber ich bin wie toll auf dieses Weib.“

„Das Sie zum Besten hat“, entgegnete Diogen, „Sie sind, glaube ich, ihr zwanzigster Anbeter, seitdem sie Wittwe ist, die sie als Frau hatte, hat niemand gezählt, und jeden wollte sie heiraten, aber es war ihr niemals Ernst, sie sagt wie die Tochter Peter des Großen, die Großfürstin Elisabeth, als der Schah von Persien um ihre Hand anhielt: ich lebe so viel angenehmer.“

„Ich werde ihr zeigen, daß ich ein Mann bin.“

„Zeigen Sie ihr das“, sagte Diogen mit seiner wohlwollenden Ironie, „aber vergessen Sie nicht, daß es vergeblich ist, wenn der Mann in der gegenwärtigen Zeit sagt: ich befehle, und die Frau im Imperativ antwortet: Gehorche!“

„Ich werde aber nicht mehr gehorchen.“

„Das wäre schon ein Fortschritt.“

Melbachowski kehrte wieder in den Salon zurück, in welchem die Situation sich in so weit verändert hatte, daß die schöne Armenierin nicht mehr Sorbet schlürfte, sondern einem Nargileh*) sanfte, blaue Tabakwolken entlockte.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, begann Melbachowski, „daß Sie in unser Verhältniß endlich Klarheit gebracht haben. Ich bin nicht mehr im Zweifel darüber, daß Sie mich nicht lieben.“

„Ah! Sie fangen an mich zu langweilen“, erwiderte Leofadia.

„Wie offenherzig Sie sind“, rief Melbachowski, „ich will nicht zurückbleiben und Ihnen gestehen, daß auch Sie mir für eine Geliebte viel zu wenig amüßant sind. Ich erlöse Sie daher von meiner Gesellschaft und mich von ihren Launen.“ Er verneigte sich und ging. Leofadia lächelte.

„In einer Viertelstunde kehrt er zurück“, dachte sie sich, aber die Viertelstunde verstrich und Melbachowski kam nicht. Es verging eine Stunde, eine zweite, es wurde Abend. Leofadia sendete in die Zukiernia. Es hieß dort, Melbachowski sei auf sein Gut Debeslawze gefahren. Nun wurde die capriziöse Frau doch unruhig, diese Flucht verletzte ihre Eitelkeit, ihren Stolz. Sie entwarf Plan um Plan und gab jeden wieder auf.

*) Türkische Wasserpfeife.

Darüber wurde es Nacht, aber es floh sie der Schlaf, sie hörte das Mäuschen in der Diele nagen, sie hörte die Nachtfalter an den Fensterscheiben schwirren, die Thurmuhre jede Stunde schlagen.

Melbachowski war im Vortheil. Die Fahrt zerstreute seine düstern Gedanken, die Frische des Abends kühlte sein Blut, er kam ziemlich ruhig in Debeslawze an, aß mit Appetit zu Nacht und schlief bei einem Roman von Gukow prächtig ein. Im Osten zeigte sich die ersten Spuren des Morgens, ein lichter Streif am Himmel, wie eine Borte, die rasch zunahm und eine sanfte Dämmerung, als ein Wagen vorfuhr und der Kammerdiener Melbachowski mit der Meldung weckte, eine Dame sei da und wünsche ihn zu sprechen. Dieser sprang aus dem Bett und machte Toilette, in der Aufregung verwechselte er aber die Schuhe, fuhr statt in die Pantalons in den Rock, und so dauerte es ziemlich lange, ehe er in dem Salon erschien, in welchem, von dem Zwielficht fahl beleuchtet, eine weibliche Gestalt am Fenster stand, in einen großen Mantel gehüllt und dicht verschleiert.

Melbachowski begann damit, daß er sie leidenschaftlich in seine Arme schloß, sie ließ es geschehen, aber sagte ruhig, fast träge: „Ich bin es, gnädiger Herr.“ Er trat enttäuscht zurück. Nicht Leofadia stand in seinem Salon, sondern Jeffka, ihr Stubenmädchen.

„O? — was bringst Du?“ Melbachowski setzte

sich in einem Fauteuil nieder und das Mädchen stand vor ihm und betrachtete ihn mit einem Blick, der ihn hätte überraschen und entzücken müssen, wenn er noch eines anderen Gedankens fähig gewesen wäre, aber er dachte nur an Leofadia, ihr von schmerzlichem Reiz umgebenes Bild stand vor ihm, das Mädchen war etwas wie eine Sprechmaschine, deren sich die launenhafte Wittwe bediente, Melbachowski sah nicht das Mitleid, das aus ihren großen, braunen Augen so rührend zu ihm sprach, er sah es ebenso wenig wie ihre Jugend, ihre gesunde, blühende Schönheit, wie die Zärtlichkeit, welche ihrem ideal geschnittenen feinen Gesichte einen Anflug von Kummer gab. Jesska seufzte auf und entledigte sich ihrer Botschaft. Melbachowski sollte kommen, auf der Stelle kommen, Leofadia befahl es ihm, sie ließ ihn darum bitten. Und wie er sich beeilte zu gehorchen, seine Mütze aufzusetzen und in den Wagen zu steigen, der Jesska nach Debestawze gebracht hatte. Er nahm sich so wenig Zeit, daß er seinen Mantel umzuwerfen vergaß.

Nachdem sie eine Viertelstunde gefahren waren, wobei er mit dem schon neben ihm sitzenden Wächter kein Wort gewechselt hatte, begann ihn der Frost zu schütteln. Ein kalter Wind blies über die kahlen mähten Stoppeln und die Pferde flogen vor dem leichten polnischen Fahrwerk auf der kahlen Straße dahin.

„Sie haben kalt“, sagte Jesska.

meinen Mantel, gnädiger Herr.“ Sie ließ denselben rasch von den Schultern fallen

„In der That“, erwiderte Melbachowski, „es ist sehr frisch, aber Du, Du erfrierst mir ja.“

„Nein, gnädiger Herr, ich leide immer an Hitze.“ Und sie gab ihm den Mantel.

Er nahm ihn, er bemerkte nicht, daß sie nur in leichten Perfail gekleidet war, daß sie sich fröstelnd in die Ecke zurückzog, daß sie die Zähne zusammenbiß, um ihn das Opfer nicht wahrnehmen zu lassen, das sie ihm brachte. Die Binde, die Amor vor seine Augen gelegt hatte, saß noch zu fest.

Als sie auf der Promenade anlangten, rief Jeffka plötzlich: „Die gnädige Frau ist auf dem Balkon!“ Sie rief es so glücklich, so fern von jedem Neid, sie freute sich für ihn. Und wirklich stand die schöne Armenierin, auf die Balustrade gestützt, im goldenen Dämmer des Morgens da und lächelte den Geliebten gnädig an.

„Sie werden sich erkälten“, rief Melbachowski ängstlich.

Ein weymüthiges Lächeln umspielte Jeffka's trogige Lippen. Wie sollte sich Leofadia in ihrer mit Hermelin gefütterten Kazabaika erkälten?

Erstes Kapitel.

Wer kauft Liebesgötter?

„Es gibt keine Verstellung, welche die Liebe, dort wo sie ist, lange verbergen könnte, oder sie dort heucheln, wo sie nicht ist.“

La Rochefoucault.

Als Severina sich soweit erholt hatte, daß sie wieder im Stande war, Toilette zu machen, trat Herr Birovki mit dem großartigen Plane hervor, in Slobudka ein Fest zu geben. „Denn,“ sagte er, „man muß doch in einer Weise die Geburt eines Stammhalters feiern und wenn man zwei unverheiratete Töchter hat, so ist so etwas zugleich die beste Gelegenheit, dieselben an den Mann zu bringen.“

„Aber Papa, wenn wir unsere Freiheit nicht aufgeben wollen,“ fiel Petrowna ein, „so wirst Du doch nicht so hartherzig sein, uns die Thüre zu weisen?“

„Wer denkt daran,“ belehrte Frau Birovki, „Papa ist vollkommen im Rechte und es soll bei dieser Gelegenheit auch getanzt werden.“

„Natürlich,“ stimmte Leopoldina bei, „ich werde

mich vollkommen weiß anziehen, das steht mir am besten.“

Barèe, welcher mit den Einladungen und einem Theil des Arrangements betraut wurde, brach in laute Begeisterung aus. „Es soll ein Ball werden,“ rief er, „von dem man erzählen und in den Journalen berichten wird. Auf Bällen feiert Amor seine größten Siege, heißt es im Wörterbuch der Liebe. Wir werden zwei Hochzeiten haben diesen Carneval.“ Er blinzelte zuerst Petrowna, dann Leopoldina an.

Melbachowski übernahm das Feuerwerk, Diogen das Amt eines Ballmarschalls und er war es auch, der anordnete, daß alle in altpolnischer Tracht zu erscheinen hatten, worüber Herr Birowki sehr gerührt und so und so viel Damen, welche auf ihre kleinen Füße stolz waren, erfreut, jene aber, die mehr oder minder an Elephantiasis litten, tief betrübt waren. Schon drei Tage vorher begann man in Slobudka zu backen, zu braten, zu kochen. Das Herdfeuer wurde, gleich der heiligen Flamme der Vesta, unermüdblich genährt.

Endlich kam der große Tag. Ueberall blickten Köpfe voll Papilloten aus den Fenstern, ängstlich nach dem Wetter spähend. Leopoldine fastete vom Morgen bis zum Abend, aus Rücksicht für ihre Taille. Gegen Fünfe Nachmittags bewegte sich eine Karawane von Wagen aus der Kreisstadt, durch eine die ersten Spuren des Herbstes zeigende Landschaft, fröhlich gegen Slobudka.

Andere Gäste kamen von ihren Gütern in der Nähe in den tiefeingeschnittenen Geleisen schlechter Landstraßen.

Grasın beaufsichtigte in nicht geringer Aufregung die Toilette seiner Frau, sie mußte zweimal ihre Haartracht ändern und er konnte nicht damit fertig werden, ihr die kleine polnische Mütze aufzusetzen, zuletzt saß sie, ergeben in ihr Schicksal, seufzend da und begann in Thränen zu zerfließen, während er schwor, sie sähe wie eine Dorfkomödiantin aus. Er führte sie in seiner Britschka gleich einem geschmückten Opfer zu dem Feste.

Zu gleicher Zeit gab Sidonia der Frisur Jaroslaw's einen genialeren Anstrich und band ihm das Halstuch à la Lord Byron, und Umschel Bukarest bürstete begeistert den Hut des großen Mannes.

Leofadia stand grell geschminkt vor ihrem Ankleidespiegel und wurde von Jesska und Melbachowski wie von Dienern des Serails zitternd bedient. Jede Falte, jede Locke wurde erwogen, kritisiert, verworfen, von neuem gesteckt, dabei klatschte die kleine Hand bald auf die Wange Jesska's, bald auf jener ihres Anbeters, und da die erstere die ganze Zeit links, der letztere aber rechts vor ihr stand, so kam es zuletzt, daß Jesska die linke Wange von den empfangenen Ohrfeigen glutroth und die rechte vor Angst freideweiß hatte, Melbachowski aber die rechte roth und die linke weiß. Endlich war auch Leofadia mit ihrem Anzug fertig und stieg mit ihren beiden Sklaven in den Wagen. ○

In Slobudka begrüßten Herr und Frau Birowki die Ankommenden am Fuße der Freitreppe. Es währte eine volle Stunde, ehe alle versammelt waren.

Der Saal mit seiner mythologischen Stuckatur, seinen alterthümlichen Möbeln, die lebhaften Farben der altpolnischen Kontusche, die reichen Stoffe der Damengewänder, die Karabeli*), die goldenen Gürtel, die Reiherbüsche auf den Tschapki**), die klingenden silbernen Sporen, der Glanz von Atlas, Sammt, edlem Pelzwerk, Diamanten und andern Juwelen, die schönen Physiognomien, die schlanken, elastischen Gestalten, das alles gab ein prächtiges Bild altpolnischen Lebens. Man sah sich um Jahrhunderte zurückversetzt, besonders als die von dem Major zur Verfügung gestellte Musikbande der Husaren, in türkischer Tracht, sich an die Spitze stellte und man bei den Klängen eines wilden Janitscharenmarsches paarweise zu dem Gartenhause zog, in welchem eine mit asiatischem Luxus gedeckte Tafel und die gleichfalls theils in altpolnische, theils in Kosakentracht gekleidete Dienerschaft, den Haushofmeister mit silbernem Stab an der Spitze, die erlauchtete Gesellschaft erwartete.

Das Mahl verlief sehr heiter. Diogen zeigte sich unerschöpflich in Toasten, Barèe ließ es nicht an jenen kleinen, reizenden Scherzen aus der Marquisenzeit fehlen, das Feuerwerk übertraf alle Erwartungen

*) Krummer Säbel.

**) Hohe polnische Mützen.

und als die Musikbande den Dombrowskimarsch begann, erreichte der Enthusiasmus seinen Höhepunkt. Es gab niemanden, den Herr Pirowski nicht umarmt hätte und immer wieder rief der alte Herr unter Thränen aus:

„Noch ist Polen nicht verloren,
In uns lebt sein Glück.“

Der Ball begann echt polnisch mit der Polonaise, an welcher der alten Sitte treu, Alt und Jung mit gleicher Fröhlichkeit und Würde theilnahm. Unmittelbar hinter der voranschreitenden Musikbande führte Diogen den langen Zug, als erstes Paar mit Frau Pirowski, welche ihm nur zwei Finger der rechten Hand gereicht hatte und mit der Linken zierlich ihre Schleppe aufhob. Die jungen Damen trugen dagegen durchaus kurze Atlasröcke, welche die Füße in kleinen, farbigen Stiefeln mit silbernen Sporen sehen ließen, engan-schließende, sammtene, reichverschürte Jacken mit Pelz besetzt, deren geschlitzte Ärmel auf dem Rücken zusammengeknüpft waren, lange Zöpfe mit Bändern durchflochten, kleine, viereckige Mützen mit Pelz besetzt und mit kleinen Reiherbüschen verziert.

Diogen ließ sich als Anführer durchaus nicht spotten; die Polonaise zu leiten, ihre hundert Figuren, Verschlingungen, sich überraschend lösende Knoten zu regieren ist eine Kunst für sich und wahrhaftig keine geringe. Er führte die sich als Riesenschlange ihm nachwindenden hundert Paare oder mehr, ohne nur einen Augenblick seine ruhige Grazie zu verlieren, durch

die Aileen des Gartens in das Herrenhaus, durch die Corridore und die Flucht der Zimmer, Treppe auf und ab.

Bald erschienen die Tanzenden in ihren bunten Kleidern wie Blumen in einem weiten Garten vom lauen Sommerwind geschaukelt, dann plötzlich waren sie zu einem riesigen Bouquet gebunden, und wieder bildete Hand in Hand ein niederes Joch, durch das sie einem kriegsgefangenen Heere gleich hindurchzogen. Und die Blicke flogen hin und her, hier schmachkend, dort stolz und kampfbereit, und die Worte jetzt laut und neckend, dann wieder leise, kosend und vertraulich.

„Ich vermissе Frau Ossokin“, sprach Diogen, seinen Schnurrbart streichelnd zu Frau Pirowki, „ich hoffe, sie ist wohl.“

„Sie scherzen“, erwiderte die feine alte Dame mit einem Blick, der einen Fächerschlag ersetzen sollte, „wir wissen doch, daß Sie Nadeschda fliehen und daß sie nicht kam, weil sie mit Ihnen nicht zusammentreffen wollte.“

„Sie mit mir? das ist mir neu.“

Leopoldina, die mit Buharestku, dem linkischen, leicht entzündlichen Wallachen tanzt, verfolgt zuerst mit ihren Blicken den Major, der an Severina's Seite geht und hört nur halb die Huldigungen ihres Cavaliers der um so kühner wird, je weniger sie dieselben abzuweisen scheint, endlich wird sie aber aufmerksam und beginnt den Mann, dessen Hand in der ihren zittert,

kühl abzuschätzen, wie es einem Kaiser nicht abgehen
 Mädchen ziemt. Er ist nicht über, was die Kaiserin
 hübsch, wenn er nur nicht zwei Fäule hat, die
 zwei Füße hätte, die ihm fürwahr den Weg
 den Weg legen, er ist aus guter Familie
 Auskommen, und ist bereit, sich einen
 zu Füßen zu legen, also befragt er
 mann. Der Major wäre ihr fremd, aber
 besinnt sich gar zu lange, und sagt, ohne
 ohne daß sie die Krone der Frau, die
 schwarzes Haar setzen könnte und ein
 muß immer einen Anbeter oder
 haben für alle Fälle. Leopoldina
 Wallachen an, sie erwidert
 Finger, sie lächelt ihn durch die
 und die glänzenden Wimpern
 Hilfe leichter Seufzer ihre
 unter dem dunkeln Warder
 Tacke verbrämt ist.

Constantin flüstert
 Schmeichelworte in das
 Ritters bei der Polonaise
 sie, listig unsichtbar
 mit einem stolzen
 Schwermuth, der
 nur aus Luft
 Geliebten
 Tänzer ihr

Melbachowski verwendet kein Auge von ihr, wie der dem Fenster Verfallene fieberhaft auf das Beil blickt, unter dem sein Haupt fallen soll, und Petrowna, die er führt, flüstert ihm Dinge zu, die ihn vollends rasend machen. Sie ist empört, sie weiß selbst nicht warum, sie möchte weinen, sie möchte aus dem glänzenden Gewühl entfliehen, während er überlegt, ob er Constantin herausfordern und ob er Pistolen oder Säbel wählen soll.

Alle tanzen, nur Fräulein Scharow sitzt in einem Winkel und zischt gleich einer Schlange, sie ist in diesem Augenblick überzeugt, daß der Weltuntergang nicht mehr ferne ist.

Der Ball nahm seinen Verlauf ohne sie, wie die Welt ihren Lauf nimmt, unbekümmert, ob einzelne dabei zertreten werden oder nicht. Der Polonaise folgte ein Mazur, dem Mazur ein Walzer, alle tanzten, sogar Herr Bironki, nur Fräulein Scharow blieb unbemerkt, von so und so viel hellen Seidenröcken und pelzbefestigten Jacken verdeckt, in ihrer Ecke sitzen, und auch Diogen tanzte nicht weiter, er arrangirte nur den Ball und nebenbei eine kleine Furienjagd, wie er sie liebte.

„Höre Graßm“, flüsterte er eilig Severina's Mann zu, „Leofadia schwärmt für Dich, zögere nicht sie zu erobern, Melbachowski ist abgedankt und wenn Du Dich nicht heute in den Sattel setzt, wird ihn morgen ein Anderer einnehmen.“

Grasm liebte ohne Zweifel seine Frau, aber sie war so einförmig und zog sich gar so schlecht an, und welchem Manne schmeichelt es nicht, wenn eine stadtbekannte Kofette nach ihm schmachtet, besonders wenn er weiß, daß die Fesseln Hymens ihn in den Augen der Damen lange nicht mehr so interessant erscheinen lassen wie früher, wo er eine Hand und ein hübsches Gut und einen kleinen Palast und eine Equipage zu vergeben hatte. Er näherte sich also Leokadia und begann ihr mit einer gewissen unwiderstehlichen Don Juanmiene den Hof zu machen. Sie sah ihn zuerst etwas erstaunt an, weil er gar so hitzig, ohne jedes Wortwort, ohne vorbereitende Kapitel, mitten in den Roman hineinsprang und sich wie Einer gab, der mit dem Schlusse anzufangen gewohnt ist, aber sie war nicht das Weib, irgend eine Eroberung zurückzuweisen, je mehr Männer sie vor ihren Triumphwagen spannen konnte, um so besser fuhr sie, um so mehr wurde sie beneidet, und einen jungen Ehemann, der noch kein Jahr verheiratet war, seiner jungen hübschen Frau zu entreißen, war immerhin eine dankbare Aufgabe.

Leokadia wußte, daß es für eine Frau wie für einen Staat viel vortheilhafter ist, gefürchtet zu werden als beliebt zu sein.

„Buharestu ist sterblich in Sie verliebt, er hat es mir eben gestanden“, sagte Diogen zu Leopoldina, welche stolz lächelte, den dunkeln Pelz etwas mehr von ihren Schultern herabgleiten ließ und gegen den armen

Wallachen so gnädig zu werden begann, daß dieser sich bereits wie der Teufel, als Twardoski*) ihm zumuthete, ein ganzes Jahr mit seiner Frau zu leben, nach einem Schlüßelloch umzusehen begann, durch das er nöthigenfalls ent schlüpfen konnte.

„Sehen Sie unsern Herrn Constantin an“, raunte Diogen Petrowna in das Ohr, „wer hätte das gedacht! Diese armenische Sirene hat ihn bereits ganz bethört.“

„Sie beneiden ihn offenbar“, erwiderte Petrowna trozig.

„Gott steh' mir bei“, gab Diogen sich bekreuzend zur Antwort, „wenn ich einmal Lust habe, einen Selbstmord zu begehen, dann werde ich mich in Frau Agapowitsch verlieben, einem Schluck Flußwasser oder einem Pistolenschuß ist sie immerhin vorzuziehen. Nein, nein, liebe Petrowna, ich fühle aufrichtiges Mitleid mit Constantin und um so mehr, als eine unglückliche Liebe, als die Verzweiflung ihn in das Netz dieser gefährlichen Schönen trieb.“

„Wen liebt er denn?“ hauchte Petrowna zur Erde blickend.

„Darüber spricht ein Ehrenmann, wie es Constantin ist, nicht“, antwortete Diogen würdevoll.

„Wenn er wirklich liebt“, fuhr Petrowna fort, indem sie den einen Zopf nach vorne nahm und mit demselben spielte, „wird er sich nicht so leicht von iner Kofette fesseln lassen.“

*) Der polnische Faust.

„Mein Gott!“ spottete Diogen, „die Männer lassen sich von den Frauen gefangen nehmen, wie die Kinder lesen lernen, ohne es selbst zu merken.“

„Und Leofadia, sie liebt doch Melbachowski?“

„Liebt? mein Kind, im Anfang bei ihren ersten Abenteuern lieben die Frauen den Geliebten, bei den späteren lieben sie nur noch die Liebe. So sagt La Rochefoucauld und ich habe nichts hinzuzufügen.“

Petrowna verließ den Saal, kehrte zurück, blieb in der Thüre stehen und folgte mit ihren Blicken Constantin, kam er jedoch in ihre Nähe, sah sie zur Decke empor oder kehrte ihm den Rücken. Thränen hingen an ihren Wimpern, sie schüttelte sie ab, biß sich in die Lippen und begann laut zu lachen. Niemand sah ihren Kampf, nur der alte Franzose, dessen Liebling sie war und der, ohne sich lange zu besinnen, Constantin bei Seite nahm und ihm so etwas wie eine Predigt hielt.

„Für mich“, schloß er, „gibt es wahre Schönheit nur auf der Stirne, auf der die Keuschheit thront, und ein einziger Seufzer der Unschuld ist in meinen Augen rührender als alle Ceremonien der Hofetterie.“

Constantin begann laut zu lachen und schloß Barée kräftig in seine Arme. „Aber theurer Freund, Sie bilden sich doch nicht ein, daß ich für Frau Agapowitsch glühe? Ich liebe Petrowna und nur sie.“

„Aber sie vernachlässigen das arme Kind in einer Weise —“

Constantin begann noch ausgelassener zu lachen. „Weil dieses arme Kind allerliebste Krallen hat und ich nicht vor aller Welt gekratzt werden möchte.“

Indeß hatte sich Diogen als wohlmeinender Freund zu Severina gesetzt und ertheilte ihr „redliche Rathschläge.“ — „Sehen Sie denn nicht, daß Leofadia unseren guten Graßm vollkommen umgarnt hat? Ich habe ihm in das Gewissen geredet, aber leider ganz vergeblich. Ich beschwöre Sie, ihm ja keine Szene zu machen, Vorwürfe, Thränen oder gar Krämpfe würden ihn noch halbstarriger machen, das einzige Mittel ist seine Eifersucht zu wecken. Kleiden Sie sich mit Sorgfalt, Geschmack und sogar etwas Extravaganz, auch zu Hause, empfangen Sie Besuche, kokettiren Sie, lachen Sie, behandeln Sie ihn mit leichter Kälte und seien Sie gewiß, an dem Tage, wo ein Anderer zu Ihren Füßen liegt, kehrt er zu Ihnen zurück.“

„Sie irren sich“, murmelte die unglückliche kleine Frau mit matter Stimme, „es ist nicht möglich, daß er so seinen Schwur vergißt —“

„Ach! Schwüre!“ rief Diogen, „der erste kostet viel, der zweite wenig, der dritte gar nichts mehr.“ Als er Severina verließ, blieb sie vernichtet in einer Ecke des Saales sitzen und ihre Thränen flossen ohne Unterlaß. So fand sie Petrowna. „Was hast Du? weshalb weinst Du?“ fragte diese in ihrer resoluten Weise.

„Beobachte Graßm —“

„Er macht Leofadia den Hof, was weiter?“

„O! ich bin sehr unglücklich.“

„Gib Dich nicht so hin, man wird es bemerken, die Ehre Eures Hauses wird darunter leiden. Vernachlässige Dich nicht so sehr, schmeichle ein wenig Erasms Geschmack, es wird Dir nicht schwer werden, ihn von neuem zu fesseln, und was diese angestrichene Sirene betrifft, so bist Du seine Frau, zeige ihm und ihr die Zähne, aber weine nur nicht, das ist das Schlimmste, was Du thun kannst.“

„Wenn Dir Dein Mann untreu würde“, seufzte Severina, „würdest Du auch weinen.“

„Ich?“ brauste Petrowna auf, „gewiß nicht, ich würde viel eher den Kantschuk vom Nagel herabnehmen.“

„Ach! Du bist Du und ich bin ich.“

„Leider, Severina, leider.“

Diogen blieb indeß nicht müßig, er flüsterte Melbachowski, der ohnedies schon wie ein Pascha herumging, dessen Harem revoltirt, in das Ohr: „Es ist oft viel schwerer eine Eroberung zu behaupten, als sie zu machen“, er nahm Pharinus unter den Arm und bat ihn, als der einzige Mensch, der es gut mit ihm meine, doch seine Frau zu beobachten, die eben mit dem Major tanzte.

„Aber erlauben Sie mir“, schnaubte der Zivilisator, „Krystina, die so erfüllt ist von der „Würde der Frauen“ im Sinne unseres Schiller, die nur lächelt,

wenn man ihr von den Versuchungen spricht, denen andere Frauen erliegen —“

„O! eine Frau ist niemals mehr geneigt zu unterliegen, als wenn sie sich für unbesiegbar hält“, unterbrach ihn Diogen mit seinem grausam ironischen Lächeln, das sich, einer Toledaner Klinge gleich, graziös aber todbringend in die Herzen senkte. Er störte zuletzt gar den Frieden Pirowki's, indem er ihm mit Andeutungen über die Beziehungen des Majors zu seiner Frau an den Leib ging. Der alte Herr wollte lange nicht verstehen, um was es sich handle, endlich sagte er: „Das sind so Artigkeiten, wie sie ein wohlzogener Mensch einer alten Frau erweist.“

„Ihre Gemahlin ist doch nicht alt“, erklärte Diogen, „sie ist in jenem gefährlichen Alter, wo die Frauen junge Männer am leichtesten bezaubern.“

Pirowki staunte.

„Auch hat der Major unserer Gnädigen schon vor zwanzig Jahren, also zu einer Zeit, als sie noch jung war, bereits ähnliche Artigkeiten erwiesen.“

„Ich weiß“, sagte der alte Herr mit großer Majestät, „er hat damals viel mit ihr getanzt und ihr sogar den Hof gemacht, aber das sind alles so kleine Dinge, nicht werth, daß sich zwei Männer davon unterhalten.“

Diogen biß sich auf die Lippe, es war die erste Niederlage, die er in dieser Ballnacht erlitt, diese war aber dafür ausgiebig. Er schämte sich und zog sich

in das Rauchzimmer zurück. Seinen Zweck hatte er aber doch erreicht. Der alte Herr begann dem Major, wenn derselbe sich in der Nähe seiner Frau befand, ungleich mehr Aufmerksamkeit zu schenken als bisher, er fühlte ein gewisses Mißtrauen, das sich in seiner Seele regte, seine Ruhe war getrübt.

Diogen aber sollte noch eine zweite Niederlage erleiden, die ihm vielleicht noch unerwarteter kam.

Constantin kam nach einer Walzertour, die er mit Leofadia getanzt hatte, unmittelbar neben Petrowna zu stehen und während die galante Wittwe von einem anderen Tänzer entführt wurde, wendete sich das resolute Mädchen plötzlich zu ihm mit einem Blicke, der zugleich drohend und rührend war. „Herr Jablonskij“, begann sie, und zwar viel lauter als es der Anstand erlaubte, „Sie scheinen den Charakter dieser Frau nicht zu kennen, der Sie so begeistert huldigen, oder ich müßte mich in Ihnen geirrt haben. Es ist gewiß unpassend, daß ich mich einmische, aber ich muß Sie warnen, es thäte mir leid um Sie, wenn eine solche Person —“ sie vollendete nicht, ihre Stimme versagte, sie wendete sich verschämt ab.

„Mein Gott, Petrowna!“ rief Constantin, „ich habe Sie gekränkt, wie können Sie doch nur glauben? Frauen dieses Genres haben nicht den mindesten Reiz für mich und daher auch keine Macht über mich. Ich kann nur dann lieben, wenn ich zugleich achten kann.“

„Ach! ich habe eine Thorheit begangen“, murmelte

Petrowna. Sie versuchte zu entfliehen, aber Constantin hielt sie bei den Händen. „O! Sie haben mich so glücklich gemacht“, flüsterte er, „so glücklich!“ Und plötzlich stieg ihm aus dem altpolnischen Bilde, das ihn umgab, ein lustiger, fecker Gedanke auf. „Erlauben Sie, mein Fräulein“, rief er, „ihr Schuh ist aufgegangen.“

Ehe sie sich noch überzeugen konnte, hatte er sich vor ihr auf die Kniee niedergeworfen, und indem er sich den Anschein gab, ihr den Schuh zu schnüren, löste er rasch die Bänder und zog ihr denselben vom Fuße.

„Was thun Sie?“ sie machte eine Bewegung, um ihm zu folgen, aber die Umstehenden hinderten sie, man hörte auf zu tanzen. Lachend kam Jung und Alt herbei, schon kehrte Constantin zurück und warf sich von neuem zu ihren Füßen nieder.

„Vivat Petrowna mea regina!“ rief er und trank aus ihrem mit Champagner gefüllten Schuh auf ihr Wohl.

„Was geschieht da?“ fragte Diogen, der aus dem Rauchzimmer herbeikam.

Eine altpolnische Liebeserklärung in optissima forma“, gab ihm Jaroslaw zur Antwort. Alle brachen in lauten Jubel aus, die Musik blies einen Tusch. Petrowna stand mit Purpur übergossen, sie erbehte und schloß unwillkürlich die Augen, sie glaubte zu träumen.

• Zwölftes Kapitel.

Leopoldina macht einen Gefangenen.

„Amor ist ein Verräther, mit dem es nicht gerathen ist zu scherzen.“

Minon d'Enclos.

Als Constantin am folgenden Nachmittage sich zu Pferde Slobudka näherte, sah er plötzlich auf der Anhöhe zur Seite der Straße Petrowna auftauchen. Sie hatte ihn hier unter einem Haselnußstrauch sitzend erwartet und lief jetzt rasch auf dem schmalen Feldwege auf ihn zu. Er hatte eben noch Zeit, vom Pferde zu springen, da kam sie auch schon hochgeröthet, mit fliegenden Böpfen, ohne Athem an und flog an seine Brust.

Keines sprach ein Wort. Sein Arm umschlang sie und seine Lippen fanden die ihren. Im Kusse sagten sie sich alles, was sie auf dem Herzen hatten, und dann sahen sie sich an, und küßten sich wieder und wurden nicht satt sich anzusehen und zu küssen. Dann hob Constantin das geliebte Mädchen auf sein Pferd

und während er, es am Zügel führend, neben demselben schritt, trieb sie es anmuthig mit ihrem Zopfe an. So kamen sie nach Slobudka.

Noch immer hatte keines von Beiden ein Wort gesprochen. Erst als er sie wieder zur Erde nieder setzte, hielt er sie einen Augenblick in seinen Armen und flüsterte: „Warum haben Sie mich so schlecht behandelt?“

„Weil ich Sie vom ersten Augenblick geliebt habe“, erwiderte Petrowna, „und mich von Ihnen nicht unterjochen lassen wollte.“

Herr Birovki empfing Constantin mit einem gutmüthig schalkhaften Lächeln, dessen der majestätische Schnurrbart vergebens Herr zu werden suchte, dagegen bewahrte Frau Birovki als feine Dame ihre Contenance vollkommen, nichts in ihrem Gesichte, das ebenso berechnet war wie ihre beiden großen Locken oder die Schleife an ihrem Häubchen, verrieth was in ihrem Innern vorging. Es war, als ob sie dem gestrigen Vorfall keine Bedeutung beilegen würde.

Nach einer Weile erschien auch Leopoldina langsam, träge, in Pantoffeln, einer Art weißen Schlafrockes und ihrer pelzgefütterten Kazabaika, das schwarze Haar in Papilloten eingedreht, sie lächelte Constantin an in einer Weise, als ob es ihr eine außerordentliche Anstrengung koste zu lächeln, und reichte ihm die Hand, die er mit Ergebenheit küßte.

Später kam der Major, kamen Buharestu, Barde

und Melbachowski. Man unterhielt sich lebhaft, wie immer an dem Abende nach einem Balle, nur Constantin und Petrowna saßen schweigend nebeneinander und waren so selig, wenn sich ihre Hände heimlich fanden. Barèe machte Papa Pirovki mit einem schalkhaften Zwinkern der Augen aufmerksam und flüsterte ihm zu: „Nichts ist so lakonisch wie die Sprache der Liebe. Mit zwei persönlichen Fürwörtern und einem Zeitwort können sich zwei Verliebte einen ganzen Tag unterhalten.“

Constantin und Petrowna wußten jetzt, daß sie sich liebten und es war, als ob sie nichts weiter zu wünschen, zu verlangen, zu hoffen hatten. Wenn eine Staubwolke auf der Straße seine Ankunft anzeigte, dann war Petrowna's Glück vollständig; sie flog ihm entgegen und dort, wo sie niemand sah, tauschten sie Kuß um Kuß, dann benahmen sie sich vor den Anderen wie es sich bei Menschen versteht, für welche die gute Sitte nicht ein Zwang, eine Heuchelei, sondern eins ist mit ihrem angeborenen Gefühl, mit einer keuschen Zurückhaltung, welche ihrem schönen Verhältnisse nur noch größeren Reiz verlieh. Die unbedeutendsten Dinge und Vorgänge wurden für sie Beide eine Quelle ununterbrochener Seligkeit. Wenn ihre Fußspitzen sich zufällig berührten, wenn Petrowna den Geliebten mit ihrem Zopfe leicht auf die Wange schlug, wenn es im Garten kühl wurde und er die Hermelinfazabaila bringen und ihr in dieselbe hineinhelfen durfte, oder wenn

sie ihn bat, ihr aus einem Dichter, den sie liebte, vorzulesen und seine Stimme wie Musik durch das Zimmer klang, oder wenn er sich an das Piano setzte, um sie zu begleiten, und sie sang „die Nachtigall“ von Albieff, oder „O du mein Stern“ von Vincenti Bol oder den „rothen Scharafan“ und ab und zu, wenn sie sich, obwohl sie Text und Melodie auswendig kannte, über die Noten beugte, der weiche Pelz ihres langen Ärmels seine Hand streifte, alles dies machte sie glücklich und es gab nichts, was sie nicht glücklich gemacht hätte.

Ganz anders Leopoldina mit Buhareſku. Hier war kein süßes, verschämtes, scheues Sichfinden, kein holdes Schweigen und Sichverbergen im lieblichen Einverständnis, Petrowna hatte sich bebend dem geliebten Mann ergeben, Leopoldina hatte einen Gefangenen gemacht und trieb ihn triumphirend vor sich her.

Buhareſku hatte ihr ein wenig den Hof gemacht, nicht mehr als es auf Bällen erlaubt, ja geboten ist und sie hatte die Sache gleich so furchtbar ernst genommen, ihm für den folgenden Abend ein Rendezvous gewährt, ohne daß er es verlangt hatte und ihm gestattet, sie täglich zu besuchen, ohne daß ein so kühnes Verlangen über seine Lippen gekommen wäre, und wie verstand sie es, sich mit ihm in scheinbar harmloser Weise bloßzustellen und ihm auf diese Art jeden Ausweg zu versperren. Sie reichte ihm zum Willkommen stets beide Hände, wodurch er gezwungen war, auch

beide zu küssen, sie legte ihren vollen Arm verführerisch auf den seinen, wenn er neben ihr saß, sie schmolte mit ihm, versöhnte sich wieder, schickte ihn fort und hielt ihn zurück, wenn er gehen wollte, sie fuhr allein in die Kreisstadt, um Einkäufe zu machen, ließ ihn aus der Kanzlei holen und sich von ihm in den Bazar begleiten, wo sie ihn, wie einen Bedienten oder Gatten, mit ihren Bäckern und Bäckchen belud; sie gab ihm eine Flechte ihres glänzenden schwarzen Haares, die sie sich abgeschnitten hatte, mit dem Auftrage, davon ein Armband machen zu lassen und als dieses fertig war, machte sie es ihm zum Geschenke.

Als zu Anfang Oktober die Familie Pirowki wieder ihren Holzpalast in der Kreisstadt bezogen hatte, konnte der arme Buharesku nicht mehr über den Ring in die Kanzlei, in die Redaktion, in das Cafehaus oder die Zukiernia gehen, ohne daß Leopoldina auf dem Balkon oder an dem Fenster erschienen wäre und mit ihm durch Winke und Zeichen, die kein Mensch und er selbst am wenigsten verstand, lange Gespräche geführt hätte.

Buharesku suchte endlich Hilfe bei Diogen. Dieser lachte ihn erst aus, und versprach dann seine Fesseln zu sprengen und wenn sie Vulkan selbst geschmiedet und Venus ihm eigenhändig angelegt hätte.

„Sie haben dabei nichts zu thun“, schloß Diogen, „als von heute an jeden Abend statt zu Pirowki zu Buharest zu gehen und der schönen Sidonia den Hof zu machen, wobei Sie auch gut soupiren können.“

Buharestu wurde also von Diogen im Hause Bukarest „vorgeritten“, wie der letztere sich in seiner Cavaliersprache ausdrückte, als „Literat“ von der „Freundin der Literatur“ und dem „Kenner“ begeistert aufgenommen, und soupirte fortan jeden Abend dort, wobei er auch, soweit es die Umstände gestatteten, der schönen Südin den Hof machte.

Durch fünf Tage stand Leopoldina vergebens an dem Fenster oder auf dem Balkon, Buharestu war nicht zu sehen, er machte die sinnreichsten Umwege, um den Ringplatz nicht betreten zu müssen, fünf Abende erwartete sie ihn vergebens und mindestens zehnmal sendete sie ohne Erfolg zu ihm in die Kanzlei oder Redaktion. Es hieß stets, er sei ungemein beschäftigt.

Am sechsten Tage kam Diogen. Er war grausam genug, Leopoldina lange zu quälen, ehe er ihr, nach seiner Meinung den Todesstoß gab.

„Die Welt wird täglich schlechter“, begann er mysteriös, sich an den alten Herrn wendend. „Was man heutzutage nicht alles erlebt! Wo ist noch eine Spur jener Romantik, jener Ritterlichkeit, jener Galanterie, welche unsere Voreltern auszeichnete.“

„Ich bitte“, fiel Leopoldina ein, „Sie wollen uns irgend eine Geschichte erzählen, wozu also diese Umschweife, zur Sache, lieber Remenowitsch,“

„Die Geschichte mein theures Fräulein, ist an sich sehr unbedeutend“, versetzte der Weise der Kreisstadt, „und dürfte kaum Ihr Interesse erregen, sie

wird nur dann anziehend, wenn man aus derselben eine gewisse Moral zu ziehen im Stande ist.“

„Und wer ist der Held dieser Geschichte?“

„Ah! Sie errathen schon, daß es ein Held. In der That, es handelt sich um Herrn Buharestku.“

„So?“

„Denken Sie, dieser entartete junge Mann hat sich vor etwa fünf Tagen unter der Maske eines Literaturfreundes in das Haus des würdigen Herrn Amichel Buharest eingeschlichen und heute ist er bereits der erklärte Anbeter der schönen Sidonia.“

Nach diesen Worten stand Diogen auf, er erwartete, daß Leopoldina ihm in das Gesicht springen oder in Ohnmacht fallen oder doch mindestens ein Glas Wasser verlangen werde, aber nichts von dem allen geschah, Leopoldina blieb ruhig und träge wie zuvor in ihrem Fauteuil liegen und lächelte nicht einmal verächtlich.

„Wenn Buharestku sich so viel Mühe gibt, mit der Südin zusammen genannt zu werden“, sprach sie, mit ihrer weißen Hand den dunkeln Pelz in ihrer Kazabaita niederstreichend, „so hat er gewiß gute Gründe dafür, und es wäre voreilig von uns, sein Benehmen jetzt schon verurtheilen zu wollen.“

„Dieses Frauenzimmer ist doch sehr klug“, dachte Diogen bei sich, „was sie nur vorhaben mag?“

An demselben Abend kam auch Constantin, er kam jeden Abend zu Birovki. Nachdem er die Hand des alten Herrn herzlich geschüttelt, jene der Frau

Pirovki ehrerbietig an die Lippen geführt und mit Petrowna ein paar Blicke gewechselt hatte, von denen jeder ein Gedicht war, winkte ihn Leopoldina zu sich und während er sich über die Lehne ihres Stuhles beugte, sprach sie über die Schulter zu ihm, wobei ihre Büste blendend aus dem schwarzen Pelzwerk hervortrat, und ihre dunkeln Augen unter den langen Wimpern wollüstig zu ihm empor schmachteten.

„Constantin, Sie müssen mir einen Dienst erweisen.“

„Jeden, der in meiner Macht steht, es ist mir ein Vergnügen, wenn Sie über mich befehlen.“

„Ich betrachte Sie also als meinen einzigen wahren Freund.“

„Betrachten Sie mich als Ihren Sklaven.“

„Also, schreiben Sie mir auf der Stelle einen Liebesbrief.“

„Wie?“

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihre Ergebenheit mißbrauche. Schreiben Sie mir einen Liebesbrief, einen glühenden, poetischen, voll Anbetung und halten Sie am Schlusse um meine Hand an.“

„Sie scherzen wohl, Leopoldina.“

„Ich scherze nicht“, erwiderte das schöne Mädchen mit einem stolzen Lächeln, „ich befehle, und mein Sklave wird gehorchen.“

„Und Petrowna?“

„Nochmals, Sie haben nichts zu fürchten.“

Constantin begab sich also auf der Stelle in das Zimmer des Herrn Birovki, setzte sich an den massiven Sekretär aus der Zeit des Königs Stanislaus August und schrieb den Brief, volle acht Seiten, genau so wie es Leopoldina wünschte.

Diogen verließ die Familie Birovki, um in die Zufiernia zu gehen, wo er Buharestku zu finden erwartete, statt diesem begegnete er Grasm zwischen den Drangenbäumen, dessen Britschka bereit stand und der eben nach Papielniki heimkehren wollte.

„Nun, wie weit sind wir mit der Armenierin?“ begann Diogen, indem er mit seinem Handschuh Grasm auf die Wange schlug.

„Pst!“ machte Severina's Mann, „Sie wissen, daß ich nur ein wenig Zerstreuung suche, aber wenn meine Frau dabei weinen sollte, so wäre sogar eine so unschuldige Geschichte ein Vergehen.“

„Sehr wahr“, erwiderte Diogen, „Sie haben aber den Fehler, Ihre Ideale immer in Kreisen zu suchen, wo Ihre Frau verkehrt. Wie wollen Sie für Leofadia oder Frau Ossokin schwärmen, ohne daß es sofort bemerkt wird. Ich werde Sie aber zu einer Dame führen, die für Kunst und Literatur ihre Seele hergibt, die Sie entzücken wird, und bei der Sie sich der Romantik hingeben können, ohne daß Frau Severina unter ihrer Nachthaube unruhige Träume hat. Um es kurz zu machen: Kennen Sie Frau Bukarest?“

„Nein.“

„Kommen Sie also hin.“

Diogen führte Graßm ohne weiteres zu Bukarest, wo sich eben Jaroslaw und Buharestu über einen gebratenen Truthahn hinüber feindselige Blicke zuwarfen. Umschel fühlte sich sehr geehrt, Sidonia, die einen rothseidenen Schlafrock trug, warf einen dankbaren Blick auf Diogen und ging dann mit Eifer auf Graßm's Ideen ein, sie ließ ihn sprechen, ihn allein, aber bald legte sie ihre Hand zustimmend auf die seine, bald nickte sie ihm eifrig zu oder blickte zum Himmel, während ihr Busen seine seidenen Fesseln zu sprengen drohte.

Als die Herren fortgingen, entspannen sich drei Gespräche zu zweien, von sehr verschiedenem Inhalt.

„Was für ein Engel bist Du, Sidonchen“, sagte Bukarest, indem er seiner Frau die Hände küßte, „sogar die Edelleute kommen schon zu uns, der Geist ist doch etwas Erhabenes.“

„Ich thue alles nur um der Ehre wegen“, gab Sidonia zur Antwort.

„Was für ein Teufel führt Dich denn jeden Abend in dieses Haus“, rief Jaroslaw.

„Ich glaube, Du bist eifersüchtig“, spottete Buharestu.

„Hundeblut! bringe mich nicht in Zorn“, schrie Jaroslaw, „ich bin im Stande und prügle Dich, prügle Dir die Seele aus dem Leib.“

„Sidonia ist ein ideales Weib!“ schwärmte Graßm, „jetzt erst verstehe ich das Hohe Lied.“

„Sie werden es noch besser verstehen“, lachte Diogen, „wenn sie Ihnen eines Tages nahen wird, schrecklich wie Heeresspitzen mit den elfenbeinernen Thürmen, an denen die Waffen der Starken hängen.“

Die Schachzüge des Weisen der Kreisstadt übten außer den Wirkungen, die er beabsichtigte, noch ganz andere, die nicht in seinem Plane lagen, aber ihm kaum weniger Vergnügen bereiteten. Zuerst kühlte sich Jaroslaw's platonische Liebe für Nadeschda, die ihn wie einen Knaben behandelte und erzog, zu einem ruhigen Gefühl der Hochachtung ab und seine Leidenschaft für die schöne Südin flammte von neuem auf und erfüllte ihn vollständig. Dann quälte ihn die Eifersucht auf Buharestu und Graßm so wahnsinnig, daß er sich eines Tages niedersezte und mit verstellter Hand drei anonyme Briefe schrieb, den einen an Severina, den zweiten an Leopoldina, den dritten an Bukarest.

Den ersteren fand Graßm eines Abends, als er nach Hause zurückkehrte, von Thränen befeuchtet, auf seinem Tische und hatte eine schlimme Nacht. Der zweite wurde mit großer Befriedigung unter weichem dunkeln Pelzwerk an einer üppigen Mädchenbrust verborgen. Der dritte führte zu einer vertraulichen Unterredung zwischen dem feinen Mann und dem Schreiber desselben.

„Jaroslaw, Sie sind mein wahrer Freund“, sagte

der gute Umschel, „und auch der Freund von meiner Sidonchen. Lesen Sie was mir hat geschrieben ein böser Mensch.“

Jaroslaw las.

„Was sagen Sie? Sidonia ist ein Engel! sie ist so rein, so romantisch, kein Wort weiter zu verlieren, aber weil Sie doch sind mein wahrer Freund, so möchte ich Sie bitten, wenn Sie möchten ein Bißchen ein Auge werfen auf diesen Herrn Buhareßku und auch auf den Cavalier, was sie da eppes in meinem Haus für Masematten thun.“

Jaroslaw versprach als wahrer Freund sein Möglichstes und er hielt sein Versprechen. „Ihre Frau ist über jeden Zweifel erhaben“, sagte er zwei Tage später zu Bukarest.

„Erhaben ist sie, ja erhaben.“

„Aber die Besuche dieser beiden Herren scheinen ihre Ruhe zu stören.“

„Die Ruhe meiner Sidonie soll nicht gestört werden.“

„Es ist also das Beste, Sie schreiben dem Herrn Buhareßku, da er mit Fräulein Leopoldina Pirowki verlobt ist, so wünschen Sie ihm Glück zu dieser Wahl und ersuchen ihn, seine Abende bei ihr zuzubringen, da Sie mit dem Hause in Geschäftsverbindung stehen und nicht wünschen, daß man Ihnen das geschenkte Vertrauen entziehe, und Herrn Graßm schreiben Sie, da seine Frau durch anonyme Briefe sich beunruhigt

fühle, so erwarten Sie, daß er als Edelmann handle und Sie und Ihre Frau nicht in einen Verdacht bringe, der dem guten Rufe Ihres Hauses Schaden bringen könnte.“

„Wie ein Buch“, rief Bukarest, „er spricht wie ein Buch und so will ich schreiben, wie Sie mir diktiren die Briefe.“

Und er schrieb sie und sendete sie auf der Stelle ab, aber keiner kam sofort an seine Adresse. Grazm hatte ein Geschäft in der Kreisstadt und Bukarestu eine Exekution auf dem Lande, und so blieben die Briefe liegen und beide Herren erschienen Nachmittags auf der Promenade, um der schönen Sidonie zu huldigen.

Es war Sabbath. An demselben gingen wie überall auch in der Kreisstadt die Juden Nachmittags im vollen Staate spazieren, die Promenade wimmelte von Talaren in allen Farben und Stoffen, die Männer schritten stolz mit ihren Streimels, den altpolnischen Kalpaks gleichenden hohen Sabbathmützen aus Zobelpelz umher, die Frauen zeigten sich gleich morgenländischen Prinzessinnen, mit Stirnbinden gekrönt, die von Juwelen funkelten, und in sammtene mit kostbarem Pelzwerk besetzte Kaftane oder seidene Ueberröcke gekleidet, nur wenige trugen die französische christliche Tracht.

Bukarest als feiner Mann erschien natürlich in taubengrauen Pantelons, weißer Weste, schwarzem Frack und einem hohen Cylinderhut, Sidonia als poetische

Seele suchte die Pracht des orientalischen Costüms, welche sie nicht gern missen wollte, mit der Mode in Einklang zu bringen. Sie trug keinen Hut, aber auch keine Stirnbinde und keine falschen Scheitel, sondern ihr eigenes reiches Haar, von großen Schnüren echter Perlen durchflochten und über einer modernen, gelben Seidenrobe mit langer Schleppe einen vorne ausgeschnittenen Ueberwurf mit griechischen Aermeln aus rubinrothen Sammt mit duftigen Schwanenpelz besetzt. Um ihren weißen Hals und ihren Arm lag ein blendender Glanz von Gold und Juwelen. Sie ging wie ein Stern umher, der vom Himmel gefallen ist. Die Wirkung, welche das Nähen der beiden, unbewußt aus Sidonia's Nähe Verbannten hervorbrachte, war sehr verschieden. Sidonia, die von dem kühnen Schritte ihres Mannes nicht unterrichtet war, begrüßte Bukarestu mit einem koketten Lächeln und Graßm sogar mit einer Verbeugung, die an den Hofzirkel mahnte.

Jaroslav verzog das Gesicht, wie wenn er Gläserben verschluckt hätte und Bukarest, dessen gutmüthige Natur solchen gefährlich aussehenden Situationen durchaus nicht gewachsen war, wurde purpurroth, wischte sich die Stirne und setzte sich auf der nächsten Bank nieder. Er erzählte später Jaroslav, es sei ihm zu Muth gewesen wie bei einem Erdbeben, der Boden habe unter seinen Füßen gewankt und die Welt habe sich dreimal um ihn herumgedreht. Aber er wurde auf ebenso unerwartete als wunderbare Weise gerettet.

Als Sidonia, am Arme Buharestu's, Graßm zur Linken, von Jaroslaw und ihrem Manne gefolgt, die Promenade zur Hälfte durchschritten hatte, kamen ihnen Herr und Frau Pirovki und einige Schritte hinter diesen Leopoldina und Petrowna mit dem Major entgegen.

Frau Pirovki drückte heftig den Arm ihres Mannes um ihn auf Graßm aufmerksam zu machen. Der alte Herr blickte jedoch in gerade entgegengesetzter Richtung und als er eine reiche Jüdin wahrte, deren von Juwelen umstrahlte Büste um einen Wald von Feigenblättern zum Himmel zu schreien schien, murmelte er: „Es ist eine Schande!“ Frau Pirovki, den Ausspruch auf ihren Schwiegersohn beziehend, verbesserte eilig: „Affront ist der gebildete Ausdruck dafür, mein Geliebter“, und ging mit einem Blicke, der einem Todesurtheil glich, vorüber.

Die jungen Damen begnügten sich aber nicht mit stiller Verachtung. Ohne sich zu verständigen oder nur ein Wort zu wechseln, ergriff Petrowna den Arm Graßm's, und raunte ihm zu: „Führe mich nach Hause, ich habe mit Dir zu reden“ und Leopoldina, Buharestu den Weg vertretend und Sidonia durch ihre Lorgnette mit einem unsäglich ironischen Blicke messend, sagte laut: „Herr Buharestu, gut daß ich Sie finde, ich habe Ihnen eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen.“

Der schlaue Wallache hoffte sich noch in diesem

gefährlichen Augenblicke loszuwinden: „Ich stehe zu Diensten“, sagte er mit süßer Stimme, „sobald Sie es befehlen, mein Fräulein, vielleicht in einer Stunde, nicht?“

„Nein, jetzt gleich“, entschied Leopoldina und nahm seinen Arm. Er ergab sich, es blieb ihm nichts übrig, als sich zu ergeben, er hätte es denn gewagt, gegen eine Dame unartig zu sein und das kann ein Mann im slavischen Osten nicht wagen, ohne für immer aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, gleich einem Verbrecher.

Die beiden seltsamen Paare verließen sofort die Promenade. Unterwegs schloß sich ihnen Constantin an und alle Fünfe eilten, ohne weiter ein Wort zu wechseln, dem kleinen Birovki'schen Holzpalast zu.

Sidonia stand einen Augenblick im schönsten Sinne des Wortes plantirt und ebenso ihr gegenüber der Major. Der letztere zog sich aber echt hufarenmäßig aus der Affaire. „Meine Gnädige“, sprach er, die Hand an den Schirm seiner Mütze legend und mit den Sporen zusammenklingend, „man hat uns, wie es scheint, unserem Schicksale überlassen, ich bedaure nur, daß das Ihre nicht so angenehm ist wie das meine. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Major Woroniezki, und Ihnen meinen Arm anbiete.“

Sidonia dankte und lächelte und nahm an und in dem Momente, wo Jaroslaw sich als Sieger fühlte, erblickte er sie plötzlich an der Seite des goldverschmückten

Don Juans. Jetzt ergab auch er sich, ihm wurde unwohl und ohne Abschied zu nehmen, stürzte er davon von wilder Eifersucht, von Neid, Furcht und Zorn, wie von Ernynieu mit Schlangen gepeitscht.

Im Salon ihres Hauses angelangt, sagte Leopoldina mit der aimabelsten Miene: „Ich bitte nur einen Augenblick Platz zu nehmen, ich muß mich umkleiden und bin sogleich wieder hier.“ Buharesku trat an ein Fenster, Erasim betrachtete die Kupferstiche an den Wänden, die er schon hundertmal gesehen hatte, Constantin setzte sich an das Klavier und griff ein paar Akkorde, erschrak aber gleichsam über die Töne, durch welche er selbst die Stille unterbrach, erröthete und schloß das Instrument eilig. Petrowna, die Arme gebieterisch auf der Brust gekreuzt, ging mit hastigen Schritten auf und ab, ihr Kleid rauschte zornig, ihre Zöpfe flogen. Endlich rief Leopoldina's helle Stimme im Nebenzimmer den Namen Buharesku's und er, wie ein der Kezerei Verdächtiger, der vor das unerbittliche Tribunal der Inquisition geladen wird, schlich zitternd und schwer seufzend hinein und schloß die Thüre hinter sich.

Die Szene oder eigentlich, um Diogen's Worte zu gebrauchen, das Hausstheater, das jetzt gespielt wurde, war ein Meisterstück Leopoldina's, vom Anfang bis zum Ende, jede Pose, jede Bewegung, jede Miene, jede Rede ein Kunstwerk für sich.

Das schöne Mädchen erwartete den bebenden Ver-

brecher nicht in einer imposanten Attitude, die bestimmt gewesen wäre, ihn niederzuschmettern, ebenso wenig dachte sie daran, sich sentimental auf irgend ein Sopha hinzugießen, und ihn mit Thränen anzuklagen, denn wenn es nöthig gewesen wäre, hätte sie schon geweint und zwar schön und effektiv gewieint, sie lehnte sich im Gegentheil mit der gleichgiltigsten Nachlässigkeit zum Fenster hinaus und zeigte ihm den Rücken, nicht um etwa eine Geringschätzung anzudeuten, welche ihr ferne lag, sondern nur weil sie ihm vor allem gefallen, weil sie ihn reizen wollte und sie verrechnete sich in keiner Weise. Ihre Stellung ließ ihre schlanke Gestalt in der fließenden hellen Robe und der blauen, knappen Kazabaita auf das Vortheilhafteste erscheinen, unter dem schimmernden Saum wurden die kleinen Füße in goldgestickten Pantoffeln sichtbar, der Nacken leuchtete unter den schwarzen Flechten hervor und das dunkle Pelzwerk legte sich so reich, so schwellend und weich um die üppigen Hüften. Amor schoß seinen Pfeil nach rückwärts ab wie ein fliehender Parther und Puharesku seufzte auf wie ein schwer Verwundeter.

„Schade, daß sie keine Frau ist“, dachte er, „ich würde mich ihr auf der Stelle zu Füßen werfen, aber so — heiraten will ich sie doch nicht.“

Er trat näher und Leopoldina blickte ihn über die Schulter an mit ihren sammentenen schwachtenden Augen. „Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet“, begann sie, „ich sehe, Sie sind ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes.“

Hätte Leopoldina ihm einen Schlag in's Gesicht gegeben, so wäre Buhareſku kaum aus der Faſſung gekommen, ja er hätte denſelben vorgezogen, denn ihre Worte verwirrten und beſchämten ihn ſo ſehr, daß er feuerroth wurde, an ſeiner Antwort, die er nicht herausbrachte, faſt erſtickte und ſie mit dem dümmſten Geſicht von der Welt anſtarrete.

„Ja, ja“, fuhr ſie fort, „Sie wollen meinen Ruf ſchonen und machen deſhalb dieſer Frau Bukareſt den Hof, nicht wahr? Sie beſuchen ſogar ihr Haus und kommen ſo ſelten zu uns, alles nur um unſer Verhältniß zu maſkiren.“

Buhareſku erfuhr zu ſeinem größten Erſtaunen, daß er mit Leopoldina bereits in einem Verhältniß ſtehe. „Das geht raſch“, dachte er.

„Nun ſind aber Ereigniſſe eingetreten“, verſetzte das ſchöne Mädchen, noch immer über die Schulter, „welche jede weitere Vorſicht überflüſſig machen.“

„Wirklich? das freut mich“, ſagte der Wallache. Es waren ſeine erſten Worte.

„Herr Jablonſkij hat mir einen Heiratsantrag gemacht.“

„Constantin?“

„Leſen Sie.“ Sie gab ihm deſſen Brief, Buhareſku las und athmete auf, mit ſtrahlendem Geſichte gab er die glühende Epistel zurück, ihm war ſo froh zu Muth wie einem Poſtgaul, der nach langer Fahrt den Poſtillon die Peitsche hinſtellen ſieht und weiß,

daß es jetzt ausgespannt wird, aber er irrte sich, er wurde nicht ausgespannt, Leopoldina sprang im Gegentheil auf den Rutschbock und ergriff mit starker Hand die Zügel.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte sie lauernd.

Buharestku, der sich gerettet glaubte, konnte in diesem glücklichen Moment der Eitelkeit nicht widerstehen, sich auf den galanten Cavalier hinauszuspielen. „Ich fürchte, daß Sie so grausam sein werden, meine süßen Hoffnungen vollständig zu vernichten.“

„O! Fürchten Sie das nicht“, erwiderte Leopoldina, „Ihre süßen Hoffnungen sollen heute noch erfüllt werden.“

Buharestku war nahe daran umzusinken.

„Ich bin nicht grausam“, fuhr Leopoldina fort, „sondern besitze ein sehr gutes Herz, wie Sie sich gleich überzeugen werden, ich will alle gleich glücklich machen. Ich habe Constantins ehrenvollen Antrag abgelehnt, denn ich weiß, daß Petrowna ihn liebt, und ich will nicht das Herz meiner Schwester brechen.“ —

„Aber Constantin wäre eine sehr gute Partie —“

„Gewiß, doch ich folge nur meinem Gefühl und dieses hat für Sie entschieden.“

„Das ist ja wie eine Hinrichtung!“ dachte Buharestku, aber er war in die Wolfsgrube gefallen und es gab keine Rettung mehr für ihn.

Leopoldina wendete sich rasch zu ihm und sich auf die Fußspitzen erhebend, begann sie sein Haar zu

ordnen. „Ich weiß, daß Sie nur ein kleines Vermögen und ein geringes Einkommen besitzen, aber das hat in meinen Augen nichts zu bedeuten, ich bekomme so viel, daß wir elegant werden leben können“, sagte sie mit einer Festigkeit, die jede Einwendung von seiner Seele erstickte und dabei wogte ihr weißer Busen so verführerisch in dem schwarzen Pelzwerk und ihre herrlichen Arme streiften seine Wangen, und ihr tiefer, verschwimmender Blick nahm seine Sinne gefangen, er wußte nicht mehr, was er that, seine Arme umschlangen ihre feine Taille und seine Lippen brannten auf den ihren, die so spöttisch emporgezogen, so voll, so schwellend waren und denen ein wunderbarer Duft entströmte, so süß, so wollüstig wie einem sammtenen Waldgrund voll Himbeersträucher.

Und sie war wirklich nicht grausam, sie gab ihm Kuß für Kuß und ihre weichen Arme lasteten zärtlich auf seinem Nacken, ein süßes Joch, und ihre Hände spielten mit seinen schwarzen Locken. Er war gefangen, gebunden, er gehörte ihr.

„Wir werden unsere Hochzeit noch diesen Carnival feiern“, sagte sie dann, „aber in Slobudka, nicht?“

„Ja, in Slobudka.“

„Die Verlobungsanzeigen werden wir aber gleich in Lemberg drucken lassen.“

„Ja, in Lemberg.“

„Ich werde als Braut ein weißes Seidenkleid

mit kleinen Myrthenbouquets nehmen, glauben Sie nicht auch? und werde es in Paris machen lassen.“

„Ja, in Paris.“

„Und dann machen wir eine Hochzeitsreise, etwa nach Italien.“

„Ja, nach Italien.“

Raum hatte Buharestu den Salon verlassen, war Petrowna vor Graßm hingetreten. „Ich muß Dir sagen“, begann sie mit kräftiger Stimme, indem sie ihre Arme resolut in die Seiten stemmte, „daß Du Dich gegen Severina sehr garstig benimmst, ich mische mich nicht in Eure Angelegenheiten, nicht im mindesten mische ich mich in dieselben, aber es heißt alle Rücksicht und Achtung, die Du uns schuldest, verletzen, wenn Du vor aller Welt mit dieser Jüdin Parade machst.“

„Aber Petrowna! — ich — so wahr ich Gott liebe“ — stotterte Graßm.

„Ich weiß, was Du sagen willst“, unterbrach ihn Petrowna streng, „es sind Phantasien, es fällt Dir nicht ein, diese Frau Bukarest zu lieben, aber das fehlte noch! es ist genug, was Du jetzt schon thust.“

„Was thue ich denn?“

Constantin winkte Petrowna mit den Augen, aber sie wollte ihn nicht verstehen. „Veugne, wenn Du kannst“, rief sie, „besuchst Du nicht diese Jüdin?“

„Ja, ich besuche sie, aber —“

„Bist Du nicht ein Mensch ohne Charakter? Hören Sie, Constantin, er besucht sie, und läßt Du Dich etwa nicht mit ihr auf der Gasse sehen?“

„Allerdings, doch —“

„Ist das nicht genug“, fiel ihm Petrowna in das Wort. „O! was für Männer! ehrlos einer wie der andere! das ist ja abscheulich. Die arme Severina vertrauert zu Hause ihr Leben und weint, ich bin gewiß, sie badet ihr Kind in Thränen, aber dieser galante Ritter, dieser Ehemann nach der Mode, dieser Rabenvater muß sich die Zeit vertreiben bei einer jüdischen Messalina —“

Grasm nahm seinen Hut und ging.

„Und dieser Dummkopf ist noch im Stande und bildet sich ein, daß sie ihm ihr Herz schenkt“, rief ihm Petrowna nach, „ja auslachen wird sie ihn und aus ihm ihren Narren machen, wie aus allen ihren Anbetern, die kein Mensch zu zählen im Stande ist, wie die Sterne am Himmel.“

„Aber liebe Petrowna“, begann Constantin und nahm sie bei beiden Händen, „beruhigen Sie sich doch. Wie können Sie so in Zorn gerathen und ohne zu untersuchen, Grasm verurtheilen und so übel behandeln.“

„Wie habe ich ihn denn behandelt?“ sagte Petrowna, die plötzlich wieder ganz bei kaltem Blut war und Constantin verlegen anlächelte, „ich habe ihm doch auf die aufrichtigste Weise von der Welt auseinander gesetzt —“

Constantin drehte sich um, aber vergebens, er plakte nur um so ärger los. Laut lachend rief er: „Ja — aufrichtig — das gebe ich zu.“

„Ich weiß nicht, was Sie alle haben“, fuhr Petrowna fort, „ich bin doch gewiß höflich —“

Constantin schüttelte sich nun förmlich vor Lachen, und während ihm Thränen in die Augen traten, kniete er zu Petrowna's Füßen nieder und rief lachend, indem er bald diese, bald jene Hand des braven Mädchens mit Küssen bedeckte: „Ach! Petrowna! reizend sind Sie, anbetungswürdig, gut und verständig und charaktervoll, aber höflich?“ — er begann sich zu ihren Füßen förmlich zu winden — „nein, nein, höflich sind Sie nicht!“

Und Petrowna begann mit ihm zu lachen und so gab es zwei köstliche Duetten, im Salon ein Lach- und im Zimmer daneben ein Fußduett.

Es war dies ein ereignißvoller Tag. Denselben Abend kam, von Diogen heimgeschickt, der Civilisator früher nach Hause als ihn seine tugendhafte Gattin, von ihren Genien Marlitt und Schiller bewacht, erwartet hatte und fand bei ihr den Major in einer Toilette, welche mindestens gar nicht reglementmäßig war.

Es gab ein schönes Hausstheater mit tragischem Anstrich; Pharinus ganz Philipp II. und Krystina Elisabeth von Valois. Das Ende war sehr einfach. Der Major raste auf seinem schäumenden Pferde nach der Kreisstadt zurück, Pharinus zerbrach einen Stuhl,

eine Schüssel, zwei Flaschen, zwei Gläser und vier Teller. Arystina wurde ohnmächtig.

Am folgenden Tage ersuchte Herr Pharinus den Major in einem mehr deutlichen als höflichen Briefe um die Rückerstattung der ihm geliehenen 500 Gulden. Acht Tage später war das zwischen den Eheleuten Pharinus bestehende „Mißverständnis“, wie der Civilisator die Sache zu nennen beliebte, aufgeklärt und der Major hatte die 500 Gulden noch immer nicht bezahlt. Merkwürdiger Weise war es aber jetzt Arystina, welche ihrem Manne unablässig in den Ohren lag, den Major zu drängen, ihm zu drohen, ja das Gericht gegen ihn zu Hilfe zu rufen.

Pharinus sah darin einen neuen Beweis, daß er seiner Frau himmelschreiendes Unrecht zugefügt hatte.

„Aber ich bitte Sie“, brach endlich Diogen zornig los, es war das erste Mal, daß der Civilisator ihn seine Ruhe so ganz und gar verlieren sah, „die Sache ist einfach so. Der Major ist seit acht Tagen der erklärte Anbeter der schönen Jüdin, Frau Bukarest — bei ihm geht das sehr rasch, wie Sie aus Erfahrung wissen — und Ihre Frau ist eifersüchtig und sucht sich zu rächen.“

„Ach, Sie sind ein furchtbarer Pessimist.“

„In diesem Falle bin ich Optimist, denn ich bin überzeugt, daß Sie, Dank dieser Verkettung der Umstände, zu Ihrem Gelde kommen werden.“

„Wie das?“

„Wie das? Weil Frau Sidonia Herrn Amshel Bufarest genau so bestimmen wird, dem Major diese 500 Gulden zu leihen, wie es seinerzeit Frau Krystina verstand, Herrn Pharinus —“

„Hol Sie der Teufel!“ Pharinus schlug die Thüre zu und polterte die Treppe hinab.

Diogen behielt Recht, nur ein ganz kleiner Irrthum unterlief bei seinem Kalkul. Frau Sidonia schlang in der That eines Abends ihre weißen, vollen Arme um Amshels geduldigen Nacken und ihre süßen Worte bestimmten den armen verblendeten Ehemann, den Major Geld zu geben, aber nicht 500, sondern 1000 Gulden. Darin hatte sich Diogen geirrt. Und so gewann der Major noch bei der ganzen Affaire. Er zahlte Pharinus, er behielt eine hübsche Summe in der Hand, er war Krystina los geworden und hatte die schöne Sidonia gewonnen.

Diogen als aufrichtiger Freund Bufarest's suchte ihm freilich dieses Glück zu trüben, aber an Amshels steinerner Ruhe scheiterte alles.

„Bin ich stolz, daß der Herr Major besucht mein Haus“, sagte er, „und versteht sich von selbst, daß er nicht kommt wegen mir, sondern kommt wegen meiner Sidonie, die ist eine Frau von Geist und eine poetische Seele, und auch der Herr Major, Gott erhalte ihn, ist ein Mann von Geist, und er liebt die Literatur. Warum soll er nicht lieben die Literatur? Jeder feine Mann liebt die Literatur.“

Dreizehntes Kapitel.

Ein Redakteur, der weder lesen noch schreiben kann.

„Es wird doch niemand sich der Eulen
Schutz ergeben
Wenn auch schon in der Welt kein Adler
sollte leben.“

Adam Clearius.

Noch ein Ereigniß fand in diesen Tagen statt und versetzte die Kreisstadt in große Aufregung. Radeichda Oñofin, welche sich in einen heftigen Kampf gegen die Regierung verwickelt hatte, wurde in den Kerker abgeführt.

In jener Zeit war die Regierung in Galizien etwas sehr Verwirrtes von der Regierung in Wien. Das größte Land der Monarchie wurde von einem Gouverneur regiert, der, indem er die Sache des Reiches im Auge hatte, den Krieg mit dem Kaiser nicht zu Ende zu bringen vermochte. Er verlor die Provinz nach und nach, so daß er nur noch ein kleines Stück Land besaß.

in Galizien durch-
geführt. Die Verfassung, welche
den Polakken und Ruthenen gleiche Rechte einräumt,
wurde durch die Wahlmänner sich ver-
theiligt. Juden und Deutsche,
welche zusammen nur Drittel der Bevölkerung von
Galizien bilden, von dem einen polnischen Drittel
bestanden. Es war die Zeit, wo man
die polnische Wahlen mit Stichen aus dem Lemberger
Katholikentag, um die Wahl des polnischen
Gouverneurs zum Landtags-Deputirten zu erzwingen.
Die Gährung unter der jüdischen und kleinrussischen
Bevölkerung kam jener Grenze nahe, wo aus der lokalen
Opposition die Revolution wird, in verschiedenen Be-
zirken des Ostens fanden Tumulte und Exzesse statt.
Militär wurde aufgeboten. In den kleinrussischen
Journalen erhoben sich muthige Stimmen gegen die
Missstände und Mißgriffe, welche diese Unruhen ver-
ursacht hatten. Diese Stimmen waren der Lemberger
Meinung noch unbequemer als die Tumulte selbst,
aber gegen Artikel kann man keine Husaren ausrücken
lassen. Man wartete also, bis sich eine Gelegenheit
ergab, wo der Staatsanwalt ausdrücken konnte.

Diese Gelegenheit bot ein Brief aus Lemberg in
der „Wahrheit“, den ein dortiger Lehrer verfaßt hatte.

Aus demselben ließ sich schon eine ganz hübsche
Aufstellung zum Widerstande gegen die Behörde heraus-
bilden. Das Blatt wurde konfisziert, in der

Redaktion der „Wahrheit“ und in der Wohnung Nadeschda's eine Hausfuchung abgehalten. Die letztere natürlich bei Nacht.

Nadeschda hatte gerade noch Zeit, in eine Kazabaika zu schlüpfen, die Beamten hätten sie sonst im Bette überrascht.

Man benutzt ja solche Gelegenheiten auch, um sich galant zu zeigen. Das Manuscript des verfolgten Artikels wurde nicht gefunden.

Nadeschda wurde nun vorgeladen.

Sie erklärte den Verfasser nicht zu kennen. In demselben Sinne sagten die anderen nach ihr vernommenen Mitglieder der Redaktion aus. So einmüthig aber die Redaktion dem Gerichte gegenüber auftrat, ebenso zerfahren zeigte sie sich im Inneren. Fräulein Scharow stimmte für die äußersten Schritte, während die Herren der Schöpfung, Buharestu und Jaroslaw, sich als Herkulesse mit dem Spinnrocken zeigten und sofort bereit waren, die weiße Fahne aufzustecken. Nur Nadeschda verlor weder ihren Kopf noch den Muth, sie blieb kaltblütig, verständig, fest, vom ersten Augenblicke an bis zum letzten.

Eines Tages stürzte ein großer, hagerer Mann mit langem, bereits ergrautem Haare und einem Antlitz, das die tiefen Vermüstungen des Kummer's und des Kampfes mit dem Leben zeigte, in Nadeschda's Zimmer und warf sich vor ihr auf die Kniee. Sie wollte ihn aufheben, aber er blieb vor ihren Füßen liegen und

beschwor sie mit gerungenen Händen, ihn nicht zu verrathen.

Es war der Lehrer aus Lemberg, der Verfasser des verfolgten Artikels. Er sprach von den Sorgen, die ihn schon jetzt zu Boden drückten, wo er mit seinem kleinen Gehalte seine Frau und elf Kinder zu erhalten hatte, und er fragte verzweifelt, was aus ihm, was aus seiner Familie werden sollte, wenn er in den Kerker wandern und sein Amt verlieren müßte.

Nadeschda beruhigte ihn. „Rehren Sie zu den Thron zurück“, sagte sie mit der Miene einer Herrscherin, die einen zum Tode Verurtheilten begnadigt, „ich werde Sie nicht nennen. Mein Ehrenwort.“

Diese Frau hatte das Recht ein Ehrenwort zu geben. Der arme Mann ahnte indeß die volle Bedeutung desselben nicht. Es war das Ehrenwort des Ehrenmannes und der edeln Frau. Es war das männliche Versprechen zu schweigen und das weibliche sich aufzuopfern.

In solchen großen Augenblicken enthüllt sich die wahre Natur des Weibes, das seinen Muth hat wie der Mann, nicht den Muth des Handelns, sondern den größeren Muth des Duldens. Nadeschda ging hin und erklärte, um allen weiteren Nachforschungen ein Ende zu machen, der Lemberger Brief sei ihr nicht eingesendet worden, sondern von ihr selbst verfaßt.

Sofort wurde der Prozeß gegen Sie eingeleitet und mit einer Eile durchgeführt, welche die galizische Justiz sonst keineswegs auszeichnet.

Die Geschworenen sprachen fast einstimmig das „Schuldig“ über sie, es waren Polen, welche die Kleinrussin verurtheilt hätten, auch wenn ihre Unschuld vollkommen erwiesen gewesen wäre. Nur einer stimmte mit „Nein“, es war ein jüdischer Schneider von der Krakowśka.

Das Gericht verurtheilte sie zu einem Jahre Kerker. Sie appellirte und die Strafe wurde zu drei Monaten einfacher Haft herabgemindert.

Die Lemberger Regierung machte ihr nun durch Vertrauenspersonen die liebenswürdigsten Vorschläge, sie bot ihr volle Begnadigung und überdies eine namhafte Subvention für ihr Blatt an, und verlangte dafür nur die Kleinigkeit, daß sie fortan der „Verbrüderung der Polen und Kleinrussen“ das Wort rede.

Aber diese Frau besaß das Herz eines braven Mannes. Sie wies alle diese Anträge mit Verachtung zurück und am ersten Oktober trat sie ihre Haft in Lemberg an. Die Stadt, ja der ganze Kreis ohne Unterschied der politischen Farbe, begleitete sie mit den herzlichsten Sympathien, sie flößte Freund und Feind Achtung ein.

Merkwürdiger Weise interessirte sich niemand so lebhaft für den Verlauf des Prozesses wie Diogen Kremenowitsch. Er, der vorgab, diese Frau zu hassen, erklärte, als sie ruhig in den Kerker ging: „Das ist ein Charakter, eine Ausnahme ihres treulosen Geschlechtes, sie handelt groß, denn Ihr müßt wissen, daß der Artikel

nicht von ihr ist, sondern von einem armen Teufel, für den sie sich aufopfert.“

„Woher wissen Sie das?“ fragten erstaunt seine Freunde.

„Bah! Sie wissen ja, daß ich alles weiß“, erwiderte Diogen ironisch lächelnd, „in diesem Falle soll es aber kein Geheimniß bleiben, daß ich die Sache von dem Verfasser jenes Artikels selbst habe, der ein alter Schulkollege von mir ist.“

Eine Weile schwieg Diogen und ließ seine neuen Lackstiefel knarren. Plötzlich blickte er um sich wie einer, der sich von Feinden umgeben sieht und vergebens einen Ausweg sucht. „Gelobt sei Gott“, sagte er, „der mein Herz frühzeitig zu Asche verkohlt hat, in dieses Weib würde ich mich sonst verlieben.“ —

Etwa eine Woche war vergangen. Die „Wahrheit“ erschien unter der Leitung des Fräulein Scharow weiter, aber diese Dame bemühte sich vergebens, die Geister ihrer Mitarbeiter zu beherrschen, was für Madeschda so leicht gewesen war. Ein jeder hatte seine Ansicht über die Bahn, die jetzt einzuschlagen war, jeder zeigte eine andere Farbe. War Fräulein Scharow roth, so war Jaroslaw violett und der vorsichtige Buharesku gar weiß.

Madeschda, der gestattet wurde, ihr Blatt zu lesen, aber nicht dasselbe zu redigiren oder auf dasselbe Einfluß zu nehmen, sah alles in Gefahr, was sie mit so bedeutenden Anstrengungen erobert und aufgebaut hatte. Sie

war der Verzweiflung nahe, sie schien sich eine gefangene Löwin, die vergebens an den Eisenstäben ihres Käfigs rüttelt.

Da erschien eines Tages ein unerwarteter Besuch. Maciej Gaschin war nach Lemberg gefahren, um Nadeschda zu sehen. Unter allerhand merkwürdigen Vorwänden hatte er sich die Erlaubniß zu verschaffen gewußt, eine Viertelstunde bei ihr zuzubringen. Er brachte in seinem blauen Sacktuch verschiedene Dinge wie Honig, Butter, Eier, Käse, Würste und hörte dann Nadeschda aufmerksam zu, die ihm ihr Herz ausschüttete.

Schon war die Viertelstunde um, da stand er langsam auf, spuckte kräftig aus und sprach: „Seien Sie ruhig, Frau, es wird jetzt alles anders gehen, ganz so wird es gehen, wie Sie es haben wollen.“

„Wie das, mein Lieber.“

„Fragen Sie nicht, wir haben keine Zeit, verlassen Sie sich ganz nur auf den alten Gaschin.“ Er küßte sie demüthig auf die Schulter und ging, ging geradenwegs auf den Bahnhof, setzte sich in den nächsten Zug und kam Abends in der Kreisstadt an, wo er sich sofort in der Redaktion der „Wahrheit“ begab.

„Gelobt sei Jesus Christus“, war sein Gruß beim Eintritt.

„In Ewigkeit Amen“, erwiderten alle, ohne ihn weiter zu beachten.

Er benahm sich indeß wie ein Monarch, der sich

jeden offiziellen Empfang verboten hat. Ohne viel zu fragen, zog er seine kleine Pfeife heraus; stopfte sie mit einem höllischen schwarzen Tabak, schlug Feuer mit Hilfe von Stein und Schwamm, setzte sich auf einen Stuhl mitten in das Zimmer und begann zu dampfen. Kaum verbreitete sich der Qualm etwas, hob Fräulein Scharow erst ihre Nase in die Höhe, runzelte dann ihre hohe Stirne und murmelte endlich: „Welche Pestilenz, hier ist ja keine Aneipe.“

„Nun, nun, Alte“, erwiderte Gaschin ruhig, „Du mußt Dich schon bei Zeiten daran gewöhnen, dieser Geruch wird Dich jetzt jederzeit in die Nase kitzeln, denn ich gehe gar nicht mehr fort.“

„Was fällt Euch ein, Herr Vater“, rief Jaroslaw.

„Es ist so, wie es ist“, fuhr Gaschin fort, „denn ich werde von heute an die Zeitung registriren.“

„Was?“

„Er will sagen redigiren.“

„Ja, redigiren.“

Alle begannen laut zu lachen und am meisten lachte Jaroslaw.

„Ihr wollt — es ist köstlich.“

„Ich, wie Ihr mich da seht, da ist nichts zu lachen.“

„Er ist wohl nicht bei Verstand“, bemerkte Fräulein Scharow.

„Wenn ich auch vielleicht nicht so viel Jahre zähle wie Du Alte“, versetzte Gaschin, „gar so jung

sind wir auch nicht mehr. Also, um es kurz zu machen. Ich war in Lemberg. Bei Frau Ossokin war ich. Sie ist sehr unzufrieden mit Euch. Versteht Ihr, Memmen seid Ihr, sagt sie, und Schwachköpfe seid Ihr, sagt sie, und Verräther seid Ihr, sagt sie, — und Gaschin, sagte sie, gehe hin und mache Ordnung, und da bin ich und werde Ordnung machen.“

„Belehren Sie ihn doch“, wendete sich Fräulein Scharow zu Jaroslaw, „ich müßte sonst den Hausknecht zu Hilfe rufen.“

„Aber Vater —“

„Du kennst mich, Bursche“, versetzte Gaschin, seine finsternen Brauen zogen sich wie ein Minuszeichen über seinen durchdringenden Augen zusammen, „Du kennst mich. Ich überlege, ehe ich spreche, frage oder antworte, und dreimal, ehe ich handle. Ich bin hier im Namen Eurer Frau und wer nicht augenblicklich parirt, den prügle ich so lange, bis er anderen Sinnes wird und mich versteht —“

„Mensch!“ kreischte Fräulein Scharow und sprang auf.

Auch Gaschin kam in Zorn, aber er blieb vollkommen ruhig dabei, nur seine Adern schwellen mächtig. Es wurde allen schwül bei dieser Ruhe. „Alte“, sprach er und drückte sie auf den Sessel nieder, „Du mußt schön folgen oder ich laß den Karbatsch statt mir reden.“

„Ja, was wollt Ihr denn eigentlich?“ fragte Buhareſku.

„Ich habe es gesagt. Mein letztes Wort: Werdet Ihr gehorchen?“

„Nein.“

„Gut, dann könnt Ihr sofort aus dem Dienste gehen.“

„Das werden wir sehen.“

„Gut, ich gehe also zum Advokaten.“

„Habt Ihr denn Vollmacht?“

Gaschin lächelte verächtlich und ging. Buhareſku lief ihm nach und hielt ihn an der Thür zurück.

„Aber Vater, wie wollt Ihr denn die Zeitung redigiren. Ihr könnt ja weder lesen noch schreiben“, rief Jaroslaw.

„Das weiß ich selbst.“

„Also?“

„Das ist meine Sache.“

„Ich denke“, begann Buhareſku, dem es um seine Gage bange zu werden anfing, „wenn Frau Ossokin — wenn sie es wirklich wünscht —“

„Sie befiehlt es.“

„So lassen wir ihn in Gottesnamen redigiren“, sagte Fräulein Scharow mit einem bedeutungsvollen Blick auf Jaroslaw. Sie zitterte noch am ganzen Leibe und ihre Stimme bebte. —

„Nun also“, sagte Gaschin befriedigt, „warum hast Du nicht gleich so klug gesprochen, Alte.“

„Also was soll geschehen?“ fragte Buhareſku ironisch.

„Man muß darüber schlafen“, gab Gaschin zur Antwort, setzte sich gemüthlich nieder, dampfte weiter und sah den ganzen Abend zu, wie die Andern arbeiteten. Als Fräulein Scharow und Puharezku die Redaktion verließen, gab er seinem Sohne durch ein Zwinkern mit den Augen zu verstehen, daß er zu bleiben habe.

Jaroslaw blieb also.

„Nun höre mich an, Bursche“, begann der Alte, „hast Du etwa ein Bedürfniß, geprügelt zu werden, was?“

Jaroslaw faute an seinen Nägeln und schwieg.

„Ich frage, ob Du Prügel haben willst?“

„Gewiß nicht.“

„Also höre mich an.“ Gaschin trat vor seinen Sohn hin, sah ihn durchdringend an und ergriff ihn bei der Rockklappe. „Du weißt, daß ich nicht lesen und nicht schreiben kann. Dennoch darf mir kein Wort in der Zeitung stehen, das ich nicht gutheiße. Alles wird mir vorgelesen, verstehst Du, und ich werde sagen, ob es gedruckt wird oder nicht. Gott steh' Dir bei, wenn Du ein falsches Spiel mit mir spielst, wenn ich dahinter komme, daß Ihr mir nicht gehorcht, daß Ihr mich zum Besten habt. Du hast hier nichts zu thun, gar nichts, als darauf zu sehen, daß alles so geschieht, wie ich es anordne. Handelst Du unredlich, so prügle ich Dich todt. Ich hoffe, Du bist jetzt im Reinen darüber, wie Du Dich zu benehmen hast.“

„Vollkommen.“

„Also Gute Nacht.“

Am folgenden Tage übernahm der alte Bauer in der That die Redaktion und führte sie in seiner Weise, mit solcher Umsicht, Energie und Besonnenheit, und mit so viel Verständniß, daß er in kurzer Zeit allen zu imponiren begann und sogar die „Alte“ erklärte, er sei ein Genie im Bauernrock. Freilich war sein Verfahren originell genug.

Es kam z. B. der Bezirkshauptmann, ein feiner Pole, mit feinen Handschuhen und einem feinen Lächeln und sprach unendlich süß von den bevorstehenden Wahlen für den Landtag. „Es könnte Frau Ossokin sehr nützen“, schloß er, „ich meine es wirklich ehrlich, wenn in ihrem Blatte die polnischen Kandidaten, welche so zu sagen die Kandidaten der Regierung sind, den Landgemeinden empfohlen würden.“

„Ich sehe, daß Euer Hochwohlgeboren es gut mit uns meinen“, sagte Gaschin, „und wir werden ganz nach Ihrem Wunsche verfahren.“ Dann begleitete er den Bezirkshauptmann zur Treppe und sogar die Treppe hinab mit einer Ergebenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

„Ich wette, daß dieser Pollak mich für einen Esel hält“, sagte der Alte, als er in die Redaktion zurückkehrte.

„Das ist nicht unmöglich“, warf Fräulein Scharow ein.

Alle lachten und Gaschin lachte mit ihnen.

„Schreiben Sie“, sagte er plötzlich zu Buharesku.

„Was soll ich schreiben?“

„Was ich Ihnen sagen werde.“

„Also.“

„Der Herr Bezirkshauptmann ersucht uns, folgende Herren Namens der Regierung den Landbezirken für die Landtagswahl zu empfehlen. Merkt wohl ihr guten Leute, die Regierung wünscht, daß Ihr diesen und keinen Anderen Eure Stimmen gebt. — So — nun lassen Sie die Namen folgen wie sie da stehen.“ Er gab ihm die Kandidatenliste.

„Aber Herr Gaschin —“

„Sie halten mich vielleicht auch für einen Esel? Ist mir eine Ehre. Aber so kommt es in das Blatt hinein.“

Und so stand es im Blatte. Die Wahlen fanden statt. Ehe noch die Resultate bekannt waren, sagte der Alte: „Wer wettet mit mir. Ich sage nicht Einer von den Polen wird gewählt.“

„Sie haben dieselben doch empfohlen!“

„Ich? ich habe nur gesagt, daß die Regierung ihre Wahl wünscht.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Damit sie nicht gewählt werden.“

Und er behielt Recht. Von allen Seiten kamen die Telegramme. Nicht einer der polnischen Kandidaten war gewählt. Lächelnd klopfte Gaschin den Wallachen

auf die Schulter: „Nun, Pan Buharestku, wenn jetzt ein Esel da ist, ich bin es nicht, was meinen Sie.“

„Ich stimme mit Ihnen.“

Gaschin beschäftigte sich aber auch mit der Literatur und dem Theater.

Es lief z. B. ein Roman zur Besprechung ein, der sehr ideal gehalten, nämlich geschraubt und unnatürlich war. Der Alte ließ sich ihn vorlesen und gerieth in förmliche Wuth. — „Das ist ja ein Unsinn“, schnaubte er, „so sprechen und handeln die Menschen nicht, vielleicht die Engel.“

Buharestku machte Einwendungen. „Der Dichter“, sagte er unter Andern, „darf nicht die Welt, wie sie ist, einfach abphotographiren, er muß den rohen Stoff mit seinem Geist durchbringen, gleichsam veredeln und verschönern.“

„Gut“, sagte Gaschin, „zum Beispiel ein Bild, eine Landschaft. Sagen wir, mein Herr Wohlthäter, der Maler malt da meine Hütte, mein Feld, die Obstbäume, alles wie es wirklich ist. Das ist am Ende keine Kunst. Es wird mir besser gefallen, wenn er da eine hübsche Hütte hernimmt, dort ein Kukuruzfeld, dort wieder einen Ziehbrunnen und in der Art und alles gut zusammen stellt. Es wird dann viel schöner sein als in der Wirklichkeit und doch recht natürlich. Was würden Sie aber dazu sagen, wenn ein Maler uns einen Himmel aufmalen würde roth und grün gestreift wie ein Sopha, und ein pomeranzengelbes

Wasser, und eine schwarze Sonne, und silberne Flammen und goldene Bäume?“

Buharestu blieb die Antwort schuldig und schrieb in gewählten Worten nieder, was ihm der Alte in seiner naiven Weise über das Buch in die Feder sprach.

Oder es kam eine Schauspielertruppe in die Kreisstadt und gab im Gasthause des Mintschel Feigelbaum Vorstellungen. Eine Dame, welche die Zeit im Verein mit Amor arg mitgenommen hatte, stellte ein junges, hübsches Bauernmädchen dar. Die Entrüstung des ehrlichen Gaschin kannte keine Grenzen. Er spuckte ordentlich vor Wuth, während er seinem Sohne so etwas wie eine vernichtende Kritik diktirte.

Die Kritik erschien und eine Stunde später erschien die Schauspielerin, in einem blaßvioletten Seidenkleide, einem Pelz, der aussah als ob er gerupft worden wäre, und einem Federhut. Sie war dicht verschleiert und geschminkt wie eine Feuersbrunst. „Kann ich dem Herrn Redakteur meine Hochachtung bezeugen?“ flötete sie.

„Das bin ich“, sagte Gaschin, „ich habe zwar nicht gern mit alten Weibern zu thun, aber wir verstehen uns auf Artigkeiten, also bitte ich Platz zu nehmen.“

„Ich bitte. — Sie scheinen wieder in den Ton jener Kritik zu verfallen“, seufzte die Dame im gerupften Pelz, „ich möchte nur einen Irrthum berichtigen — in Bezug auf mein Alter —“

„Was?“ rief Gaschin, „Sie wollen eine Junge spielen? Sie? Hören Sie, ich weiß wie die jungen Bauernmädchen aussehen. Schämen Sie sich, die Menschen so zu betrügen, Sie alte Schachtel —“

„Gott, ich werde ohnmächtig.“

„Keine Grimassen, sind Sie eine alte Schachtel oder nicht?“ Die Arme versuchte zu entfliehen, aber Gaschin's Fäuste legten sich wie eiserne Ketten um ihre Handgelenke.

„Sind Sie eine alte Schachtel?“

„Ja“, hauchte sie.

„Also, wo ist da ein Unrecht, wenn man sagt, daß Sie ein so junges Mädchen nicht aufführen können. Mir machen Sie nichts weiß mit ihren rothen Backen.“ Er ergriff einen nassen Schwamm, der da lag, schlug ihren Schleier zurück und fuhr ihr mit dem Schwamm über das geschminkte Gesicht, sie stieß einen Schrei aus, während alle Anderen in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

In der Redaktion stand eine autographische Presse. Gaschin hatte den dazu gehörigen Schwamm erwischt und so war die arme Schauspielerin plötzlich in eine halbe Mohrin verwandelt. Die linke Seite ihres Gesichtes war weiß und roth, die rechte schwarz. Entrüstet flog sie die Treppe hinab und Gaschin wendete sich stolz an die Redaktion. „Da soll noch Einer sagen“, sprach er, „daß ich der Zeitung nicht mit vieler Artigkeit vorstehe. Der habe ich auf feine Art die Wahrheit gesagt. Was?“

Endlich kam auch einmal ein Verwaltungsrath irgend einer Eisenbahn, ein großer Mann mit einem großen vollen Gesichte und einer großen Stimme, die wie das Pfeifen einer Lokomotive das Ohr beleidigte. Er that sehr erhaben und gönnermäßig, beanspruchte gewisse Dienste und sprach von einem Antheil an dem Gewinnste der Bahn.

Gaschin erwiderte kein Wort, sondern schürzte nur langsam seine Aermel auf; als er damit fertig war, spuckte er kräftig in die Hände, ergriff den großen Mann beim Kragen, bearbeitete ihn eine Weile mit seinen Fäusten und stieß ihn zuletzt mit dem Fuße zur Thüre hinaus.

Der große Mann, glücklich im Redaktionslokale angelangt, begann laut zu drohen und zu schimpfen, Gaschin aber immer süß lächelnd und sich tief verneigend, reichte ihm den Hut, der seinen Händen entfallen war und begleitete ihn bis zur Thüre.

„Ihr ergebenster Diener“, rief er ihm noch auf der Treppe nach, „falle zu Füßen.“

Der Verwaltungsrath begab sich sofort zum Gerichte. Gaschin wurde vorgeladen, die Zeugen wurden vorgeladen.

Der Alte berief sich immer wieder auf die letzteren. Diese sagten endlich aus, sie hätten nur den Verwaltungsrath schimpfen und drohen gehört, Gaschin dagegen habe ihn unter vielen Complimenten bis zur Thür begleitet.

Natürlich wurde der Alte freigesprochen.

In dieser Weise redigirte Maciej Gaschin, der Bauer von Trojza, ohne lesen und schreiben zu können, durch volle drei Monate die „Wahrheit“ zur vollen Zufriedenheit der Frau Ossokin wie der Abonnenten und Leser.

Dierzehntes Kapitel.

Zwei Gewitter.

„Die Liebe ist nie stärker als wenn man sie durch den Ausbruch eines Streites ihrem Ende nahe glaubt. Sie lebt von den Gewittern, an ihr ist alles Aufregung. Will man sie zur Ordnung bringen, dann liegt sie bald in den letzten Zügen und stirbt.“

Rinon d'Enclos.

Seit jener Sabbathpromenade, bei der Graßm an der Seite der Frau Bukarest erschienen war, weinte Severina unaufhörlich. Sie kam mit gerötheten Augen zum Frühstück, und ohne jeden Anlaß z. B. beim Anblick der Kipfel, die auf einem silbernen Brett lagen, brach sie in Thränen aus, sie weinte, wenn sie Vormittags mit ihrem Kinde im Garten saß, beim Essen fielen ihre Thränen in die Suppe, Abends beim Thee stützte sie ihr Gesicht in die Hand und schluchzte leise. Sie weinte, wenn Graßm fort war und sie weinte, wenn er da war. Sogar Nachts, wenn er erwachte, hörte er sie leise schluchzen. Ihre Mutter, die Graßm

nur noch mit kalter Verachtung behandelte, Leopoldina, die ihn höhnisch anlachte, und die anderen Männerfeindinnen, Fräulein Scharow und Leofadia an der Tête, bedauerten alle Severina in so exaltirter Weise, daß sie manchmal ernstlich darüber nachdachte, ob sie wirklich so unglücklich sei, wie sie von diesen allen hingestellt wurde. Es hieß aber so lange: „Die arme Frau“ „unseliges Kind“, „liebe, verrathene Schwester“, bis Severina in der That gleich einem Gespenste umherging, im fließenden weißen Gewande, mit aufgelösten Haaren, bleich und verstört, und während Graßm in der Kreisstadt Diabelef spielte, mit seinem Bilde, das im Salon über dem Sopha hing, verzweifelte Gespräche führte.

Graßm zeigte sich in diesen Tagen als wahrer Unmensch. Er fühlte sich weder von den stillen Vorwürfen seiner Frau, die sich manchmal sogar zu einem schlechten Kaffee oder einem verbrannten Braten steigerten, zerknirscht, noch von ihren Thränen gerührt. Da alle Damen mit ihm nur durch schreckliche Blicke sprachen, Diogen und die Weiberfeinde dagegen eine wahrhaft satanische Ueberredungskunst entwickelten, um ihn von der Pantoffelherrschaft seiner Schwiegereltern, wie sie den Fall bezeichneten, zu erretten, so beharrte er in seinem Troß und that, was für eine unglückliche, gekränkte Frau unter allen Umständen das Schrecklichste ist, er bemerkte Severina's Unglück gar nicht und als Petrowna einmal den Versuch machte, ihn auf dasselbe aufmerksam zu machen, versetzte der Wütherich: „Ich

finde Severina nicht verändert, sondern so liebenswürdig wie sie immer war“, piff ein Liedchen und ging in den Stall.

„Ihr benehmt Euch Beide wie unartige Kinder“, sagte Petrowna zu ihrer Schwester, „und das Ende wird noch sein, daß Ihr Euch trennt.“

„Sehr wahrscheinlich“, seufzte Severina und brach von neuem in Schluchzen aus.

„Aber so nimm Dich doch zusammen“, schrie Petrowna sie an, „auf diese Weise bekehrst Du ihn nicht, er hat gefehlt, aber Du mußt einsehen, daß Du seinen Fehler veranlaßt hast.“

„Ich? mein Gott!“

„Ja Du. Du vernachlässigst Dich, während seine Phantasie nach schönen Bildern dürstet, Du hast nie Zeit für ihn, Du langweilst ihn und wenn er fern von Dir Zerstreuung sucht, weinst Du statt mit ihm zu kokettiren. — Geh! Deine ewigen Thränen müssen ihn ja vollends aus dem Hause treiben.“

Dagegen stellte Diogen seinem Freunde Erasim den Zwist mit seiner Frau als einen höchst glücklichen und beneidenswerthen Zustand dar. „Ich beuge mich vor Ihnen“, sagte er, „ich erkenne in Ihnen meinen Meister, drei ganze Jahre ließ ich mich mißhandeln, ehe ich dahin kam, wo sie heute stehen, nach einjähriger Ehe. Und Sie müssen in Rechnung bringen, daß meine Frau ein ganzer Satan war und die Ihre dagegen ein zorniges Täubchen ist.“

„Meine Frau ist gut, sie wird nur aufgehezt —“
„Gewiß, aber sehen Sie, mein Lieber, La Bruyère sagt:
Es gibt wenig Frauen, die so vollkommen sind, daß
sie einem Manne nicht Anlaß geben, mindestens ein
Mal des Tages zu bereuen, daß er eine Frau hat,
oder jenen glücklich zu finden, der keine hat.“

„Dennoch will ich es nicht zum Aeußersten treiben.“

„Unglücklicher, was sagen Sie da? Glauben Sie,
daß der Himmel Ihnen noch einmal so gnädig sein
wird. Jetzt oder nie müssen Sie Ihre Fesseln sprengen.
Wie oft geschieht es, daß zwei Menschen, einander müde,
nur einen Vorwand suchen, um auf anständige Weise
auseinander zu kommen, ihn jedoch nicht finden und
damit enden, den Rest ihres Lebens zusammen zuzu-
bringen. Danken Sie dem Schicksal, zeigen Sie sich
Herr der Situation.“

Während Diogen hier offen seinen ganzen Einfluß
einsetzte, um seinen Grundsätzen zum Siege zu ver-
helfen, errang er unerwartet mit Hilfe eines launigen
Zufalls Vortheile nach einer anderen Seite hin, wo
er das Spiel bereits für verloren angesehen hatte.

Diogen gab eines Tages Constantin eine Cigarre.
Er gab sie ihm mit so vornehmer und wichtiger Miene,
daß es keiner weiteren Versicherungen von seiner Seite
bedurft hätte, um Constantin zu überzeugen, daß er
etwas höchst Seltenes und Kostbares vor sich habe.
Die Cigarre sah auch fremdartig genug aus, sie war
auffallend dick, in der Mitte gebogen, so daß sie von

einiger Entfernung wie eine Cigarrenspitze aussah, in der eine Cigarre steckte und an zwei Stellen mit gelber Seide umwunden. Constantin zweifelte nicht, daß es eine Havanah seltenster Qualität sei. Hätte ihm Diogen gesagt, es sei eine Menschenfressercigarre aus Südafrika, er hätte es auch geglaubt. In dieser Cigarre war aber auf geschickte Weise eine kleine Patrone eingewickelt, und als Constantin sie einsteckte, bedauerte Diogen, daß sein Scherz zur Hälfte mißglückt sei, denn er hoffte Zeuge der Explosion zu sein. Um jedoch keinen Verdacht zu erregen, drängte er Constantin nicht weiter, die Cigarre in seiner Gegenwart anzuzünden.

Constantin brachte die Cigarre nach Hause, wickelte sie sorgsam in rosafarbenes Seidenpapier und machte sie Abends, als er zu Pirovki kam, dem alten Herrn mit strahlender Miene zum Geschenke.

„Ich bin sehr verbunden“, sprach Pan Pirovki, „aber Sie wissen, daß ich nur Pfeifen rauche.“

„Ich bitte Sie aber eine Ausnahme zu machen“, erwiderte Constantin, „diese Cigarre ist das Großartigste, was es gibt. Ich bitte nur anzuzünden. Sie werden höchst angenehm überrascht sein.“

Herr Pirovki lächelte und drehte die Cigarre hin und her.

Nun kamen die Damen Constantin zu Hilfe. Frau Pirovki schnitt die Cigarre ab, Leopoldina machte Feuer und Petronna zündete sie an. Pan Pirovki hatte nichts weiter zu thun als sie zu rauchen. Er setzte

sich also feierlich in seinen Lehnstuhl, begann zu ziehen, den Rauch zu schlucken und in schönen Ringen durch die Nase wieder herauszulassen. Alle standen erwartungsvoll um ihn.

„Ich weiß nicht“, begann der alte Herr, „ich will Sie nicht beleidigen, aber mein Türkischer und meine Pfeife schmecken mir doch besser.“

„Das ist vielleicht nur im Anfang“, stammelte Constantin, „das Eigentliche kommt erst —“

„Nun, nun, wir werden ja sehen.“

„Ich bin überzeugt, meine Damen, daß Papa sogar sehr überrascht werden wird“, betheuerte Constantin.

In diesem Augenblicke kam aus dem Munde des Herrn Birovki wie aus jenem eines Gottes, eine Flamme hervor, der ein kräftiger Knall folgte. Der alte Herr sprang entsetzt auf, Constantin wich erschreckt zurück, Frau Birovki fiel mit einem gellenden Schrei auf einen Stuhl und Petrowna löschte mit beiden Händen Leopoldina's Kazabaita, deren Pelzwerk Feuer gefangen hatte.

„Der erste, der zu Worte kam, war Constantin. „Ah! Das ist infam!“ rief er.

„Ein Scherz, der hier nicht am Platze war“, sagte Leopoldina.

„Mir eine Cigarre zu geben, die schießt“, fuhr Herr Birovki entrüstet auf.

„Wie leicht hätte ein Unglück geschehen können“, sagte Petrowna. „Schämen Sie sich, Constantin.“

„Nein, das zu erleben“, stöhnte Frau Pirowki, „das ist eine Belcidigung, eine Ehrlosigkeit —“

„Aber um Gotteswillen“, rief Constantin, „Sie glauben doch nicht, daß ich mit Absicht —“

„Bubenstreiche“, brummte der alte Herr, ging hinaus und schlug die Thüre zu.

„Unglaublich! welcher Affront!“ murmelte Frau Pirowki, folgte ihm und schlug gleichfalls die Thüre zu.

„Ich habe Sie für einen Mann von Ehre gehalten“, sagte Leopoldina, den Kopf stolz erhebend, „aber ich sehe, Sie sind nicht mehr werth als alle diese modernen Herren!“ Sie rauschte hinaus und die Thüre fiel zum dritten Male in das Schloß.

„Constantin, ich verstehe Sie nicht“, sagte Petrowna.

„Ich bitte, mich doch anzuhören.“

„Was können Sie sagen.“

„Die Wahrheit. Ich erhielt diese Cigarre von Diogen, ohne den Inhalt zu kennen, als eine besonders kostbare, und hatte keine andere Absicht, als ihrem Papa eine Aufmerksamkeit zu erweisen.“

„Das läßt sich ja aufklären.“

„Mein Ehrenwort, daß es so ist und nicht anders. Ich bitte, Diogen zu fragen —“

„Ich glaube Ihnen auch so, Constantin“, sagte Petrowna und gab ihm die Hand, „aber die Anderen werden auch Diogen keinen Glauben schenken. Es ist das eine schlimme Geschichte.“

Petrowna behielt Recht. Vergebens überschüttete Constantin Diogen mit Vorwürfen, bei denen dieser sich vor Lachen wie ein Wurm wand, vergebens erschien Diogen bei Pirowki, um seinen jungen Freund zu rechtfertigen. Die Sachlage blieb dieselbe. Constantin konnte es nicht wagen, das kleine Haus unaufgefordert wieder zu betreten und da niemand ihn zu einem Besuche einlud, war plötzlich eine tiefe Spannung da, an der eigentlich niemand schuld war.

Diogen aber triumphirte.

Seine wunderbaren Erfolge machten ihn noch kühner. Er begann nun sogar dem alten Herrn zu Leibe zu gehen. Tag für Tag, mit der Regelmäßigkeit eines Fiebers, kam ein anonymes Brief an Herrn Pirowki, der ihn in Bezug auf seine Frau wohlmeinend warnte. Sie hatte vor zwanzig Jahren den Major geliebt, sie war gewissenlos genug, dieses Verhältniß jetzt als Großmutter, wieder anzuknüpfen. Dieses Thema wurde mit einem unglaublichen Eifer und Scharfsinn variirt.

Den ersten Brief faltete Pan Pirowki zu einem Fidibus zusammen und zündete damit seine Pfeife an, den zweiten riß er in Stücke, trat ihn mit Füßen und steckte ihn zuletzt in den Dien, den dritten las er dreimal und bewahrte ihn auf. Beim fünften begann sein Appetit zu schwinden, der eilfte raubte ihm bereits den Schlaf. Er ließ niemand etwas merken, aber sein Mißtrauen war rege und wuchs von Tag zu Tag,

und das Unglück wollte noch, daß der Major von Leopoldin: kühl behandelt und von Petrowna verschmäht, sich seit einiger Zeit ausschließlich mit Frau Birowki unterhielt. Er hielt ihr das Garn, er las ihr vor, er spielte mit ihr Domino, und sie, sie lächelte so dankbar dabei.

Die Wolken zogen sich mehr und mehr zusammen, es war natürlich, daß endlich die Blitze zuckten, der Donner zu grollen begann.

Zwei Gewitter entluden sich zu gleicher Zeit. Das eine in Papielniki, das zweite im kleinen Holzpalast in der Kreisstadt.

Eines Morgens, beim Frühstück, sagte plötzlich Severina mit einer Stimme, die wie eine verstimmte Flöte klang: „Erasm, siehst Du denn nicht, daß ich weine?“

„Ich habe nichts dagegen; daß Du lachst“, erwiderte der Unmensch, „lache doch lieber, meine Theure.“

„Ich werde von nun an auch lachen“, erwiderte Severina.

„Das freut mich.“

„Freut Dich das?“ Severina sprang auf, ergriff eine Kaffeetasse und schmetterte sie zu Boden.

„Ah! wie Dir das gut steht“, rief Erasm, „ich bitte Dich, zerbrich noch eine Tasse.“

„O, ich kann noch ganz andere Dinge zerbrechen.“

„Zum Beispiel?“

„Einen Ehering.“

Grasm schwieg.

„O! wie ich Dich geliebt habe“, brach Severina los, indem sie mit heftigen Schritten auf und ab ging, „Alles habe ich Dir geopfert, die Gesellschaft, die Bälle —“

„Aber ich liebe ja die Gesellschaft und besuche sehr gerne Bälle.“

„Ich habe Dich so geliebt, jener rothhaarige Satan liebt Dich gewiß nicht so, aber jetzt, jetzt verachte ich Dich.“

„Du hast mich geliebt“, erwiderte Grasm, der jetzt auch in Hitze kam, „aber Du hast von Früh bis Abends keine Zeit für mich gehabt, nicht einmal die Mühe hast Du Dir genommen, Dich für mich anzuziehen, wenn ich Dir vorgelesen, wenn ich Dir erzählt habe, hast Du gegähnt oder bist aufgesprungen, um in der Küche nachzusehen, wo Du Dich sonst um nichts zu kümmern pflegtest, wenn ich aber fortging, hast Du geweint. Das soll ein Mensch aushalten.“

„O! ich verlange das gar nicht. Ich bin ja so langweilig.“

„Ja, langweilig bist Du, langweilig, das ist die Wahrheit. Wendere Dich also.“

„Das will ich“, rief Severina, ihr Mund zuckte höhnisch, „ich werde Toilette machen, kokettiren, Gesellschaften besuchen, alles, ich will eine Lebefrau werden, aber vorher will ich ein gutes Werk thun und Dich von mir befreien. Ich gehe auf der Stelle zu meinen Eltern.“

„Wie es Dir beliebt.“

„Und ich nehme mein Kind mit.“

„Ich hindere Dich nicht.“

Es schlug ein. Der Bruch war da.

Severina begann sofort zu packen, dann hüllte sie ihr Kind warm ein, zog selbst einen großen Pelz an und nahm eine Kapuze mit Schleier über den Kopf. Sie war mehrmals durch das Zimmer gegangen, in dem Graßm vernichtet aber standhaft beim Fenster stand, sie war überzeugt, daß er ihr zu Füßen stürzen werde, aber er stürzte nicht. So trat sie denn endlich zu ihm, ihr Kind auf dem Arme und sagte pathetisch: „Küsse Dein Kind. Es ist so das letzte Mal.“

Graßm nahm den Knaben, küßte ihn, Thränen in den Augen und gab ihn der Mutter zurück.

„Also — ich gehe — leb wohl.“

„Leb wohl.“

Sie seufzte tief auf, aber sie ging wirklich. An der Thüre kam ihr wedelnd der Hund ihres Mannes entgegen, sie versetzte ihm einen Fußtritt, schritt aus dem Zimmer und schlug die Thüre zu.

Einige bange Minuten, dann knallte die Peitsche, die Glöckchen erklangen, der Wagen rasselte davon.

Der Hund begann zu winseln, stand auf und legte seine Pfoten seinem Herrn auf die Schultern, dieser schlang seine Arme um ihn und seufzte: „Jetzt sind wir allein, Burlak.“

Im Holzpalaſt der Familie Pirowki gab es eine ungeheure Verwirrung, als Severina mit ihrem Kinde, deſſen Amme und ihrem Stubenmädchen ſowie einem Duzend Koffer und ungezählten Schachteln ankam.

„Alſo dahin mußte es kommen“, ſagte Herr Pirowki ſtreng, „eine ſolche Schande muß ich erleben.“

„Wer wird ſo gemeine Worte gebrauchen“, belehrte ihn ſeine Frau, „Skandal iſt der gebildete Ausdruck dafür.“

„Skandal oder Schande“, brach der alte Herr los, „die Sache bleibt doch dieſelbe. Das iſt der Einfluß Deiner Mutter und Deiner Schweſter, Severina, nun haben ſie es erreicht, man wird mit Fingern auf uns deuten —“

„Alſo, wir ſind ſchuld, natürlich“, unterbrach ihn ſeine Frau, „ich aber ſage Dir, alle Männer ſind nichts werth.“

„Alle, biß auf einen“, verſetzte der alte Herr, „den Major wirſt Du wohl ausnehmen?“

„Warum den Major?“

Ban Pirowki verließ das Zimmer, kehrte mit den anonymen Briefen zurück, die er empfangen hatte und gab ſie ſeiner Frau.

„Ich weiß alles“, ſagte Herr Pirowki mit furchtbarem Ernst, „besser das Beiſpiel als die Lehre, ſagt das kleinruſſiſche Sprichwort und wie der Same ſo die Frucht.“

„Bauernweiſheit.“

„Besser als adelige Thorheit und Verderbtheit“, rief der alte Herr, „das Sprichwort sagt auch: Die Tugend und die Demuth finden keinen Platz im Herrenhose und ein guter Vogel beschmutzt sein Nest nicht.“

Frau Pirovki staunte ihren Mann nur an, das war nicht mehr der ergebene Sklave seiner Gemahlin und seiner Töchter, das war ein majestätischer Richter, der sein gerechtes aber unerbittliches Urtheil sprach.

„Aber Papa“, begann Leopoldina mit nobler Nachlässigkeit.

„Schweig“, donnerte sie der alte Herr an.

„Wie kannst Du uns so kränken“, sagte Petrowna.

„Aus dem Zimmer“, herrschte er ihr zu.

„Das kann nur ein Dummkopf glauben“, rief

Frau Pirovki, die Briefe durchfliegend, „solche elende Verleumdungen.“

„Nun, ich bin dieser Dummkopf und dieser Dummkopf wird in seinem Hause Ordnung machen.“

„Welcher Empfang!“ schluchzte Severina.

„Weine nur nicht, Du bist die Schuldige!“ schrie Pan Pirovki.

„Ich sehe, daß wir hier im Wege sind“, begann Frau Pirovki, sie hielt den letzten Brief in der Hand und zernitterte ihn zornig, alles fochte in ihr, sie bemeisterte sich, nur ihr Auge blitzte böshaft, „ich wenigstens bin überflüssig. Ich werde also gehen. Taschel soll anspannen.“

„Sage lieber dem Teufel, daß er anspannen soll“, schrie der alte Herr, „und setze Deinen Hofmacher auf den Bock, alte Coquette.“

„Ah!“ Frau Pirovki mußte sich niedersetzen. Die Füße gaben nach. „Nun, es ist gut, ich fahre nach Lemberg zu meiner Schwester, Du sollst mich kennen lernen.“

„Ich kenne Dich jetzt“, erwiderte der alte Herr, „und diese Bekanntschaft macht mir wenig Freude. Du gehst auch auf Dein Zimmer, Leopoldina, und Du, Severina, kannst vorläufig bleiben, aber ich werde Dir schon Mores lehren. Nein, eine solche Schande.“ Er nahm seine Mütze und ging fort.

Als er zurückkehrte, stand die Kalesche vor dem Thor, seine Frau saß in ihrem Pelz reisefertig in derselben und ihre Sachen wurden eben aufgepackt. Der alte Herr sah lächelnd zu. In dem Momente, wo alles fertig war, nahm er artig seine Mütze ab. „Glückliche Reise“, sagte er mit kaltem Anstand, „das Wetter ist gut. Ich hoffe, es ist alles Ordnung.“ Die Töchter umstanden den Wagen und küßten ihrer Mutter die Hände, diese zog rasch den Schleier über das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

„Vorwärts.“ — Die Pferde zogen an.

„Vater“, sagte Petrowna, „Du hättest es doch nicht so weit kommen lassen sollen.“

„Nun, mein letztes Wort in der Sache“, sprach Pan Pirovki mit einer Strenge, die alle einschüchterte:

„Wer noch von dieser Schande spricht, der geht mir auf der Stelle aus dem Hause. Ich bin hier der Herr. Auf wessen Wagen Du fährst, dessen Lied singe.“

Diogen ging nun umher wie ein römischer Triumphantor und zeigte sich gleich einem siegreichen Sultan entschlossen, keine Gnade zu üben, sondern die Niederwerfung der Gegner oder eigentlich Gegnerinnen auf das grausamste auszunützen. Er täuschte sich aber in seinen eigenen Anhängern. Sofort nach der Katastrophe machte sich der Rückschlag geltend. Zuerst bei Eras̄m.

Severina hatte ihm noch nie so gut gefallen als in jener Stunde, wo sie ihm flammend vor Zorn entgegengetreten war und ihn verlassen hatte. Die Mandelmilch in ihren Adern schien plötzlich nicht nur in Blut, sondern in griechisches Feuer verwandelt. Als Diogen, der ihn einige Tage vergeblich erwartet hatte, zu ihm nach Bopielniki kam, um ihn abzuholen und zu Bukarest zu führen, erklärte Eras̄m, er wolle von Sidonie nichts mehr wissen. Erstens habe ihr Mann ihm einen verletzenden Brief geschrieben und dann sei er es seiner Ehre schuldig, jetzt, wo seine Frau sich von ihm trennt habe, den Anstand auf das strengste zu wahren.

Diogen's Beredsamkeit scheiterte diesmal an seiner Festigkeit. Vergebens wußte der Versucher zu erzählen, wie Severina sich auf einmal mit vielem Geschmack und Luxus kleide, wie sie stets von Herren umgeben sei, die ihr den Hof machten, wie sie auf der Brome-

nade und in allen Gesellschaften glänze und schon durch ihren Eintritt in den Bund der Männerfeindinnen die Schiffe hinter sich verbrannt habe. Graßm schüttelte nur den Kopf und sagte: sie handelt nach ihren Grundsätzen und ich nach den meinen.

Graßm widmete sich jetzt mit großem Eifer der Bewirthschaftung seines Gutes, alle Phantasien, alle Träume waren verbannt. Niemals sah man ihn in der Zukiermia oder in dem Cafehause. Er kam nur in die Kreisstadt, um sein Kind zu sehen. Sein Factor gab ihm Nachricht, wenn die Damen Birovki den Abend außer dem Hause zubrachten. Dann begleitete sie der alte Herr und es war niemand in dem kleinen Holzpalaste als die Dienstleute und Severina's Kind.

Dann kam Graßm, bei Nacht und Nebel, in einen schwarzen Radmantel eingehüllt, wie zu einem Stelldichein, schlich die Treppe hinauf, beschenkte die Leute, nahm das Kind auf den Arm oder beugte sich über seine Wiege, wenn es schlief und küßte es, und nicht allzufelten fielen seine heißen Thränen auf das Antlitz des Kindes, das einer eben erblühten Rose glich.

Es waren dies seine schönsten Augenblicke, die wenigen, in denen er wahrhaft lebte, sonst ging der einsame, von allen seinen Verwandten gemiedene, seinen Freunden ausweichende Mann wie eine Maschine umher, die Morgens aufgezogen wird, ihren Dienst thut, abläuft und des Abends stille steht. Ein einziges Mal hatte er versucht, einige Worte an Leopoldina zu richten,

der er in der Zwowska Wlica begegnete, aber sie wandte sich mit einem kalten, grausamen Lächeln von ihm ab.

Eines Abends, er saß eben nachsinnend bei dem großen Ofen, in dem ein angenehmes Feuer prasselte, und zu seinen Füßen lag Burlak, begann der wachsame Hund zuerst leise zu knurren und dann mit der Ruthe den Boden zu schlagen. Eine Thüre ging auf, eine zweite, und in dem grauen Zwielficht erschien eine weibliche Gestalt, in einen großen Pelz gehüllt und dicht verschleiert auf der Schwelle.

Gras'm's Herz drohte stille zu stehen. Der Name seines Weibes war auf seinen Lippen, aber er erschraf im nächsten Augenblicke, es war nicht Severina, die sich jetzt mit raschen Schritten näherte, den Schleier zurückschlug und den Pelz langsam von den Schultern gleiten ließ, sondern Petrowna.

„Du hast mich nicht erwartet“, begann sie.

„Nein.“

„Bist Du mir noch böse?“

„Und Du?“

„Ich bin da. Du siehst also, daß ich nicht so denke wie die Anderen.“ Sie warf ihren Pelz über den Stuhl und Gras'm ergriff ihre Hände und küßte sie feurig wie ein Liebhaber.

„Du Armer“, fuhr das muthige Mädchen fort, „es muß Dir recht bange werden in dem großen Hause so ganz allein.“

Gras'm jensezte.

„Ich bin gekommen, um Dich zu sehen und zu trösten“, schloß Petrowna.

„Weiß Dein Vater —“

„Nein.“

„Du wirst Verdruß haben —“

„Ich frage nicht darnach.“

„Du bist so gut, Petrowna, ich verdiene es gar nicht, daß Du so gut bist mit mir.“

„Du hast gefehlt, aber Severina noch mehr.“

„Sieht sie es ein?“

„Noch nicht.“

Grasın seufzte wieder.

„Ich bin auch gekommen, um mich hier etwas umzusehen“, sagte sie, ihre Hände an den Ofen wärmend, „sobald die Herrin fehlt, gibt es verschiedene Uebelstände in einem Hause. Ich werde mich selbst überzeugen, ob Du etwas nöthig hast. Wo sind die Schlüssel?“

„Die hat die Köchin.“

„Aber wie kannst Du der Köchin die Schlüssel geben.“

„Ich kann doch nicht selbst Butter und Mehl und Eier herausgeben?“

Petrowna lächelte. — Sie schien nachzudenken.

Plötzlich sagte sie: „Warte nur hier. Ich werde etwas Vorsehung spielen.“ Sie verließ mit raschen Schritten das Gemach.

Eine Viertelstunde verging, eine zweite. Als

Petrowna zurückkehrte, waren ihre Wangen hochgeröthet und ihre Brust flog nur. „Das ist ja eine heillose Wirthschaft“, rief sie, erregt auf und ab eilend, „was hilft es, daß Du im großen, wie man mir sagt, jetzt alles selbst leitest, wenn Deine Leute Dich im kleinen um so barbarischer plündern. Hier muß eine Frau her, eine die Courage, eine die das Herz auf dem rechten Flecke hat, und da Severina trozt, so werde ich bei Dir bleiben.“

„Du?“

„Ja, ich.“

„Ach! Du bist ja ein wahrer Engel.“ Graßm schloß sie in seine Arme. Sie machte sich lachend los.

„Was wird aber Dein Vater, was werden die anderen sagen?“ —

„O! ich frage keinen Menschen. Schnell Feder und Papier.“ Sie setzte sich an den Tisch, schrieb an ihren Vater und sendete ihren Kutscher mit dem Brief zurück. Der letztere that seine Schuldigkeit. Pan Pirovki brummte, aber sendete ihr zwei Koffer, die alles enthielten, was sie benötigte. Vor Anbruch der Nacht waren die Sachen zur Stelle und Petrowna konnte sich in Severina's Zimmer einrichten. Graßm, der ihr mit dem Eifer eines seit wenigen Stunden vermählten Gatten dabei half, und sie mit einer fast komischen Unterwürfigkeit bediente, war vollkommen selig. Es war dies die erste Nacht, wo er wieder ruhig schlief und angenehm träumte von einem herr-

lichen Obstgarten und süßem Backwerk, das ihm Severina auftischte und an dem er unermüdet aß.

Den nächsten Tag, in aller Frühe, ergriff Petrowna die Zügel der Regierung, zuerst ganz sachte, denn sie war ebenso klug als energisch. Graßm war schon im Himmel, als ihre kleine weiße Hand ihm beim Frühstück den Kaffee einschenkte, und wie erstaunte er über diesen — was man ihm seit einiger Zeit vorgesetzt und was er geduldig getrunken hatte, war viel eher Petroleum oder eine Pflaumenbrühe — und wie verwunderte er sich darüber, daß Petrowna nicht im Negligee, sondern bereits vollkommen frisirt und angezogen beim Frühstück erschien. Sie machte dann den Speisezettel, gab vor, erschien im Kuhstall, in der Milchammer, besichtigte die Wäsche, die Obstdörre, die Vorrathskammer, den Keller, sie war unermülich, stieg die Treppe auf und ab, überraschte die Köchin beim Herde und sogar den Kutscher bei den Pferden.

Am ersten und zweiten Tage gehorchten ihr die Dienstleute nur gleichsam aus Gefälligkeit, ja belächelten sie wohl, und ließen sich alle Zeit, ihren Befehlen nachzukommen. Es war das wie bei einem Regimente, in dem die Insurbordination eingerissen ist, aber Petrowna setzte sich schnell in Respekt.

Am dritten Tage versammelte sie früh die Dienstleute, ordnete alles Nöthige an und verhielt sich dann einige Stunden ruhig, plötzlich zog sie ihre Hermelinfazabaita an und setzte ein Häubchen auf, und so, in

ihrer Erscheinung ein wenig frauenhaft, einer jungen Herrin gleich, ging sie hinab und begann nachzusehen, ob man ihren Befehlen nachgekommen war. Es gab wieder Verstöße, Nachlässigkeiten, ein renitentes Lächeln, aber Petrowna griff jetzt rasch und kräftig ein. Ihre schöne Hand war an diesem Tage unausgesetzt in Bewegung, bald klatschte es auf der Wange der Köchin, bald auf jener des Stubenmädchens und als der Bediente ihr beim Diner frech zu widersprechen wagte, sprang sie auf, riß die Hundepeitsche vom Nagel, ergriff ihn beim Haar und prügelte ihn so lange, bis er selbst versicherte, es sei genug. Noch ein Tag, wo sie als zürnende Juno im Hause umherging und dann lagen alle bezwungen zu ihren Füßen.

Als Constantin Abends kam, er war so glücklich, daß er sie jetzt wieder täglich besuchen durfte, sagte Grasm: „Freund, ich wünsche Ihnen Glück, Sie bekommen eine Frau, wie es keine zweite gibt, die wäre im Stande, aus dem Teufel ihren Fußschemel zu machen und die Hölle in ein Paradies zu verwandeln.“

Fünfzehntes Kapitel.

Verwittwet vor der Hochzeit.

„Die Trennung schwächt die kleinen Reigungen und stärkt die großen, wie der Wind die Kerzen verlöscht und das Feuer anfacht.“

La Rochefoucauld.

„Ich hoffe, Sie nehmen mich zum Zeugen bei Ihrer Hochzeit,“ sagte Diogen zu Buharestu, der sich wieder einmal in der Zukiernia sehen ließ.

„Lachen Sie mich nur aus,“ erwiderte der Wallache, indem er seine dunkeln Augen zwischen dem Zuckerwerk und den Liqueurflaschen umherirren ließ, „meine Lage ist auch eine lächerliche, Leopoldina gefällt mir eigentlich ganz gut, nur möchte ich sie nicht heiraten und gerade ich bin vom Schicksal verurtheilt, sie mit dem Nimbus der Frau zu umgeben, damit dann Andere ihr ohne Gefahr den Hof machen können.“

„Ich glaube, daß Leopoldina eine gute Frau werden wird,“ gab Diogen böshaft zur Antwort, „sie

hat schon vor der Hochzeit so viele Anbeter gehabt, daß sie dann wohl Ruhe geben wird.“

„Wenn ich nur etwas wüßte,“ sagte Buharestku, „etwas Bestimmtes, an das ich mich klammern könnte —“

„Das würde Ihnen wenig nützen,“ meinte Diogen spöttisch, „indefß steht Ihnen ja die „Registratur der Liebe“ zur Verfügung.“

Buharestku begleitete Diogen nach Hause, ließ sich das Faszikel über Leopoldina vorlegen und las dasselbe gewissenhaft durch. Ein pikanter Roman oder eigentlich eine Reihe von Romanen entrollte sich vor ihm. Als er fertig war, sagte er vorwurfsvoll ohne die Augen zu erheben: „Sie sind doch ein Satan. Weshalb haben Sie mir das nicht früher gezeigt.“

„Es wäre fruchtlos gewesen,“ erklärte Diogen mit seiner ganzen kalten Ueberlegenheit, „ich hätte mein Pulver zu früh verschossen. Es mußte so weit kommen zwischen Ihnen und Leopoldina, ehe ich mit Erfolg eingreifen konnte. Nur ein fecker Coup kann Sie erretten, Sie sind nicht der Mann, auf gewöhnliche Weise sich von einer lebenswürdigen Dame zu befreien. Aber nun ist mein Plan fertig. Sie reisen in Ihre Heimat unter dem Vorwande, Ihre Angelegenheiten zu ordnen und nach einiger Zeit —“

„Löse ich das Verhältniß.“

„Wie naiv. Ihr Verhältniß kann nur der Tod lösen.“

Buharestku machte ein ausnehmend dummes Gesicht. „Ich soll am Ende —“

„Sie müssen sterben.“

„Was?“

„Für Leopoldina müssen Sie sterben. — Es ist dies das einzige Mittel, sie los zu werden.“

„Aber wie soll ich —“

„Sie werden von mir eine Instruktion erhalten. Sobald Sie aber nicht genau nach derselben handeln, sage ich mich ganz und für immer von Ihnen los.“

„Ich schwöre —“

„Schon gut.“

Es war am 3. November, der Winter hatte zum ersten Male Land und Stadt in seine weißen Schneetücher gehüllt, als Buharestu im Salon Birovki die feierliche Erklärung abgab, er könne seine zärtliche Ungeduld nicht länger zügeln und Leopoldina anflehte, die Hochzeit viel früher als es festgesetzt war, nämlich schon am 1. Dezember zu feiern. Die schamhafte Braut ließ sich leicht erweichen, ebenso Papa Birovki.

„Ich bin der glücklichste der Menschen,“ betheuerte der schlaue Wallache, „morgen reise ich nach Hause, um meine Angelegenheiten zu ordnen.“

Leopoldina seufzte. „Ich werde furchtbar leiden,“ flüsterte sie, „aber da es sein muß, so reisen Sie mit Gott, nur dürfen Sie nicht länger als acht Tage ausbleiben und müssen mir täglich schreiben.“

Am folgenden Vormittag machte Buharestu in Frack und weißen Handschuhen seine Abschiedsvisite und legte seiner schönen Braut seine Photographie

im größten Format, in gleißendem Goldrahmen zu Füßen, welche sofort über dem kleinen zierlichen Schreibtisch aufgehängt wurde. Die ganze Familie begleitete ihn auf den Bahnhof. Als der Zug abfuhr, schwenkte er noch lange seine Mütze und Leopoldina ihr Tuch.

Schon den nächsten Morgen hatte Leopoldina einen Brief von ihm, der an Blut nichts zu wünschen übrig ließ. Sie sendete eine Stunde später ihre zärtliche Antwort zur Post und so geschah es nun Tag für Tag.

Am 15. November, zu ihrem Namenstage, erhielt sie von Puhareşku ein Gedicht und einen sehr graziösen Perlenschmuck. „Perlen bedeuten Thränen,“ sagte sie affektirt zu Leofadia, indem sie dieselben um den vollen Arm legte, „seine Geschäfte halten ihn länger fest, als er dachte, ich sterbe noch vor Sehnsucht. Wenn es nur keine böse Vorbedeutung ist, daß er mir diese Perlen sandte.“

Indessen untergrub Diogen, gleich einem eifigen Maulwurf, mit einem fast räthselhaften Eifer alle Verhältnisse der Kreisstadt. Was er erreicht hatte, gab ihm neue Energie, auch dort seine unterirdischen Gänge zu ziehen, wo alle seine Bemühungen bisher gescheitert waren.

Plötzlich entstand das Gerücht, Severina habe sich von ihrem Manne getrennt, weil sie entdeckt habe, daß derselbe schon lange in einem strafbaren Ver-

hältnisse zu ihrer Schwester Petrowna stehe. Niemand wußte, woher dieses Gerücht kam, genug es war plötzlich da und fand eine gewisse Bestätigung, als man erfuhr, daß Petrowna zu Grazm gezogen sei und sein Hauswesen führe. Dieses Gerücht umflatterte den kleinen Holzpalast der Familie Pirovki, wie Raben ein Hochgericht umflattern, und hing sich wie ein Geier an Constantin's Herz.

Herr Pirovki kam zu Diogen, um seine Meinung zu hören und in derselben Absicht kam Constantin zu ihm.

Dem alten Herrn gab der Weise der Kreisstadt eine ausweichende Antwort, die viel übler war, als eine einfache Bejahung. „Ich sehe, Sie glauben an diese Sache,“ sagte der ehrliche Pirovki, „oder besitzen gar Beweise in Ihrer Registratur. Legen Sie mir dieselben vor.“

„Ich bitte sehr,“ erwiderte Diogen, „ich weiß nichts und ich kann Ihnen auch nichts zeigen. Meine Ansicht ist aber, da sie mich schon so drängen, daß mindestens der Anstand gewahrt werden sollte. Ich bin kein Moralist, aber Petrowna's Aufenthalt in Papielniki ist mindestens eine große Unvorsichtigkeit.“

Zu Constantin sprach er in ganz anderer Weise. „Ich wünsche Ihnen Glück,“ rief er, „es ist doch besser vor als nach der Hochzeit gehört zu werden.“

„Aber ich kann es nicht glauben,“ seufzte Constantin.

„Natürlich, nichts in der Welt macht uns so leichtgläubig wie die Liebe, lachte Diogen.“

„Wie ist es möglich, das ein solches Gefühl, wie es Petronna für mich besaß, so schnell vergeht.“

„Jean Paul sagt: Jede Liebe glaubt an eine doppelte Unsterblichkeit, an die eigene und an die fremde.“

„Und sie ist heute noch so herzlich, so gut, nein, nein, so meisterhaft heucheln kann ein Mädchen, wie Petronna, nicht.“

„O Weib! Weib! Weib! rufe ich mit Beaumarchais, schwaches und doch so verführerisches Geschöpf! Kein geschaffenes Thier kann seinen Instinkt verbergen, der Deine ist — Betrug.“

„Nehmen wir also an, ich würde den Gerüchten, die im Umlauf sind, Glauben schenken,“ sagte Constantin nach einer Weile, „kann ich mich deshalb zurückziehen? Meine Ehre verlangt, daß ich Petronna nicht im Stich lasse, so lange nicht bewiesen ist —“

„Aber Weib! Dein Ehre verlangt, daß Du diese Person nicht mehr ansehst,“ rief Diogen, „übrigens sind die Liebesschulden nicht so heilig wie die Eheschulden.“

Es war jetzt fünf Uhr im Abend, als er die Thüre öffnete, um zu sehen, ob er nicht vielleicht ein Brief von Petronna erhalten hätte. Er fand nur einen Brief von einem Fremden, der ihm sagte, daß sie noch im Leben sei, aber daß sie nicht mehr die gleiche sei, die er einst geliebt hatte. Das war ein Brief von einem Fremden, der ihm sagte, daß sie noch im Leben sei, aber daß sie nicht mehr die gleiche sei, die er einst geliebt hatte.

Petrowna lag in einer Ecke des Divans und Erasim saß bei ihr und hielt ihre Hand in der seinen, und gerade da mußte Herr Pirowki eintreten. Er räusperte sich, als fürchte er zu viel zu sehen und wollte die Beiden aufmerksam machen. Petrowna eilte seine Hand zu küssen, während Erasim begreiflicher Weise sehr verlegen zur Seite stand.

„Ich bin gekommen,“ begann der würdige alte Herr, ohne sich niederzulassen, „um einige Worte mit Euch zu sprechen. Ich bin kein Moralist, denke nicht daran, aber Petrowna darf nicht in Bopielniki bleiben. Es ist mein Wille, daß sie fortgeht und ich hoffe, sie wird gehorchen.“

„Sobald Du es befehlst, fahre ich mit Dir,“ sagte das gute Mädchen.

„Das geht auch nicht an,“ erwiderte Pirowki etwas verwirrt, die Sorglosigkeit Petrowna's brachte ihn aus der Fassung, „es wird ohnehin genug gesprochen in der Kreisstadt.“

„Was wird gesprochen?“ fragte Petrowna.

„Ich wünsche keine Erklärungen,“ fuhr der alte Herr fort, „Du wirst nach Slobudka ziehen und Dich dort aufhalten. Dort kannst Du thun, was Dir beliebt, dort kann Dich auch Erasim besuchen, aber Du wirst mir mit keinem Fuße mehr Erasim's Haus betreten und ebensowenig das meine.“

„Aber weshalb nicht?“

„Der Anstand muß wenigstens gewahrt werden,“

sagte der alte Herr strenge, „und somit gehorche und frage nicht weiter. Gute Nacht, meine Herrschaften.“

Als er fort war, sahen sich Erasim und Petrowna an, dann begannen sie Beide laut zu lachen.

„Verstehst Du, um was es sich handelt?“

„Ich nicht, und Du?“

„Ich ebensowenig.“

„Aber es heißt gehorchen.“

Petrowna packte ein. In einer Stunde war sie fertig und stand in ihren großen Pelz gehüllt vor dem Edelhofe, während Erasim die Pferde besichtigte. Er führte sie selbst nach Slobudla, wo der alte Herr, bereits ihre Ankunft angezeigt hatte und Petrowna die Regierung ebenso energisch antrat, wie vorher in Popielniki, ja noch um vieles tyrannischer, da sie sich allein, ohne Gespräch, ohne Bücher entsetzlich langweilte. Nachdem sie in den ersten drei Tagen furchtbar viel geprügelt hatte, lag aber auch hier alles ergeben zu ihren Füßen.

Sie hatte Constantin's Besuch bisher vergeblich erwartet. Am vierten Tage schrieb sie ihm, theilte ihm in der launigsten Weise ihre Ueberfiedlung mit und bat ihn zu kommen.

Er kam nicht und er schrieb auch nicht.

Dafür fand sich eines Abends Erasim ein. Sie hoffte von ihm irgend eine Anflärung zu erhalten, aber auch er hatte Constantin weder gesehen noch gesprochen.

Rasch entschlossen ließ sie, nachdem Grasm sie verlassen hatte, den Schlitten anspannen und fuhr in die Kreisstadt. Vor der Zuckiernia stieg sie ab und fragte nach Constantin. Man sagte ihr, er spiele im Cafehaus Billard mit dem Major. Sie ging also über den Platz hinüber zum Cafehaus, wischte die Fensterscheibe mit dem Ärmel ihres Pelzes ab und blickte hinein. Da war er. Sie zog sich also zurück, zündete sich eine Cigarette an und ging, die Arme auf der Brust verschränkt, mitten im Ringplaze auf und ab. In ihrem langen, schwarzen Pelz, der Kosakenmütze und den hohen Stiefeln, die sie trug, sah sie fast wie ein Mann aus, allerdings nicht wie ein Berliner Elegant, sondern wie ein junger schlanker Pascha.

Endlich trat Constantin aus dem Cafehause.

Sie eilte auf ihn zu. „Weshalb kommen Sie denn nicht zu mir?“ fragte sie erregt.

Er nahm verlegen den Hut ab. „Vergeben Sie, mein Fräulein. Ich habe Gründe nicht zu kommen,“ sagte er, seine Stimme bebte. „Mein Zartgefühl hielt mich ab, dieselben zu erörtern. Ich hoffe Sie verstehen mich.“

„Nein, ich verstehe Sie ganz und gar nicht,“ rief Petrowna, „und ich hoffe, Sie werden als Mann von Ehre dieser für mich quallvollen Lage, diesen Zweifeln und Mißverständnissen ein Ende machen und sofort bei meinem Vater um meine Hand anhalten.“

„Ich bedaure mein Fräulein,“ entgegnete Constantin, „aber die Ehe ist gegen meine Principien.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Also: Ich werde Sie nicht heirathen.“

„Weshalb haben Sie mir denn von Liebe gesprochen?“

„Ich bitte keine Szene.“

„O! Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich Ihr Betragen ruhig hinnehmen werde,“ sagte Petrowna, sie stand stolz vor ihm, ihre Augen blitzten, „Sie haben schlecht, Sie haben ehrlos an mir gehandelt, und ich bin nicht das Mädchen, mich in den Winkel zu setzen und zu weinen. Sie werden mich jetzt erst kennen lernen.“ Sie stieß ein verächtliches Lachen aus und verließ ihn mit raschen, energischen Schritten.

Constantin blickte ihr nach. „Sollte ich ihr Unrecht gethan haben?“ dachte er, „das Laster besitzt diesen Muth nicht, das ist der Muth der Unschuld, die Sprache der Redlichkeit. Was für ein schreckliches Dilemma. Wer bringt mir Klarheit?“ —

Die Perlen! Es kam ein Brief Buharestu's, der Leopoldina sehr beunruhigte. Er war krank. Eine Woche verging ohne Nachricht, dann schrieb sie, sie sei bereit zu ihm zu kommen und ihn zu pflegen. Nun antwortete sein Bruder, er könne dies nicht zugeben, Buharestu sei, und zwar sehr gefährlich, an den schwarzen Blattern erkrankt.

Die schwarzen Blattern wirkten. Leopoldina trat

vor den Spiegel und sagte: „Es wäre doch schade um mein Gesicht.“

Wieder eine Woche ohne Brief, dann kam eine Todesanzeige, in welcher Demetrius Buharestu in wahrhaft herzerschütternden Worten von dem Ableben seines Bruders Emil Nachricht gab.

Leopoldina fiel in Ohnmacht.

Als sie zu sich kam, sah sie sich von ihren Freundinnen umgeben, welche mehr neugierig als erschreckt herbeigeeilt waren. Während große Thränen an ihren langen Wimpern hingen, erhob sie die Arme zu Buharestu's Bild und rief: „Er lächelt verklärt auf mich herab, bald werden wir vereint sein, mein theurer Emil, bald, so Gott will.“

Dann begann sie angelegentlich von ihrer Toilette zu sprechen, denn sie war entschlossen, bis an ihr Grab Trauer um ihn zu tragen. Zwei Schneider arbeiteten Tag und Nacht. Zu ihnen gesellte sich später der Kürschner. Schon am vierten Tage genoß Leopoldina das Vergnügen, in ihrem schwarzen Kleide, ihrem schwarzen, mit schwarzem Luchspelz besetzten Sammpaletot und ihrem schwarzen Hut mit langem Schleier auf den Arm Severina's gestützt, ausgehen zu können. Sie war etwas bleich, um so besser ließ ihr das Schwarz.

„Sie muß ihn doch sehr geliebt haben“, meinte Jaroslaw.

„Die Mehrzahl der Frauen“, bemerkte Diogen,

„beweint den Tod ihrer Anbeter nur deshalb so sehr, um dadurch noch liebenswerther zu erscheinen.“*)

„Und wie ist es mit den Anbetern, die ihnen nicht der Tod, sondern irgend ein anderes Verhängniß zu entreißen droht?“ fragte Constantin spöttisch.

„Der Epheu klammert sich nicht stärker an die Ulme, als wie ein Weib an den Mann, bei dem man ihr Hinternisse in den Weg legt“, gab Diogen zur Antwort, „merken Sie sich das wohl, mein lieber Constantin, und wenn Sie unseren guten Buharesku beweinen, so denken Sie dabei ein wenig an Jesus Sirach: Man soll nicht so sehr trauern über den Todten, denn er ist zur Ruhe gekommen.“

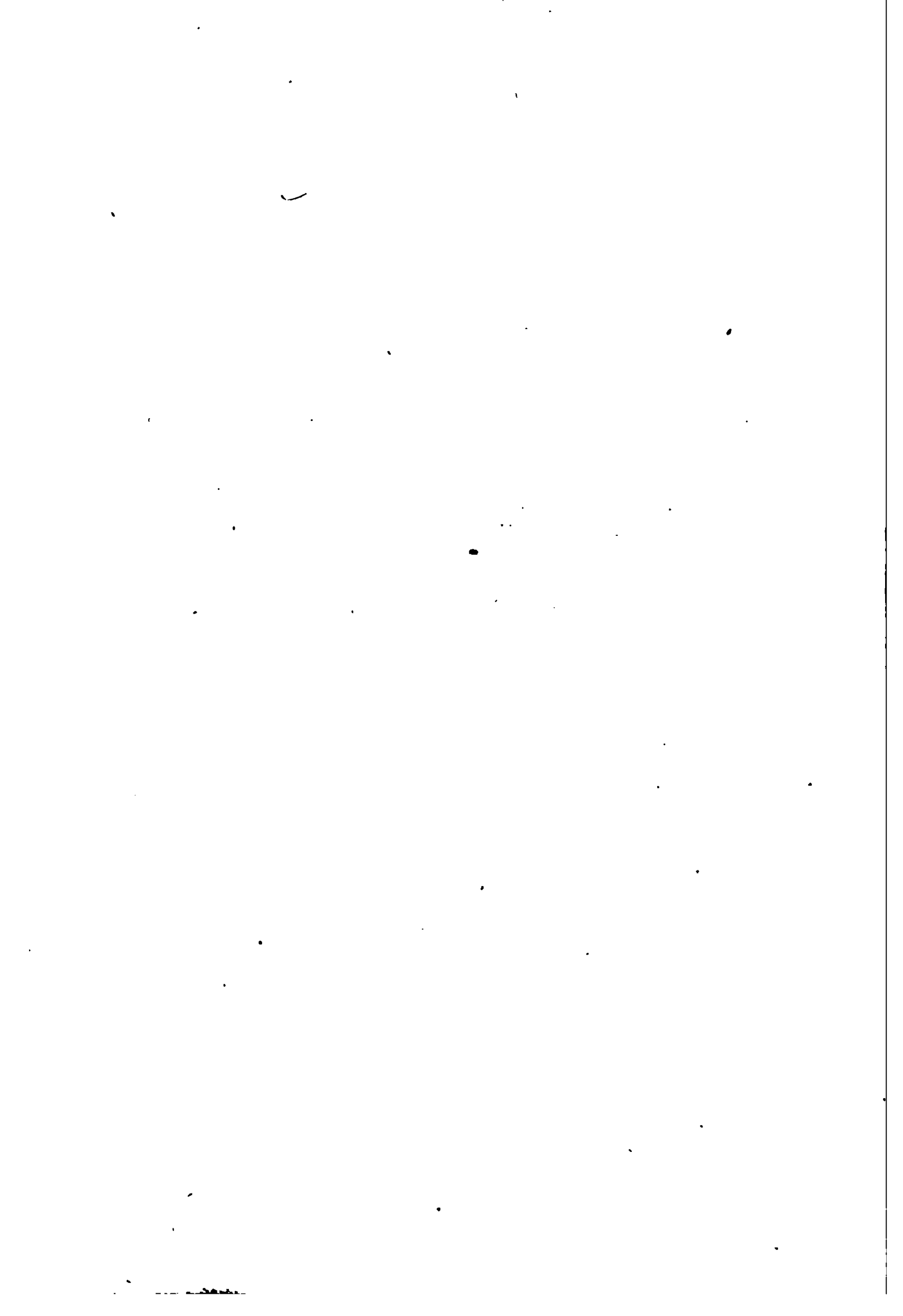
Ende des ersten Buches und zweiten Bandes.

*) La Rochefoucault.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Die Republik der Weiberfeinde.

—
Zweites Buch.



Die
Republik der Weiberfeinde.

Roman in zwei Büchern

von

Sacher-Masoch.

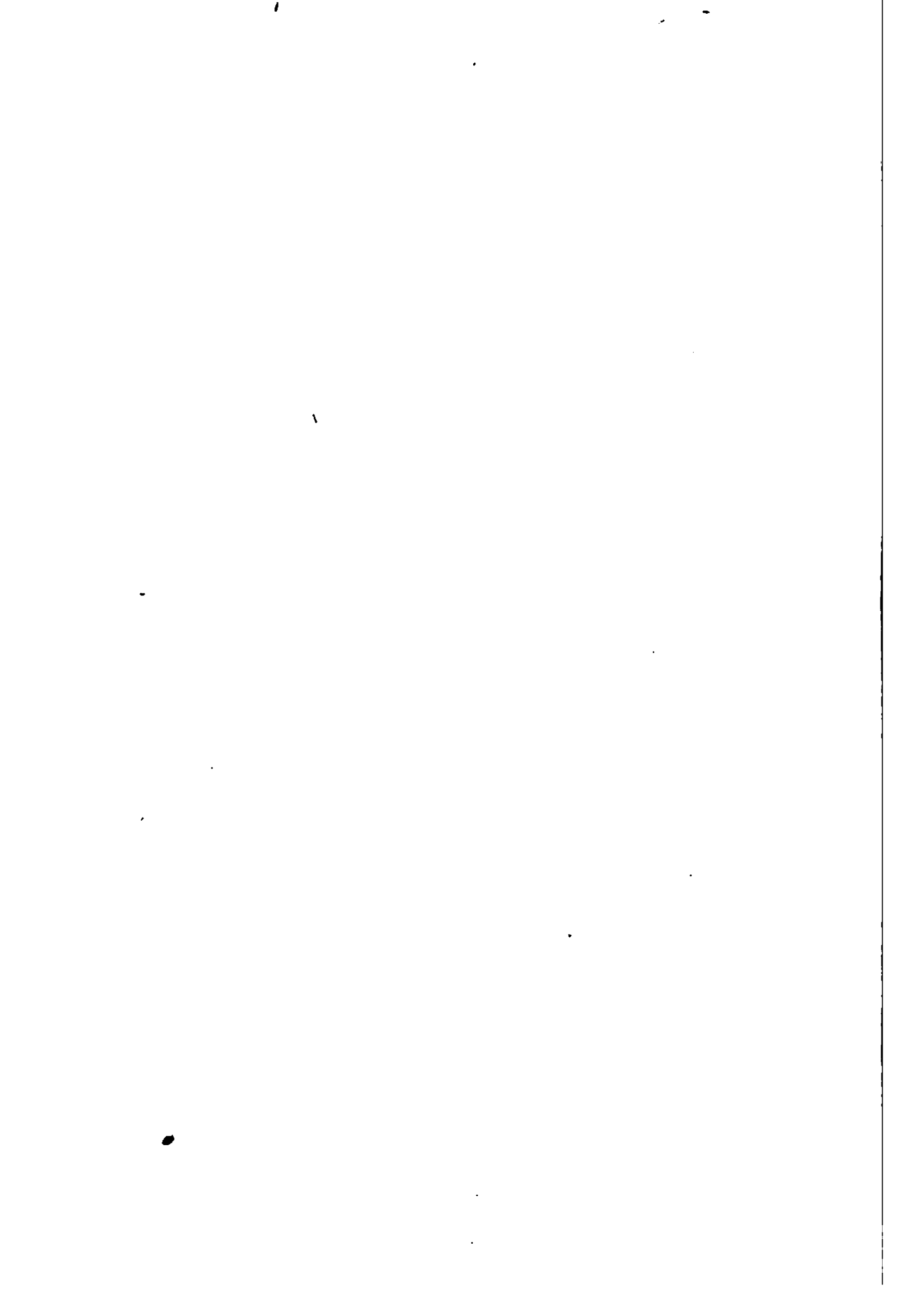
Dritter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Zweites Buch.





Erstes Kapitel.

Die Tortur eines Verliebten.

„Sei klug in deiner Grausamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld sich wandelt,
Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt, wie schlecht du mich behandelst.
Sag nur, daß du mich liebst, ich will dir's
danken,

Werd' ich auch wirklich nicht von dir geliebt,
Sei wieder Arzt, der hoffnungslosen Kranken
Doch immer Hoffnung auf Genesung gibt.
Denn machst du mich verzweifeln, werd
ich toll,

Und in der Tollheit könnt' ich dich verklagen.“

Shakespeare, Sonett 42.

Während Buharestu in genialer Weise die Netze, mit denen ihn Hymen umstellt hatte, zerriß, und Constantin geschickt seinen Kopf aus Petrowna's Liebes- schlinge zog, bemühte sich Melbachowski mit bewun- dernswerther Ausdauer um Leopadia's Hand, indes aber Leopoldina den verlorenen Bräutigam beweinte und Petrowna auf Rache an dem Urgetreuen sann, wehrte sich die schöne Armenierin hartnäckig gegen den goldenen Ring, der ihr die süße Freiheit beschränken sollte. Kein Abend, wo nicht Melbachowski sie be- stürmte, um eine gütige Entscheidung flehte und wo

sie ihm nicht zuletzt förmlich untersagt hätte, von der Sache weiter zu sprechen.

Der unglückliche Liebhaber nahm zuletzt zur Feder seine Zuflucht. Er schrieb einen rührenden Brief an Leokadia und beschwor sie, seinen heißen Wünschen Gehör zu schenken, ihr so oft gegebenes Versprechen endlich zu erfüllen und den Tag zu bestimmen, wo sie mit ihm vor den Altar treten wolle.

Dieser Brief wurde von ihr gar nicht beantwortet.

Er wartete wie einer, der auf die Folter gespannt wurde, von Morgen bis zum Mittag, vom Mittag bis zum Abend, in qualvoller Aufregung, er aß nicht, nicht einmal seine Pfeife wollte ihm schmecken. Und zuletzt blieb ihm doch nichts übrig, als mit Anbruch der Nacht in die Kreisstadt zu fahren und sich die Antwort selbst zu holen. Leokadia empfing ihn in ihrem hübschen, angenehm durchwärmten Salon. Sie lag, wie immer, träge auf einer Ottomane und las einen französischen Roman.

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“ begann Melbachowski.

„Allerdings.“

„Weshalb haben Sie mir nicht geantwortet?“

„Weil ich keine Zeit habe. Ich lese da eine Geschichte, die sehr interessant ist.“

„Das ist doch kein Grund.“

„Also, weil ich keine Lust hatte.“

„Ich bitte Sie aber um eine Entscheidung.“

„Nun, ich werde Sie ja heiraten“, sagte Leofadia, mit einer der Quasten spielend, welche die Polster der Ottomane zierten, „aber drängen Sie mich nicht so —“

„Ich will endlich zu meinem Ziele kommen“, rief Melbachowski, „Sie martern mich ja zu Tode mit Hoffnungen, Zweifeln, Befürchtungen —“

„Mein Gott! gehöre ich denn nicht Ihnen?“

„Sie sind gnädig gegen mich, Leofadia, gewiß, aber wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht plötzlich einem Anderen ihre Gunst schenken?“

„Davor sind Sie ebenso wenig geschützt, wenn ich Ihre Frau bin.“

Melbachowski sah sie starr an. „Nun — doch — bis zu einem gewissen Grade.“

„Nein, ganz und gar nicht.“

„Wenn ich es aber trotzdem wage, Sie zur Herrin meiner Person und meines Hauses zu machen?“

„So werde ich noch immer das Recht haben, zu überlegen —“

„Sie überlegen aber sehr lange, Leofadia.“

„Genug von dieser Thorheit, — setzen Sie sich zu mir, machen Sie mir den Hof.“

„Nein Leofadia, ich will ein Ja oder Nein.“

„Ja freilich, wenn Sie wollen, dann muß ich wohl —“ die schöne Armenierin richtete sich auf, die Flügel ihrer kleinen Adlernase arbeiteten heftig.

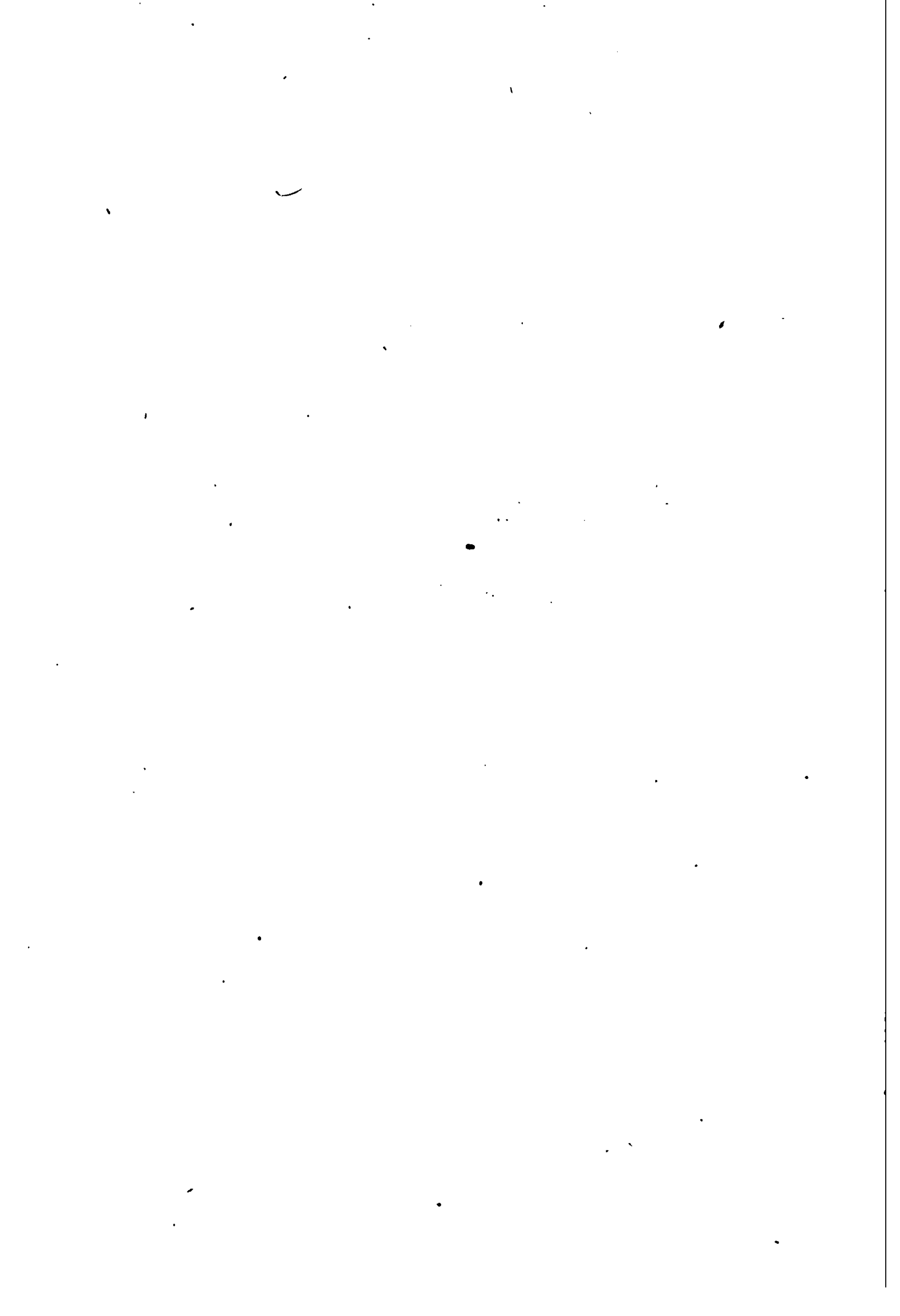
„Also. Ja oder Nein.“

„Nein.“

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Die Republik der Weiberfeinde.

Zweites Buch.



Die
Republik der Weiberfeinde.

Roman in zwei Büchern

von

Sacher-Masoch.

Dritter Band.

Leipzig.

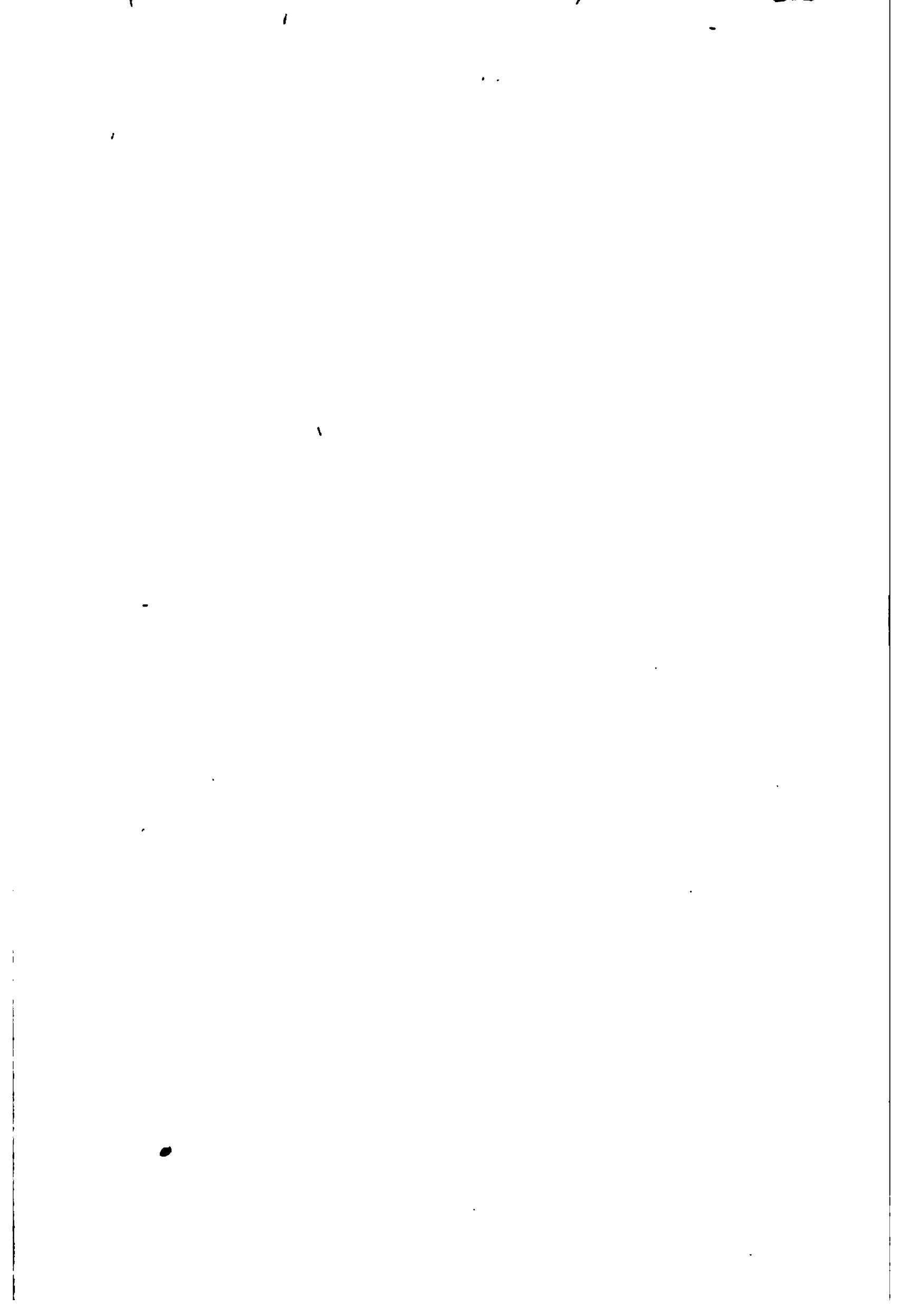
Johann Friedrich Hartknoch.

1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Zweites Buch.





Erstes Kapitel.

Die Tortur eines Verliebten.

„Sei klug in deiner Grausamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld sich wandelt,
Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt, wie schlecht du mich behandelst.
Sag nur, daß du mich liebst, ich will dir's
danken,

Werd' ich auch wirklich nicht von dir geliebt,
Sei wieder Arzt, der hoffnungslosen Kranken
Doch immer Hoffnung auf Genesung gibt.
Denn machst du mich verzweifeln, werd
ich toll,

Und in der Tollheit könnt' ich dich verklagen.“

Shakespeare, Sonett 42.

Während Puharestu in genialer Weise die Netze, mit denen ihn Hymen umstellt hatte, zerriß, und Constantin geschickt seinen Kopf aus Petrowna's Liebes- schlinge zog, bemühte sich Melbachowski mit bewun- dernswerther Ausdauer um Leofadia's Hand, indeß aber Leopoldina den verlorenen Bräutigam beweinte und Petrowna auf Rache an dem Urgetreuen sann, wehrte sich die schöne Armenierin hartnäckig gegen den goldenen Ring, der ihr die süße Freiheit beschränken sollte. Kein Abend, wo nicht Melbachowski sie be- stürmte, um eine gütige Entscheidung flehte und wo

„Aber haben Sie mich erschreckt“, stammelte sie.
Es war Jeffta.

„Wohin sendet Dich Deine Frau?“

Das Mädchen begann zu lachen.

„Zum Major?“

Sie lachte noch mehr.

„Willst Du mich gleichfalls martern?“

„Nein, ich nicht, gnädiger Herr, ich gewiß nicht“, rief Jeffta mit einer Hast, die jeden Anderen überrascht und befremdet hätte, aber auf Melbachowski nicht den mindesten Eindruck machte.

„Also, wohin gehst Du?“

„In die Zukiernia.“ Sie setzte ihren Weg fort.

„Was dort?“ fragte Melbachowski, indem er neben ihr herging.

„Bäckwerk einkaufen.“

„Deine Frau erwartet also jemand zum Thee?“

„So ist es.“

„Den Major?“

„Nein, Fräulein Leopoldina.“

„Du lügst mich an.“

Jeffta blieb stehen und sah Melbachowski mit einem gar seltsamen Blick an. „Ich lüge nicht, weshalb sollte ich lügen?“

„Du bist aber für Deine Frau.“

„Ich? Sie kennen mich schlecht.“

„Hast Du also Mitleid mit mir?“

„Ja und nein. Ich muß aber lachen, wenn Sie

gar so geduldig sind, und gar so leichtgläubig und vor allem gar so verliebt in eine Frau, an der alles falsch ist, die rothen Wangen, der Busen, die Hüften und das Herz.“

„Sag' mir also, daß der Major nicht kommt, so wahr Du Gott liebst.“

„So wahr ich Gott liebe, er war noch nie bei uns. Aber jetzt lassen Sie mich gehen, gnädiger Herr.“

Melbachowski kehrte auf die Promenade zurück und verbarg sich hinter einem großen Kastanienbaume, der Leofadia's Hause gegenüberstand. Er wollte von Jeffka nicht gesehen werden, er schämte sich vor ihr. Aus seinem Verstecke sah er nach einer Weile Jeffka zurückkehren und sah etwas später eine Dame, die ein Bedienter begleitete, in das Haus der Geliebten treten. Es war ohne Zweifel Leopoldina. Er war beruhigt und kehrte nach Debeslawze zurück, um wieder einmal eine Nacht zu schlafen.

Dann hielten ihn Geschäfte zurück und als er wieder eines Tages einspannen ließ, um in die Kreisstadt zu fahren, erschien Jeffka bei ihm.

„Was bringst Du Gutes?“ fragte er freudig überrascht.

Das schöne Mädchen zuckte die Achseln. „Meine Frau läßt Ihnen sagen, Sie müssen sie heute noch kniefällig um Verzeihung bitten, oder sie fährt morgen nach Wien, um dort den Winter zuzubringen. Es ist ihr sonst zu langweilig hier.“

Melbachowski fuhr also in die Kreisstadt, eilte zu Leofadia, warf sich ihr zu Füßen, und sie war so gnädig, ihm zu vergeben.

„Ich bitte Sie, martern Sie mich nicht so“, wagte er endlich zu sagen.

Leofadia verzog spöttisch den Mund und gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange. „Wenn es mir aber Spaß macht“, sagte sie.

„Dann lieben Sie mich nicht.“

„Es muß Ihnen genug sein, daß Sie mich anbeten dürfen.“

„Ach! so thun Sie doch, als ob Sie mich lieben würden, erweisen Sie mir ein wenig Mitleid.“

„Ich heuchle nicht. Ich sehe Sie gerne, weil Sie mir die Zeit vertreiben mit Ihrer Verliebtheit, Ihrer Eifersucht, aber ich liebe Sie nicht. Wahrscheinlich bin ich - nicht mehr fähig, in dieser Weise zu empfinden.“

„Das ist aber recht traurig.“

„O! ich versichere Sie, es ist sehr lustig.“

So war für eine Woche oder etwas mehr der Friede hergestellt. Dann kam ein Abend, wo Barèe, Severina und Leopoldina bei Leofadia zum Thee waren und natürlich auch Melbachowski erschien.

Jeffka bediente. Sie war in Bauerntracht, in grünen Männerstiefeln aus weichen Safian, dem kurzen, bunten Rock, dem weißen, gestickten Hemde, das oben aus dem dunkelblauen Tuchmieder hervorquoll, und mit

ihren langen, schwarzen Zöpfen, die mit rothen Bändern durchflochten waren, ausnehmend hübsch. Ihre Büste vor allem beschämte Leofadia, welche trotz der üppigen Hermelin-Kazabaita, welche sie anhatte, neben ihr klein und mager erschien.

„Das ist ein schönes Mädchen, was Sie da haben“, sagte Barèe.

Melbachowski wurde aufmerksam, zum ersten Male fielen ihm jetzt Jeffka's seltene Reize auf. „Sie ist wirklich sehr hübsch“, sagte er, als sie wieder eintrat.

„Aber ihre Nase“, meinte Leofadia.

„O Madame“, beeilte sich der Franzose zu sagen, „man hat viel von der Nase der Cleopatra gesprochen, aber das Wörterbuch der Liebe versichert, daß die Nasen à la Roxolane*), nämlich die aufgeworfenen, fast immer den Vorzug gehabt haben.“

Leofadia's eitles Herz fühlte einen Stich, der es grausam durchbohrte. Melbachowski's Verhängniß wollte, daß er gerade in diesem Augenblicke zuerst sie und dann Jeffka ansah und die letztere freundlich anlächelte.

Da sprang die schöne Armenierin auf, trotz der Schminke bis in die Lippen erbleichend, und gab ihrem armen Anbeter eine Ohrfeige.

Alle schrakten zusammen.

*) Anastasia Lissowski, Tochter eines kleinrussischen Pfarrers in Rohatin in Galizien, später die Favorite und endlich Gemahlin Soliman's unter dem Namen: Sultanin Kasseki Kourem.

„Sind Sie von Sinnen?“ murmelte Melbachowski, indem er sich erhob.

„Ich dulde nicht, daß man vor mir mit meinen Dienstboten kokettirt“, sagte Leofadia.

„Was für eine lächerliche Einbildung“, sagte Melbachowski.

„Schweigen Sie.“

„Ich schweige nicht“, fuhr er fort, „ich muß Ihnen vor diesen Herrschaften hier sagen, daß ich Ihre Launen und Ihre Bosheiten satt habe. Ich habe lange genug die Ketten eines Weibes getragen, Ketten, die von Blumen sind, wenn man geliebt wird, von Eisen aber, wenn man es nicht ist.“

„O! wie freue ich mich“, sagte Leofadia, wieder vollkommen kalt und höhnisch, „daß ich Ihrem Flehen kein Gehör geschenkt habe. Wie gut, daß ich jetzt nicht mit Ihnen verheiratet bin, ich wäre die unglücklichste Frau der Welt, so aber kann ich nur lachen.“

„Auch ich bin Ihnen sehr zu Danke verpflichtet“, erwiderte Melbachowski, „daß Sie mich nicht geheiratet haben. Ich falle Ihnen zu Füßen.“

Er verließ rasch den Salon.

Leofadia hatte eine böse Nacht. Zum ersten Male machte sie sich Vorwürfe, nicht weil sie Melbachowski so übel behandelt, sondern nur, weil sie sich eine Blöße gegeben, weil sie vor aller Welt verrathen hatte, daß er ihr doch nicht so gleichgültig war, als sie sich immer den Anschein gab. Als sie am Morgen, ermattet, bleich,

mit einer Migraine ihr Lager verließ, war sie entschlossen, die Waffen zu strecken, sobald Melbachowski sich nur noch einmal vor ihr demüthigen wollte. Sie schrieb an ihn, wenige Zeilen, aber diese enthielten alles, was er nur wünschen konnte.

„Mein theurer Freund! Ich bin bereit, Ihnen binnen vier Wochen meine Hand zu reichen, sobald Sie früher in einem Briefe Ihr Unrecht eingestehen und meine Gnade anflehen. Leofadia.“

Um nicht eifersüchtig zu scheinen, sendete sie ihm diesen Brief durch Jeffka. Diese kehrte mit der Meldung zurück, Melbachowski habe ihr nichts zu erwidern.

„Er wird also selbst kommen“, sagte die schöne Wittwe.

Aber er kam nicht.

Diogen hatte sich seiner bemächtigt und diesmal mit dem besten Erfolg. Als Barèe im Namen Leofadia's nach Debeslawze kam, um den theuren Flüchtling zurückzubringen, fand er ihn mit dem Weisen der Kreisstadt und Grazm bei einer Tarockpartie. Barèe sprach zuerst wie ein Diplomat, dann wie ein Prediger und zuletzt wie ein Vater, aber alles ohne Erfolg.

„Ihre Charaktere passen nicht zusammen“, warf Diogen hin.

„O! - Die Liebe ist nicht wie die Freundschaft“, entgegnete Barèe, „die Verschiedenheit der Charaktere sagt ihr viel besser zu als die Uebereinstimmung derselben.“

„Mag sein“, sagte Diogen, „aber Sie müssen mir dafür zugeben, daß die Liebe ihre Jugend, ihre Reife und ihr Alter hat. Hier sind wir unstreitig bei letzteren angelangt und La Rochefoucault sagt so treffend: Im Alter der Liebe lebt man, wie in dem Greisenalter, nur noch den Uebeln, aber man lebt nicht mehr den Freuden.“

Melbachowski stimmte lebhaft bei und Barèe trat seufzend den Rückzug an.

Leofadia sah sich verlassen, verlassen und verschmäht.

Zweites Kapitel.

Weiber sind wie Glas so fein.

„Weiber sind wie Glas so fein,
Drum dich nicht der Prob' erfreue,
Ob es, ob es nicht zerbreche,
Beides kann gar leichtlich sein.“

-Cervantes im Don Quixote.

Der Major Woronjezki hatte etwas von einem Pascha an sich. Wenn er in seinem goldverschmückten, mit schwarzem Astrachan verbrämten Dolman seine Husaren anführte oder in den Straßen der Kreisstadt promenirte oder in dem Salon einer befreundeten Familie erschien, so war es, als ob er sich verkleidet hätte. Man mußte diesen Mann, der die Menschen beherrschte, ja sich vollständig unterwarf, sobald es ihm nur beliebte, zu Hause sehen, in seiner Kaserne, wo er absoluter Herr war, in seinen Saffianstiefeln, seinen türkischen Pantalons von rother Seide, seinem bis zur Erde reichenden Schlafrock von grünem Atlas, der mit schwarzen, üppigen Luchspelz gefüttert und breit ausgeschlagen war, das rothe Fez auf dem Kopfe,

man mußte ihn sehen, wenn er die galanten Frauen in seinen vornehm möblirten Appartements empfing oder Befehle ertheilend und Strafen verhängend vor seine Soldaten trat, die schon zu zittern begannen, wenn er sie nur ansah.

Ein vollkommener Pascha besaß der Major stets ein hübsches Harem, nie begnügte er sich mit einer Liaison, und außerdem machte er gewiß jederzeit fünf bis zehn Frauen den Hof, die alle die Aussicht hatten, früher oder später zu seiner Favorite erhoben zu werden.

Er beglückte jetzt zu gleicher Zeit Frau Bukarest, eine Edelfrau in der Nachbarschaft und ein Zigeunermädchen.

Nebenbei suchte er noch immer eine reiche Partie. Er kam deshalb ab und zu nach Slobudka, um Petrowna seiner Verehrung zu versichern und vernachlässigte es nicht, sich im Hause Pirowki an den langen Winterabenden zum Thee einzufinden. Nun trauerte aber Leopoldina mit einer Hartnäckigkeit, die alle in Erstaunen setzte, von ihr waren nur Seufzer, Thränen, Blicke zum Himmel zu erlangen und der alte Herr war sehr verdrießlich und wortkarg. Was war also natürlicher, als daß der Major sich mit Severina unterhielt und daß die junge, einsame Frau an seiner Gesellschaft Vergnügen fand?

Zuerst kam der Major in anständigen Pausen, dann jeden Abend und endlich begann er auch unter

Tags für Severina's Zerstreuung zu sorgen und zugleich mit ihr zu kokettiren. Dieser Pascha mit der kräftigen Zigeunerfarbe und den schwarzen, dämonischen Augen hatte nicht die mindeste Anlage zum Gecken, aber er wußte, daß er schön war und liebte es, sobald er Absichten auf eine Frau hatte, sich, soweit es nur anging, von seiner Uniform zu emanzipiren und seinem Anzuge eine gewisse Pracht und sogar etwas Phantastisches zu geben. Er erschien deshalb gerne in polnischer Tracht oder trug wenigstens unter seinem weißen Reitermantel einen Dolman, der die hellblaue Farbe seines Regimentes hatte und auch mit Gold verschnürt, aber nicht mit dem gewöhnlichen schwarzen Astrachan, sondern mit goldbraunem Edelmarder breit besetzt und mit demselben Pelzwerk gefüttert war.

Im Anfange begnügte er sich, Severina im Schachspiel zu unterrichten und mit ihr Abend für Abend einige Partien zu spielen und sie erlaubte sich nichts weiter als eine etwas gewagte Frisur und eine mit grauem Wehpelz besetzte Kazabaika von Pensjesammt.

Es blieb aber nicht dabei. Sein Eifer zu unterrichten und ihr Eifer zu lernen, nahmen immer größere Dimensionen an, und sie machte immer neue Bestellungen an Toiletten in Lemberg und begann die Modedamen der Kreisstadt zu verdunkeln und ihren Neid zu erregen. Sie machte täglich Mittags ihre Promenade mit dem Major, und benöthigte also selbstverständlich einige elegante Straßenkostüme und einen großen Zobelpelz.

Der Major unterrichtete sie im Reiten und Rutschiren, sie ritten zusammen aus und fuhren zusammen im Schlitten. Natürlich mußte Severina zwei Reitkleider haben, eines für die Schule und eines um sich darin vor den Leuten sehen zu lassen, und ebenso nöthig war ein Schlittenpelz mit polnischer Mütze. Der Major unterrichtete sie im Schlittschuhlaufen. Sofort wurden zwei Eiskostüme angeschafft, beide kurz und pitant. Severina ging mit dem Major in das Cafehaus, um dort von ihm das Billardspiel zu erlernen und auch das Billard forderte eine neue Toilette.

Allmählig wurden warnende Stimmen laut.

Die erste gehörte Frau Pharinus an. Sie schilderte den Major als den schändlichsten Menschen, unbekümmert um Diogen, der eben bei Pirovki zum Besuch war und sie ironisch anlächelte. Als sie fort war, sagte Severina: „Warum sie ihn gar so haßt?“

„Sehr einfach,“ erwiderte Diogen, der den Major bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm, „wenn eine Frau von einem Manne sagt: das ist ein abscheulicher Mensch, so kann man immer, ohne böshaft zu sein, annehmen, daß er es nicht immer in ihren Augen war.“

Dann kamen Vorwürfe von Seite des alten Herrn, aber Severina erklärte, sie sei mündig, lasse sich ihre Freiheit nicht verkümmern und habe nur die Absicht, Graßm zu strafen.

Barèe sagte zwar nichts, aber er legte sein Wörter-

buch der Liebe aufgeschlagen vor die junge Frau hin und ließ sie folgende Stelle darin lesen: Die Langlebige ist insbesondere bei den Frauen der Vorläufer der Liebe.

Leopoldina bemühte sich mit einem großen Luxus von Sentimentalität den Schutzengel ihrer Schwester zu spielen und benutzte diese dankbare Rolle, um, ohne ihre Trauer zu verletzen, an allen Zerstreuungen Severina's theilzunehmen, alles aus Pflichtgefühl. Die Männerfeindinnen traten in den Pausen als Chor auf, etwa wie die mykenischen Jungfrauen in der Elektra des Sophokles und klagten um die verlorene Schwester.

Diogen kostete seinen Triumph bis zum letzten Tropfen aus. Bei einer Sitzung der Republik der Weiberfeinde wies er mit grausamer Ironie auf Severina hin und zwar in Gegenwart ihres Gatten.

„Wem die Natur des Weibes noch durch ideale Schleier verhüllt ist“, sagte er, „der finde sich als aufmerksamer Zuseher bei dem Schauspiel ein, das uns die Gemahlin unseres armen Freundes Grasm gibt. Wir sehen hier bestätigt, was die Weisen aller Zeiten uns gelehrt haben, Braminen und Rabbiner, Philosophen und Kirchenväter, das Weib ist nur so lange gut, als es keine Gelegenheit hat, böse zu sein, und ihre Tugend ist wie eine Kerze, die bei verschlossenen Thüren und Fenstern brennt, die aber der erste Luftzug der Versuchung verlöscht. Das Herz einer Frau, sagt der berühmte Montaigne, durchkreuzt

alle menschlichen Berechnungen, Studien und Voraussetzungen. Es ist unzuverlässig, launisch, kindisch, kühn, edel, aufopferungsfreudig, herrschsüchtig, unterwürfig, kalt, lau, warm, heiß, es ist ihm zugleich alles Gute und alles Böse zuzutrauen.“

Erasm schwieg, aber er kam von diesem Tage an nicht mehr zu den Sitzungen und auch nicht zu Diogen.

Der Arme wurde von einer entsetzlichen Eifersucht gefoltert. Er kannte jeden Schritt, den seine Frau that, sei es auf der Promenade, sei es auf dem Eisplatz, ja man erzählte ihm mehr als er wünschte und als wahr war. Sein Hund verließ ihn nicht mehr, er folgte ihm wie sein Schatten, er schien sein Schicksal zu verstehen, schien ihn zu bemitleiden. Wie oft, wenn Erasm allein beim winterlichen Feuer saß und brütete und sein Hund den großen Kopf auf sein Knie legte, und ihn mit so viel Verständniß, fast menschlich ansah, schloß er ihn zärtlich in seine Arme und küßte ihn. Aber der treueste Hund ist kein Ersatz für ein Weib, das man liebt und für ein Kind, das man vergöttert.

So kamen die Feiertage, recht einsame, traurige Weihnachten, hier wie dort. Nadeschda brachte sie im Kerker zu. Erasm etwas besser als im Kerker, in Papielniki, ganz allein mit seinem Hunde. Petrowna saß in der Backstube und hörte den Dienstleuten zu, welche die Kolendi*) sangen. Mitten in der Nacht erwachte

*) Kleinrussische Weihnachtslieder.

sie und hörte Gesang, wie Stimmen der Engel von oben, welche die Geburt des Heilandes verkündeten, es war ein Trupp Bauernburschen, der vorüberzog, und von einer wunderbaren Melodie getragen, schwebten die tröstlichen Worte bis zu ihr hin:

„Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden.“

Sie richtete sich auf und lauschte und barg dann ihr Gesicht in den Kissen und begann bitterlich zu weinen. Leopadia gähnte den ganzen Abend. Melbachowski und Constantin spielten die Nacht hindurch Billard im Cafehause und tranken Tschaj. Bei Pirowki gab es ein stilles Abendmahl, niemand war zu demselben geladen, Severina ging früh zu Bette und benetzte ihr schlummerndes Kind mit Thränen, Leopoldina bekränzte das Bild ihres unversehrlichen Emil und der alte Herr brachte den heiligen Abend damit zu, alle seine Pfeifen zu putzen.

Frau Pirowki in Lemberg war bei einer deutschen Beamtenfamilie geladen. Als der Christbaum angezündet wurde, begann sie am ganzen Leibe zu zittern, aber sie war eine vollendete Dame und verstand es, ihre Bewegung zu bemeistern.

Am Stephanstage spannte Petrowna selbst vier hübsche braune Pferde vor den Schlitten, zog ihren großen, dunkeln Pelz an, setzte ihre Kosakenmütze auf und fuhr, den Bedienten in Krakauertracht hinter sich auf dem Rücksitz, Nachmittags in die Kreisstadt. Als

sie ankam, promenirte die ganze elegante Welt eben auf dem Ringplaze, wo der Major zu Ehren Severina's die Husarenmusik spielen ließ. Es war ein Wintertag mit blendendem Schnee, warmen Sonnenstrahlen und einem heitern, blaßblauen, in das Grüne spielenden Himmel. Die Damen zeigten mit stolzem Lächeln ihre kostbaren Toiletten. Man sah die herrlichsten Zobelpelze, Hermelin wetteiferte mit Edelmarder, Blaufuchs, Luchs und Behpelz. Der Major war an Severina's Seite, die auf einer hohen Frisur einen bizarren Pariser Hut, nämlich einen Hut, wie sie in Paris für die Ausländerinnen gemacht werden, und ein granatrothes Sammtkostüm, mit Silberfuchs besetzt, trug und unablässig mit ihm scherzte und lachte.

„Ah! wie elegant Du bist, ich habe Dich zuerst gar nicht erkannt“, sagte plötzlich eine Stimme neben ihr. Severina wendete sich erschreckt um und erblickte Petrowna, deren junges, frisches, muthiges Gesichtchen aus dem schwarzen Pelzwerk, wie aus einem Rembrandt'schen Hintergrunde, doppelt schön hervorleuchtete.

„Du hier — was gibt uns die Ehre“, stammelte die junge Frau. Ihr Mund verzog sich ironisch.

„Fürchte nicht, daß ich Euch besuche“, sagte Petrowna, „ich wollte Dich nur fragen, weshalb Du früher niemals angezogen warst, und jetzt auf einmal alle Schlittenpferde in Schatten stellst?“

„Dir kommt es am wenigsten zu, mich zu kritisiren“, murmelte Severina mit erstickter Stimme, sie

bemühte sich zugleich, sich mit Petrowna, so weit es nur möglich, von dem Strome der Promenirenden zu entfernen.

„Warum gerade mir nicht?“ sagte die letztere in jenem energischen Tone, der sie auszeichnete. „Ich merke wohl, daß Ihr alle etwas gegen mich habt, und weiß, daß ich sozusagen verbannt bin, aber ich bin zu stolz, um Eure Gründe zu erforschen und fühle mich ganz wohl im Besitze meiner Freiheit, die ich in keiner Weise mißbrauche, Du aber handelst schlecht an Deinem Mann und Deinem Kinde —“

„Ich bitte mit mehr Achtung —“

„Ah was! eine Frau, die sich selbst nicht achtet, kann auch keine Achtung beanspruchen.“

„Petrowna! das ist eine Unverschämtheit!“ rief Severina und begann laut zu schluchzen, „erst machst Du mir meinen Mann abwendig und dann willst Du noch —“

„Ich!“ rief Petrowna, „Deinen Mann? — Bist Du verrückt?“

„Alle Welt weiß doch —“

„Was weiß alle Welt?“

Severina zitterte unter Petrowna's Blick, aber sie raffte ihre ganze Kraft zusammen und erwiderte kaum vernehmbar: „Daß Grasm Dein Anbeter ist.“

Petrowna blieb einen Moment starr, dann drehte sie sich um und brach in ein lautes Gelächter aus, das Gelächter eines muthwilligen Kindes. „Das ist

mir zu dumm“, rief sie noch immer lachend, „und Ihr habt das geglaubt, glaubt es vielleicht noch?“ und indem sie plötzlich ernst wurde, stolz ihr Haupt erhob und Severina ihr reines Antlitz zukehrte, wiederholte sie: „Ihr glaubt es? Mir muthet Ihr eine solche Ehrlosigkeit zu! O! gut, gut, das ist also Eure Liebe? Jetzt erst bin ich glücklich, von Euch getrennt zu sein, ich habe Euch keine Schande gemacht, aber Ihr mir. Ich schäme mich, verstehst-Du mich, ich schäme mich Eurer.“

Damit verließ sie Severina, sprang in ihren Schlitten und ließ die Peitsche über den Köpfen ihres Biergespannes knallen, wie wenn sie das feurige Schwert des Engels über der ganzen Stadt und ihrer demoralisirten, moralischen Gesellschaft schwingen würde.

Drittes Kapitel.

Die Schule der Ehe.

„Weniger Einförmigkeit, vielleicht ihre Art ein wenig pikanter, ein Etwas das Reiz verleiht, manchmal ein Verweigern. Kurz, was weiß ich? Unsere Frauen glauben alles zu thun, wenn sie uns lieben und das ist einmal alles. Sie lieben uns, sie lieben uns! wenn sie uns nämlich lieben! und dann sind sie so gefällig, so beständig verbindlich und immer so und nicht anders . . . daß man endlich nicht überrascht sein darf, dort Uebersättigung zu finden, wo man Glück suchte.“

Beaumarchais in der „Hochzeit des Figaro.“

Den traurigen Weihnachten folgte ein fröhlicher Neujahrstag. Nadeschda Ossokin kehrte aus dem Kerker zurück.

Schon früh herrschte in der Kreisstadt eine ungewöhnliche Bewegung. Von allen Seiten kamen Trupps kleinrussischer Bauern, zu Pferde, die Hüte oder Lammfellmützen mit Bändern geschmückt, andere mit Fahnen und Musik. Mitten auf dem Ringplatze stand der alte Gaschin, ruhig und erhaben, ein römischer

Volkstribun, er empfing die Ankommenden, er erteilte die nöthigen Anordnungen, er leitete die ganze Bewegung.

Mittags kam ein Telegramm an die Redaktion: Frau Ossokin werde erst mit dem Abendzuge kommen.

„Um so besser“, sagte Gaschin, „man wird sie also mit Fackeln empfangen.“

„Aber woher jetzt so viele Fackeln nehmen?“ bemerkte Jaroslaw.

„Man wird Riesenfackeln anzünden.“

Der Alte traf sogleich seine Anstalten. Die Bauern warteten geduldig bis zum Mittag und vom Mittag bis zum Abend. Keiner murrte. Der Kleirusse ist nicht so leicht begeistert wie der Pole, aber dafür dauert er aus, und keine Macht des Himmels und der Erde ist im Stande, seine Ausdauer zu überwinden.

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, standen Gaschin, Jaroslaw und Fräulein Scharow auf dem Perron. Ein Fenster wurde geöffnet, ein weißes Sacktuch wehte, dann wurde der schöne, strenge Kopf Nadeschda's sichtbar. Der Zug hielt. Gaschin öffnete die Thüre und hob die bleiche, aber ungebeugte Frau, die mit stolzem Lächeln grüßte, auf seinen Armen aus dem Waggon.

In dem Augenblick, wo ihr Fuß die Erde berührte, schwenkte der Alte seinen Hut und schrie mit starker Stimme: „Hurrah!“ und draußen standen zweitausend

Kleinrussische Bauern, die es wiederholten, das klang aber nicht wie ein jubelnder Zuruf, sondern wie das wilde Schlachtgeschrei, mit dem die Kosaken gegen den Feind sprengen.

Vor dem Bahnhofe drängten sich Hunderte an die gefeierte Frau, um ihr ihre Bewunderung auszudrücken, Kleinrussische Landtagsdeputirte, Priester, Beamte, Bürger, Juden und sogar einzelne Polen, die im Parteikampf die besseren menschlichen, von Nation und Kirche unabhängigen Gefühle nicht über Bord geworfen hatten. Petrowna machte sich, nicht eben allzu sanft mit ihren Ellenbogen Platz, um Nadeschda zu umarmen und zu küssen, während Grasm seine Lippen auf ihre Hand preßte.

Die Fahrt durch die Stadt war ein Triumphzug, voran die Bauern zu Fuß mit ihren Fahnen und ihrer Musik, die den Maderstymarsch spielte, alle rothlobernde Kienfackeln tragend, dann Nadeschda in Pelze gehüllt einer Czarin gleich, neben Petrowna im Schlitten, vor ihr, um sie und hinter ihr die berittenen Bauern. Tausende Neugieriger standen in den Straßen, viele Fenster waren beleuchtet und vor ihrem Hause grüßte Nadeschda ein großer Siegesbogen aus Tannenreißig.

„Ich bin glücklich“, jagte sie zu ihren Begleitern, als sie ihre Wohnung betrat, „das ist der schönste Tag meines Lebens. Das habe ich nicht verdient. Ich danke allen von Herzen.“ — Dann jagte sie den alten Gaschin bei der Hand und rief:

„Dieser Ehrenmann hier hat uns alle für ewig verpflichtet, es läßt sich nicht mit wenig Worten sagen was er in dieser Zeit der Prüfung geleistet hat, das Eine nur: wenn unser Blatt heute noch besteht, wenn es unbesiegt da steht, es ist sein Werk. Er lebe viele Jahre!“*)

„Viele Jahre!“ riefen die Anwesenden.

„Viele Jahre!“ wiederholten unten tausend Stimmen.

Nach und nach zogen sich alle zurück, nur Petrowna und Graßm blieben bei Stadeschda.

Die ernste, kluge Frau hörte mit wachsendem Erstaunen, was alles während ihrer Abwesenheit geschehen war, mehr und mehr überzog ein helles, zuversichtliches Lächeln ihr schönes Gesicht, nur als Graßm Diogen Kremenowitsch als den Anstifter alles dieses bezeichnete, zuckte es einen Augenblick gar seltsam, fast schmerzlich um ihre festgeschlossenen, energischen Lippen.

„Die erste Nacht wieder unter meinem Dache“, sagte sie zuletzt, „ich hoffe, es wird eine gute, friedliche Nacht sein und es werden gute, friedliche Gedanken über mich kommen in dieser Nacht. Morgen mit dem hellen Sonnenschein will ich den Kampf mit dem Bösen beginnen, einen ehrlichen, aber unerbittlichen Kampf, einen Kampf um den Frieden aller und Gott wird mich, so hoffe ich, nicht verlassen.“

*) Das kleinrussische Wivat.

Und Nadeschda hielt Wort. Sie begann am folgenden Morgen damit, daß sie Herrn Pirovki und Severina über Petrowna's Verhältniß zu Graßm aufklärte. Der alte Herr versuchte zu donnern und Severina weinte — sie hatte eine erstaunliche Übung im Weinen — aber Frau Ossokin ließ sich ebensowenig einschüchtern wie rühren, sie erklärte Petrowna für das ehrlichste, beste Mädchen der Welt und alle über sie verbreiteten Gerüchte für Verleumdungen und böshafte Erfindungen des Herrn Diogen Kremenowitsch.

„Es ist wahr“, sagte endlich Pan Pirovki, „er ist ein Feind der Frauen, der Liebe und Ehe, und er war es auch, der Constantin die geladene Cigarre für mich gab.“

Die Unterredung endete damit, daß der alte Herr durch einige Zeilen in einer kolossalen Schrift, die an die alten Kirchenbücher mahnte, die verlorene Tochter in sein Haus zurückrief. Aber Petrowna setzte jetzt ihren Kopf auf, einen Kopf, der von Eisen war. Sie kam nicht.

Wieder erschien Nadeschda bei Pirovki. „Sie müssen selbst nach Slobudka fahren“, sagte sie, „und Petrowna holen. Sie ist gekränkt, tief gekränkt. Bedenken Sie doch alle, was Sie ihr für Beleidigungen zugefügt haben, indem Sie für möglich hielten, daß sie sich in dieser Weise vergessen habe.“

„Wir werden also alle nach Slobudka fahren“, entschied Pan Pirovki, „und Sie, meine Gnädige, werden uns begleiten, ich rechne sehr auf die Ehre.“

Ein Schlitten, groß wie eine Arche, wurde mit vier Pferden bespannt. Der alte Herr, Severina, Leopoldina und Nadeschda, in Pelze eingehüllt, bestiegen denselben und nicht ganz dreiviertel Stunden später langten sie in Slobudka an. Im Edelhofe herrschte eine befremdende Stille, alle Thore und Thüren waren verschlossen.

Nach langem Pochen wurde ein Fenster im ersten Stocke geöffnet und der zottige Kopf des Bedienten wurde sichtbar.

„Ist denn niemand zu Hause?“ fragte Pan Birovki ärgerlich, „oder seid ihr alle todt?“

„O! allerdings, Herr Wohlthäter,“ erwiderte der Bediente mit unverschämter Seelenruhe, „wir sind alle zu Hause und befinden uns gottlob wohl.“

„So öffne das Thor.“

„Das gnädige Fräulein hat verboten jemand einzulassen.“

„Sage, daß wir da sind.“

„Das weiß man so.“

„Mach' auf, Du bekommst einen Quart Branntwein.“

„Wenn ich aufmache, bekomme ich Prügel.“

„Hundeblut! Wenn Du nicht gleich öffnest,“ schrie der alte Herr, „so freue Dich auf die Prügel, die ich Dir geben werde.“

„Ich zweifle nicht,“ erwiderte der Bediente, „aber

kein Tag verging, wo sie nicht zu ihrer Familie nach der Stadt kam oder ihre Schwestern sie besuchten.

Mit Constantin hatte Nadeschda eine kurze Unterredung auf der Straße, in Folge deren er sich sehr beschämt fühlte, und Diogen mit Vormürfen überhäufte. Dieser lachte aus vollem Halse.

„Sie leugnen also nicht,“ rief Constantin entrüstet, „daß Sie diese Gerüchte verbreitet, daß Sie dem braven Mädchen diese häßliche Geschichte angedichtet haben?“

„Ich gestehe alles,“ spottete Diogen, „mea culpa, wie Sie es nehmen oder mein Verdienst. Sie wenigstens haben volle Ursache, mir dankbar zu sein. Habe ich Sie nicht aus der Schlinge Hymens befreit?“

„Ich bedanke mich ergebenst,“ erwiderte Constantin grimmig, „ich liebe Petrowna und es ist mir jetzt unmöglich gemacht, mich ihr wieder zu nähern. Sie ist stolz, ich kenne sie, sie würde mich zurückweisen, und auch ich bin stolz, so ist sie also für mich verloren. — Das ist Ihr Werk. O! ich bedanke mich.“

„Ich habe Sie gerettet, daß ist mir genug,“ versetzte Diogen und begann von neuem zu lachen.

Nadeschda nahm nun den alten Herrn vor. „Unsere Aufgabe ist jetzt,“ sprach sie, „Severina mit Erasmus zu versöhnen, auch diesen Zwist hat Herr Kremenowitsch zu verantworten, aber Sie müssen Ihren Kindern mit gutem Beispiel vorangehen, Ihre Frau von Lemberg zurückholen.“

„Aber, meine Gnädige, sie liebt mich ja nicht, sie läßt sich von dem Major den Hof machen.“

„Das hat Ihnen auch Herr Kremenowitsch weiß gemacht.“

„Es ist wahr, er hat mich gewarnt, aber ich erhielt auch Briefe —“

„So? ich bitte, zeigen Sie mir dieselben.“

Herr Pirowki holte die Briefe, welche Nadeschda aufmerksam durchsah. „Das ist die Schrift des Herrn Kremenowitsch,“ sagte sie endlich, „sie ist etwas verstellt, aber sie ist es doch, ich kenne sie genau.“

„Wäre das möglich?“

„Es ist so.“

„Das ist eine verdammte Geschichte. Und Sie glauben also, daß meine Frau vollkommen unschuldig ist?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Nadeschda, „und Sie kennen ja das kleinrussische Sprichwort: Sei rein wie Eis und weiß wie Schnee, Sie werden doch doch verleunden vom Windel bis zur Höhe.“

„Ja, ja, und ich kenne mich ein wenig: Ein schnelles Gemüth ist immer ein gerechtes. Was soll ich also thun?“

„Sei froh zu finden.“

„Es wird auch nicht mehr geben.“

Wie hoch war Pirowki zu diesem Zeitpunkt in Lemberg und er konnte keine Zeit mehr abwarten bis zum Siege über die Russen und nach dem Siege

daß er sie kniefällig um Vergebung bitte, so ließ er sich denn vor ihr auf beide Kniee nieder und that Abbitte. Dies wurde ihm nicht allzu schwer, als er aber wieder aufstehen sollte, versagten die alten Füße den Dienst.

„Hilf mir doch“, sagte er, „ich vermag mich nicht aufzurichten.“

„Das ist die Strafe Gottes“, entgegnete Frau Pirovki mit einem boshaften Lächeln, „ein Zeichen, daß Du noch Buße thun sollst, ehe ich Dich in Gnaden aufnehme. Also, Du wirst eine Stunde knieen, mein Geliebter.“

„Das halte ich ja nicht aus“, seufzte Herr Pirovki.

„Wir werden ja sehen.“ Frau Pirovki nahm eine Stickerei zur Hand und setzte sich unmittelbar vor ihn hin auf das Sopha. Nachdem eine Viertelstunde vergangen war, begann Herr Pirovki ihr Vorstellungen zu machen.

„Wozu so viele Worte? Du wirst eine ganze Stunde vor mir knieen.“

Als die erste halbe Stunde verflossen war, verlor der alte Herr die Geduld. Er fluchte laut. Aber es half ihm nichts. Nach der dritten Viertelstunde begann er zu stöhnen, zu seufzen, zu flehen.

„Ich schenke Dir keine Minute“, sagte seine Frau vergnügt. Er blieb vor ihr knieen wie ein Schulknabe, der Strafe hat, bis die Stunde um war. Dann erst hob sie ihn auf und bot ihm ihre Lippen, zierlich gespitzt, zum Kusse dar.

Am folgenden Tage kehrte sie im Triumphe in ihr Haus zurück, ihren Mann vollständig besiegt und für immer unterworfen, als Gefangener mit sich führend.

Alle diese Erfolge hatte Nadeschda fast spielend errungen, ohne etwa schlagende Beweise beizubringen oder viele Worte aufzuwenden, es genügte, daß sie sagte: Es ist so und nicht anders. In ihrem schönen Gesichte, ihren verständigen Augen lag ein Zauber von Redlichkeit, Stärke und Güte, dem keine Menschenseele widerstehen konnte. Man glaubte ihr alles, nicht weil sie es unzweifelhaft darzuthun verstand, sondern weil sie es sagte.

Sie wußte, daß auch Graßm und Severina ihrem Einfluß nicht widerstehen würden, aber sie wollte die jungen Eheleute nicht bloß versöhnen, sie wollte sie vorher vollständig bekehren und auf diese Weise von vornherein jeden neuen Zwiespalt in ihrer Ehe unmöglich machen.

Sie lud zuerst Graßm zu sich ein. Mit ihm machte sie sehr wenig Umstände. „Ich will Sie mit Ihrer Frau ausjöhnen“, sagte sie, „was denken Sie davon?“

„Ich werde Ihnen mein ganzes Leben dankbar sein“, beeilte sich der arme Einsiedler von Papielniki zu erklären, „wenn Sie nur auch Severina bestimmen könnten, sich ein wenig nach meinem Geschmacke zu richten. Meine thörichten Phantasien habe ich längst begraben.“

„Warum?“ sprach Nadeschda, „alle Ihre Phantafien sollen jetzt erst recht erfüllt werden, aber durch Ihre Frau, verstehen Sie? Sie versprechen mir, für keine andere Dame mehr zu schwärmen und auch keiner Statue und keinem Bilde mehr den Hof zu machen.“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Dafür sollen Sie belohnt werden und Ihre Frau zu Zeiten vielleicht mehr, als es Ihnen lieb sein wird, in eine Statue verwandelt finden.“

Noch denselben Abend kam Severina zu Nadeschda zum Thee und als der Samowar brodelte, das Feuer im Ofen sang und die beiden Frauen, eine jede in das weiche Pelzwerk ihrer Kazabaita geschmiegt, in einer anderen Ecke des Divans lagen und ihre Paphrossi*) rauchten, nahm Nadeschda mit einem Anflug von Spott das Wort.

„Langweilen Sie sich nicht ein wenig ohne Ihren Mann?“

Severina erröthete. „Der Major sorgt etwas für meine Zerstreuung.“

„Ein gefährlicher Ersatz.“

„Aber was soll ich machen? weinen? mich verbergen?“

„Vor allem müssen Sie einsehen, daß Sie Unrecht thaten, Ihren Mann zu verlassen.“

„Er ist mir ja untreu.“

„Aufschneidereien des Herrn Remenowitsch“, fiel ihr Nadeschda fast heftig in das Wort, „Graßm hat nichts

*) Kleine russische Cigarette.

auf seinem Gewissen als seine Schwärmerei für gemalte, ideale oder längst verstorbene Schönheiten und einige Galanterien gegen lebendige Damen. Er liebt nur Sie.“

„Sie rathen mir also, zu ihm zurückzukehren“, sagte Severina schüchtern.

„Nicht im mindesten, ehe Sie nicht zur Erkenntniß gekommen sind, daß Sie, Sie allein an allem schuld sind, was Ihr Mann Tadelnswerthes gethan hat.“

„Ich?“

„Ja, Sie.“

„Ich bitte um nähere Angaben.“

„Sie müssen auch zur Erkenntniß jener, vielleicht minder heiligen, aber deshalb doch wichtigen Pflichten kommen, welche Sie in Ihrer Ehe vernachlässigt haben.“

„Ich schwöre Ihnen“, rief Severina aufflammend, „daß ich meinen Mann aus Liebe genommen, daß ich ihn stets innig geliebt habe und auch heute noch nur ihn liebe. Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Sie lieben ihn“, spottete Nadeschda, „Sie Arme, und Sie glauben damit alles gethan zu haben. Wissen Sie aber, daß die Liebe in der Ehe nichts oder doch nur wenig zu sagen hat?“

„Wie?“

„Gewiß. Ich will Sie in gewisse Mysterien einweihen, die so einfach, aber vielleicht gerade ihrer Einfachheit wegen so wenig gekannt sind, und die ich die Schule der Ehe nennen möchte. Vor allem halten

Sie fest, daß Liebe und Ehe zwei sehr verschiedene Dinge sind. Wenn die Liebe ein Naturprodukt ist, so möchte ich dagegen die Ehe ein Kunstwerk nennen. Die Liebe entsteht, wächst und gedeiht wie eine Pflanze von selbst, sie hat ihren Frühling, in dem sie blüht, und ihren Herbst, in dem sie stirbt, die Ehe beruht wie ein Gemälde, ein Tonwerk, eine Dichtung auf einem Entwurf, nach dem sie mit aller artistischen Feinheit ausgeführt werden muß, sie hat aber auch, gleich einem Werke der Kunst, eine Art Unsterblichkeit für sich, indem sie in Kindern und Kindeskindern segensbringend fortlebt.

Man ist, ich weiß nicht warum, der Ansicht, daß eine Ehe schließen so viel wie Entsagen heißt, und doch entspricht diese Ansicht so ganz und gar nicht den tatsächlichen Verhältnissen, ja ich möchte gerade das Umgekehrte behaupten, die Liebe, die so kurz währt, die sich einer Flamme gleich selbst verzehrt, kann sich bei unseren Wünschen nicht aufhalten, die Ehe dagegen hat Zeit, uns alles zu erfüllen, was wir nur vom Leben begehren mögen, ja sogar unsere Fantasien.

Deshalb wiederhole ich, daß die Ehe sehr gut bestehen kann ohne Liebe, denn sie beruht vielmehr auf Geschmack, auf Verständniß, als auf jenem unberechenbarem Instinkt, den wir mit den Thieren gemein haben.

Instinkte werden wach, unterjochen uns und schlummern ein, sobald sie befriedigt wurden, der Geschmack und das Verständniß sind aber der ruhige,

schöne, volle und deshalb unveränderliche Ausdruck unseres eigensten Wesens, sie werden durch die Befriedigung nicht getödtet, sondern nur gesteigert und befestigt.

Die Liebe ist selbstsüchtig, sie denkt nur an sich, sie hat den Drang zu erobern, zu unterjochen und deshalb führt sie zuletzt immer zum Hasse und zur Feindschaft, wenn sich der Besiegte gegen den Sieger, der Sklave gegen den Herrn empört.

Die Ehe beginnt mit der Entäußerung, mit der Unterdrückung der eigenen Wünsche, um zu der vollkommenen Befriedigung der letzteren, zu der Harmonie eines gemeinsamen Glückes zu gelangen. Deshalb müssen Mann und Weib in der Ehe von allem Anfang bedacht sein, eines das Andere zu studiren, sich gegenseitig in einander hineinzuleben und jedes die Wünsche des Andern zu erfüllen, nicht in dem drückenden Gefühl der Aufopferung, sondern in der reinen Freude Glück zu spenden und Zufriedenheit zu wecken.

Wir Kleinrussen haben ein vielsagendes Sprichwort, es lautet: „Die Gemeinde ist ein großer Mensch.“

Noch viel mehr sind Mann und Weib in der Ehe, und ist die Familie ein großer Mensch.

Und so glauben Sie mir, theure Severina, ein Mädchen das liebt, gibt alles, eine Frau, die nur liebt, wenig oder nichts. Die Ehe, die von der Liebe lebt und nur von der Liebe, wird zuerst zur Einförmigkeit und dann zur Ermüdung, zur Uebersättigung führen, während ihr wahrer Charakter die höchste Mannigfaltig-

keit ist, denn die Ehe soll eine kleine Welt sein für sich. Was soll ich Ihnen noch sagen von jenen schönen Künsten der Frau, die der Ehe ihren Reiz geben und bewahren? Eine Geliebte, die kokettirt, ist thöricht oder grausam, eine Frau, die kokettirt, ist ebenso weise als wohlthätig, aber sie darf nur mit ihrem Manne und seinem Geschmacke kokettiren, eine Frau darf sich niemals gehen lassen, sie muß sich täglich mit neuem Reiz zu umgeben wissen, sie muß ihren Mann jederzeit überraschen, heute durch Gewähren, morgen durch Versagen, sie muß seine geheimsten Regungen belauschen, seinen Wünschen wenigstens ebenso oft zuvorkommen, als sich denselben gegenüber unerbittlich zeigen. Sie muß es sogar verstehen, im richtigen Augenblicke unbarmherzig zu sein.

Lachen Sie nur über meinen drastischen Vergleich, aber sie muß ihren Mann wie ein Pferd behandeln und muß jederzeit wissen, wann sie den Zügel straff anzuziehen, wann sie ihn fallen zu lassen hat und wo der Sporn noth thut.“

Severina begann in der That zu lachen und lachend warf sie sich vor Stadeschda auf die Kniee nieder und küßte ihre Hände. „Ich verspreche Ihnen eine ganz Andere zu werden“, rief sie, „Sie sollen sehen, daß Sie mich nicht umsonst in die Schule der Ehe eingeführt haben. Aber wo ist das Pferd, das ich reiten soll? Wie soll ich diesen theuren Wildfang einfangen und ihm die Zügel anlegen? Wie soll ich Graßm versöhnen?“

Wie gerufen kam der alte galante Franzose und wurde auf der Stelle von den beiden Frauen eingeweiht.

„Ueberlassen Sie es mir“, sagte er, eine Straßburger Gänseleber-Pastete mit vieler Würde verzehrend, „diesen Vogel wieder in den Käfig zu locken, aber Ihre ungleich schwierigere Aufgabe ist es dann, ihn in demselben festzuhalten. Wenn ich Ihnen einen Rath geben soll: die Kunst, in der eine Frau sich am meisten hervorthun soll, ist jene, immer neu zu erscheinen.“

Man sprach noch hin und her und Severina wurde immer heiterer. Als Barée mit ihr nach Hause ging, sprang sie wie ein Straßenjunge über alle Schneehaufen, die ihr auf dem Ringplaze in den Weg kamen und trillirte dazu die muthwilligsten Krakowiaki *).

„Wähl nicht allzu lange aus,
Mädchen mit den Rosenwangen,
Sonst wirfst Du noch statt des Mars
Einen armen Sperling fangen.“

Nadeschda weiteiferte nun mit dem alten Franzosen in dem redlichen Bemühen, die jungen Eheleute einander näher zu bringen. Sie stellte sich vor allem energisch zwischen Severina und den Major. Der Don Juan im goldverschmückten Dolman konnte bei der jungen Frau erscheinen wann und so oft er nur wollte, stets fand er Frau Ossokin an ihrer Seite. Sie war da, wenn er Abends zu Birowki kam und übernahm die

*) Krakauer Volkslieder, den „Vierzeiligen“ der deutschen Alpen verwandt.

Schachpartie mit ihm, sie fehlte bei keiner Promenade, bei keiner Schlittensfahrt, sie nahm ihn förmlich gefangen und er war klug genug, dieses Manöver bald zu durchschauen und sich langsam zurückzuziehen.

Indeß eilte Barèe als Postillon d'amour zwischen der Kreisstadt und Papielniki unermüdtlich hin und her. Der Zufall kam ihm gleich Anfangs sehr ausgiebig zu Hilfe.

Grasm verlor in der Stadt seinen Hund und dieser erschien plötzlich im Pirovki'schen Holzpalaste, drang in Severina's Zimmer ein, grüßte sie mit lautem Gebell, sprang an ihr empor und leckte ihre Hände. Die junge Frau schloß das treue Thier gerührt an ihre Brust, streichelte es, küßte es endlich sogar.

Barèe brachte den Hund nach Papielniki und erzählte den Vorgang mit einigen Ausschmückungen. Grasm war felig. „Sie hat ihn geküßt“, wiederholte er immer wieder, und der Hund saß vor ihm und wedelte heftig und sah ihn so stolz und freudig an, wie wenn er die Sache in seiner Weise bestätigen wollte.

Severina wußte Barèe zu berichten, wie Grasm sich eifrig nach der Stelle erkundigt habe, wo ihre Lippen den großen Kopf Burlak's berührt hatten und die seinen genau auf dieselbe gepreßt habe, wie er täglich mehrere Stunden damit zubringe, ihr Bild zu betrachten, gleich dem Bilde einer Heiligen.

Barèe wußte weiter zu erzählen, wie Grasm ganze

Gespräche mit seiner gemalten Frau führe, so zart und innig wie die Gespräche der Liebenden im Frühling, unter dem blühenden Dach der Laube oder am grünen dämmernden Waldehang.

Einige Tage später beglückte er Graßm mit der Aeußerung Severina's, es schmerze sie sehr, daß er sein Kind nicht sehen könne, wie es gedeihe, wie es schön sei und gescheidt, und überraschte die junge Mutter auf das allerfreudigste mit dem Geständniß Graßm's, daß er seit ihrer Trennung das Kind von Zeit zu Zeit heimlich besucht und nicht selten auf seinen Armen eingeschläfert habe.

Aus Eigenem fügte Barée hinzu, daß Graßm oft mehrere Stunden im Schnee gestanden habe, nur um Severina aus dem Hause treten oder vorübergehen zu sehen.

Hierauf kam ein Brief Severina's nach Papielniki, in welchem sie „nicht umhin konnte“, ihrem Manne einmal von seinem Kinde Nachricht zu geben. Graßm erwiderte ebenso eilig als dankbar und machte es seiner Frau zum Vorwurfe, daß sie nicht auch von sich gesprochen habe. Nun schrieb Severina acht Seiten, die dem ersten Kapitel eines Romanes täuschend ähnlich sahen. Graßm erwiderte mit allem Feuer eines Anbeters.

So ging die Correspondenz nun fort, und die Eheleute wechselten durch einige Wochen die hübschesten Liebesbriefe. Sie dachten vorläufig gar nicht daran,

sich noch einen weiteren Schritt entgegenzukommen, so glücklich fühlten sie sich in dieser ganz neuen Situation und diesem originellen Verkehr. Aber Nadeschda und Barèe benutzten diese Zeit gehörig, um Severina und Graßm über ihre angenehmen Pflichten in der Ehe immer mehr aufzuklären.

In Papielniki spielte bei diesen Erörterungen das Wörterbuch der Liebe, das Barèe stets bei sich trug, eine große Rolle. Etwa so. Graßm äußerte eine gewisse Unruhe in Bezug auf den Major.

„Ah! Sie sind eifersüchtig“, rief der alte Franzose lachend.

„Ich leugne es nicht, ich müßte meine Frau nicht lieben, wenn ich es nicht wäre.“

Barèe schlug sein Wörterbuch auf. „Eifersüchtig“, las er, „Derjenige, der eifersüchtig ist, liebt mehr, jener aber, der es nicht ist, liebt besser.“

„Mag sein“, seufzte Graßm, „das ändert nichts an der Sache, deshalb erscheint es mir doch als die größte Grausamkeit gegen den Mann, wenn eine verheiratete Frau einen Anbeter hat. Wenn ich daran denke, daß Severina diesen Major angelächelt, daß sie ihm ihre Hand überlassen hat, so fühle ich mich wie auf das Rad geflochten.“

„Eine wohlverdiente Strafe“, erwiderte Barèe, von neuem das Wörterbuch aufschlagend, „Corneille

sagt: Warum sind die Ehemänner nicht die Anbeter ihrer Frauen? Diese würden dann anderen Anbetern kein Gehör schenken.“

„Nun, ich will meinen Fehler gut machen“, rief Eras̄m, „meine Frau soll in Zukunft keinen feurigern Anbeter finden als ihren Mann.“

Viertes Kapitel.

Die galante Frau.

„Die Eifersucht ist das größte Uebel und zugleich jenes, das den Personen, die es verursachen, am wenigsten Mitleid erregt.“

De Rochefoucault.

In demselben Maße, in dem der Major gezwungen wurde, sich von Severina zurückzuziehen, näherte er sich Frau Bukarest und legte sich in dem Verkehr mit dieser galanten Dame so wenig Zwang auf, daß bald alle Welt von dieser Liaison sprach und wußte, alle Welt bis auf den guten Umschel Bukarest und Herrn Jaroslaw Gwiasda. Den ersteren bewahrte seine Leichtgläubigkeit, den letzteren sein maßloser Eigendünkel vor der Entdeckung dieses so wenig verschleierten Geheimnisses.

Wieder war es Diogen, der den armen Poeten mit grausamer Gefälligkeit die Binde von den Augen nahm. Er begann mit jenem halben Andeutungen, die viel entsetzlicher sind, als die ganze Gewißheit und führte den geängstigten Liebhaber endlich mit einem mitleidigen

Lächeln in die Registratur, wo er das Sidonie betreffende Faszikel schweigend vor ihn hinlegte.

Jaroslaw fürchtete sich, in demselben zu lesen, genau so wie ein Kranker, der das Schlimmste zu erwarten hat, sich dagegen sträubt, einen Arzt um Rath zu fragen. „Aber ich weiß ja, daß Sidonia schon mehrere Anbeter gehabt hat“, murmelte er, „Näheres darüber zu erfahren, ist gewiß kein Vergnügen.“

„Es handelt sich um das Verhältniß mit dem Major“, jagte Tiogen.

„Nüßiges Gerede“, erwiderte Jaroslaw mit einer verächtlichen Handbewegung.

„Hier sind Beweise.“

„Soll ich wirklich lesen?“

„Natürlich nicht Sie.“

Er vergrub sich mit entsetzter Hast in den Papieren, die ihm Tiogen vorlegte. In der That übernahm er nicht sich damit, von jenem Geschehnisse zu hören, und ergriff die Gelegenheit um sich zu entfernen. Nachdem er sich über den Inhalt der Briefe nicht im Mindesten unterrichtet hatte, verließ er die Registratur und ging zu Hause zu Bett.

„Einmal ist es nicht die Schuld der Welt an der Erde, einmal ist es die Schuld der Erde an der Welt, und die Schuld der Welt an der Erde ist die Schuld der Erde an der Welt.“

„Die Schuld der Welt an der Erde ist die Schuld der Erde an der Welt.“

„Sich.“

„Vor allem ist Sidonia das schönste Exemplar einer galanten Frau“, fuhr Diogen fort, „La Bruyère sagt: Eine galante Frau will, daß man sie liebt, einer Kokette genügt es, wenn man sie liebenswürdig findet und sie für schön gilt. Jene will fesseln, diese ist zufrieden, wenn sie gefällt.“

Die Erstere geht nach und nach von einem Verhältniß zum anderen über, die zweite hat mehrere Beziehungen zugleich. In der einen herrscht die Leidenschaft und das Vergnügen vor, in der anderen die Eitelkeit und die Leichtfertigkeit. Die Galanterie ist eine Schwäche des Herzens und vielleicht ein Laster des Temperaments, die Koketterie ist eine Störung des Geistes. Die galante Frau macht sich gefürchtet, die Kokette verhaßt. Man kann aus diesen beiden Charakteren einen dritten bilden, den ärgsten von allen.

Diesen Charakter haben wir in Sidonia. Sie ist galant und sie ist kokett, sie will gefallen und sie will fesseln und unterjochen, sie hat ein Verhältniß nach dem andern und dabei immer noch mehrere Verhältnisse zugleich.“

„Welche furchtbare Erfahrung!“ stöhnte Jaroslaw, indem er matt auf den Divan hinsank.

„Aber, mein Theurer, hätten Sie doch nur Ihre Augen offen behalten“, spottete Diogen, „sobald Sie Sidonia's Günstling waren, mußten Sie den superben Ausspruch La Bruyère's beherzigen: Es ist viel leichter

eine Frau zu finden, die keinen Liebhaber gehabt hat, als eine Frau, die nur einen gehabt hat.“

„Mich so zu betrügen!“ schrie der arme Poet auf, „ich glaube jetzt alles Schlechte von ihr.“

„Thun Sie das“, versetzte Diogen mit seiner feinen Ironie, „Sie werden noch immer besser von ihr denken, als sie es verdient, denn in der Liebe geht nach La Rochefoucault der Betrug immer noch viel weiter als das Mißtrauen.“

„O, ich Thor! ich Esel! hätte ich sie doch bei den ersten Anzeichen ihrer Flatterhaftigkeit verlassen“, rief Jaroslaw.

„Das ist nicht so leicht als Sie glauben“, erwiderte Diogen, „Amor zwingt uns zum Dienste unter seinen Fahnen ohne die Dienstzeit festzusetzen.“

„O ich Verblendeter!“

„Es ist allerdings stets der Fehler Desjenigen, der liebt, nicht zu bemerken, wenn man aufhört, ihn zu lieben.“

„Ja, ja“, seufzte Jaroslaw, „sie liebt mich nicht mehr. Ich bin vom Schicksal schwer getroffen, aber ich will mich fassen und handeln, wie es einem Manne ziemt.“

Er verließ die „Registratur der Liebe“ mit den heldenmüthigsten Vorsätzen.

Auf dem Wege zu seiner Wohnung, wo er der schönen Südin einen in Salomonische Bitterkeit getränkten Absagebrief zu schreiben gedachte, stiegen bereits Zweifel in ihm auf, als er zu Hause

angelangt war, hatte der Glaube an die Geliebte wieder die Oberhand gewonnen und als es Abend wurde, lag er wieder besiegt zu den Füßen der galanten Frau.

Nur ein kleiner Keim von Mißtrauen blieb auf dem Grunde seiner Seele liegen und begann da in aller Stille zu treiben.

Er beobachtete Sidonia und den Major.

Zuerst entdeckte er, daß der Don Juan Tag für Tag um zwölf Uhr Mittags die galante Frau mit einer Fensterpromenade beehrte und sein Pferd die schönsten Lancaden machen ließ, während ihr Kopf hinter den Scheiben sichtbar wurde.

Die nächste Entdeckung, welche Jaroslaw machte, war die, daß täglich ein in ungarische Livree gekleideter Diener des Major früh einen zierlichen Brief in das Haus Bukarest's brachte und nach einer Weile mit einem anderen heimkehrte, den er ebenso vorsichtig in der Hand trug. Dies waren Resultate der unermüdelichen Beobachtung Jaroslaw's, der Zufall sollte ihm eine noch viel überraschendere Lektion ertheilen.

Eines Abends, als die schöne Sidonia mit Jaroslaw wie mit einem wohlgezogenen Schoßhund spielte, sprang plötzlich, ohne daß sie es gewahrte, ihr Armband auf und in der geheimen Nische desselben zeigte sich das Bild des Majors.

Nun konnte Jaroslaw nicht mehr zweifeln, das Blut stieg ihm zu Kopfe, ein schwarzer Vorhang sank vor seinen Augen nieder, er hörte einige Augenblicke

den Ocean brausen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne sich zu verabschieden, ergriff er seine Mütze und eilte auf die Straße. Auf dem Ring, wo Dank der Vorsehung des Magistrats nur eine verzweifelt flackernde Laterne die Diebe, die Liebenden und die Unglücklichen behelligte, warf er sich zur Erde nieder und kühlte sein fieberndes Antlitz im Schnee, aber ohne Erfolg, die Eifersucht hatte sein Herz mit Tigerkrallen erfaßt und es kam nicht mehr zur Ruhe.

Einem Emissär gleich, dem die Polizei auf der Ferse ist, war es Jaroslaw unmöglich, sich lange an einem Orte aufzuhalten. Nachts floh ihn der Schlaf, er eilte aus dem Casehause in die Zukiernia, er lag in allen Schenken, er trank, er spielte, im fahlen Lichte des Morgens schlich er nach Hause, um sich in entsetzlichen Träumen auf seinem Lager herumzuwälzen, plötzlich wieder aufzuspringen und in das Freie zu eilen. Er durchstreifte die Umgebung der Kreisstadt, sank nicht selten bis an die Brust in Schnee, wurde von irgend einem mitleidigen Bauer herausgezogen und auf seinem Schlitten, von Frost geschüttelt, heimgebracht. Er aß nicht, er war unfähig zu jeder Art von Beschäftigung, nicht einmal die Muse, die doch oft die Elenden und Verlassenen begünstigt, wollte ihm lächeln.

Er dachte immer nur an Sidonia, wie der Sklave immer nur an die Peitsche, der zum Tode Verurtheilte immer nur an den Galgen denkt. Kam er zu ihr, so saß er eine Weile wie einer, dem die Zunge ausge-

schnitten worden ist, um plötzlich mit einer wahnsinnigen Lustigkeit aufzuspringen, die tollsten Späße vorzubringen und sich endlich zu ihren Füßen niederzuwerfen und sie mit seinen Küssen förmlich zu ersticken. Manchmal, wenn sie ihr Auge auf ihm ruhen ließ, begann es ihn zu schütteln mit allen Schauern der Todesangst.

Einmal, in einer kleinen Soiree, die Frau Bufarest gab, flüsterte ihr der Major etwas in das Ohr und sie sah Jaroslaw an und lächelte unmerklich. Er bemerkte es, er fühlte, daß die Glücklichen ihn, den Zertretenen, verspotteten, wie die Inquisitoren ihre Opfer mit Narrenkappen und Eselsohren zum Scheiterhaufen führten, ihm war zu Muth, als sei er lebendig an den Sezirtisch geschnallt und das blitzende Messer suche in seiner blutenden Brust nach dem zuckenden Herzen. Seine Phantasie schien zu einer Zauberlaterne geworden und spiegelte ihm die grausamsten Bilder vor, er sah das schöne Weib, das er anbetete, der jede Faser in ihm gehorchte, in den Armen des beglückten Nebenbuhlers lächeln, er sah ihre Lippen die seinen suchen, er sah sie die Augen schließen in wollüstiger Hingebung. Im Traume sah er sich im Kerker und sah durch die Eisenstäbe des Fensters Sidonie und den Major in einem kleinen Rahne, zärtlich umschlungen, auf einem hellen, freundlichen Flusse dahingleiten.

Er schrie auf wie ein wildes Thier und erwachte, die Wangen mit Thränen befeuchtet.

Endlich fand er eines Abends den Muth, Sidonia

Vorwürfe zu machen. Sie hörte ihm ruhig zu, aber nahm sofort eine strenge, vorwurfsvolle Miene an.

„Wie können Sie mir solche Dinge zumuthen“, sagte sie mit dem Ton edler Empörung, „ich würde Ihnen verbieten, noch ferner zu mir zu kommen, wenn ich Sie nicht — zu meinem Unglück vielleicht — so sehr lieben würde, Sie haben mich sehr beleidigt.“

Da der Versuch, ein paar Thränen hervorzupressen, mißlang, nahm sie ihr Taschentuch vor die Augen und Jaroslaw war besiegt, er bat sie sogar um Vergebung.

Ein paar Tage vergingen, die von einer rosenfarbenen Sonne erleuchtet schienen. Jaroslaw sah wieder, gleich dem guten Umschel Bukarest, in Sidonia einen Engel, der nur seine reinen, schimmernden Flügel vor der Welt verbarg. Es folgte ein Abend, wo man zu Bieren soupirte, das Ehepaar Bukarest, der Major und Jaroslaw. Als man bei dem Diptauerkäse angelangt war, den der Major mit aller Weisheit und Kunst eines echten Gourmands abzumachen verstand, erhob sich zuerst Bukarest und verließ das Zimmer, um Cigarren zu holen, der Major schob hierauf den Käse rasch vor Jaroslaw hin. „Rühren Sie ihn weiter“, sagte er in seiner imponirenden Weise, der sich ein jeder ruhig unterwarf, „damit auch etwas Poesie hineinkommt.“

Sidonia lachte und ging zum Spiegel, dem Jaroslaw den Rücken kehrte, um die in Unordnung

gerathenen Haarflammen, die ihren Kopf umloderten, zu ordnen und der Major folgte ihr.

Jaroslaw rührte den Käse. Sidonia hatte die Lampe vom Tische genommen und auf die Kommode vor den Spiegel gestellt, der Major und sie standen zwischen dem Lichte und der hellen Wand, der Jaroslaw sein Gesicht zutehrte. Plötzlich, wie von einer fremden Macht dazu gedrängt, blickte Jaroslaw empor und sah auf der hellen Wand vor sich ein lehrreiches Schattenspiel in scharfen, etwas karikirten Umrissen, er sah sich selbst an dem Tische sitzen, die Enden der Serviette, die er umgebunden hatte, schmückten ihn mit riesigen Midasohren, während zwei Gestalten, eine männliche und eine weibliche, sich gleichsam über ihm einander näherten und allerhand Possen trieben, bis endlich der Mann das Weib um den Leib nahm und sie in einem endlosen Kusse verschmolzen die effektvolle Schlußgruppe bildeten.

Jaroslaw stockte der Athem, aber er sagte nichts, er regte sich nicht einmal, sondern rührte mechanisch den Käse weiter, und als Bukarest zurückkehrte und Sidonia sich an das Clavier setzte, tanzte er sogar einen Kosak. Er ging mit dem Major fort, klopfte aber eine Viertelstunde später leise an Sidonia's Thüre. Er besaß den Schlüssel zum Hause und es war nicht das erste Mal, daß er, ein moderner Romeo, auf diesem Wege, der ungleich bequemer war als eine Strickleiter, seine Julie besuchte. Als Sidonia öffnete,

hörte er im dritten Zimmer ein Geräusch, wie wenn jemand Holz sägen würde, es war Bukarest, der bereits mit vielem Eifer schnarchte.

Sidonia sperrte beide Thüren und stellte den Leuchter mit der brennenden Kerze hinter den Ofen, so daß ihr mit asiatischer Pracht eingerichtetes Boudoir nur mäßig erhellt war. Sie war im weißen Nachtgewande, über das sie jetzt einen Ueberwurf von persischem Stoffe mit einem großen, phantastischen Dessin anzog. Ihr Haar war aufgelöst, sie hatte eben begonnen, es für die Nacht zu kämmen, es umspielte sie gleich feurigen Schlangen.

„Was fällt Ihnen ein, so spät zu kommen“, murmelte sie und ließ sich zugleich auf dem Ruhebett nieder, das zwischen den Fenstern stand. Jaroslaw warf sich auf den weichen Teppich hin, umschlang ihre Kniee und sah sie forschend an.

„Was ist Ihnen?“

„Ich habe gesehen, wie Sie den Major geküßt haben“, stöhnte er.

„Wieder diese lächerliche Eifersucht“, machte Sidonia verächtlich.

„Ich habe es aber gesehen mit meinen beiden Augen, Ihr Schatten hat Sie verrathen.“

Sidonia verzog keine Miene, sondern zuckte nur die Achseln. „Wenn Sie es haben gesehen, wird es wahr sein, also sind Sie jetzt zufrieden?“

„Sidonia! Weib!“ schrie Jaroslaw auf, sie aber legte ihm rasch die Hand auf den Mund.

„Sprechen Sie doch leise.“

„Sidonia, ich bitte, ich beschöre Sie,“ fuhr Jaroslaw fort, indem er sich in namenloser Warter zu ihren Füßen wand, „haben Sie denn kein Erbarmen mit mir? was habe ich Ihnen gethan? Bestrafen Sie mich so unmenschlich dafür, daß ich Sie liebe, Sie anbetete, wie noch nie ein Weib geliebt und angebetet wurde?“

„Ach! Sie sind so komisch!“ rief Sidonia und begann laut zu lachen.

„Sie können lachen?“

„Also, Sie sind sehr eifersüchtig?“ fragte Sidonia. Ihr Gesicht verrath keine andere Empfindung als die der Neugierde.

„Ich leide furchtbar,“ stöhnte der unglückliche Poet.

„Beschreiben Sie mir doch ein wenig Ihre Qualen,“ fuhr die schöne Südin fort.

„Zu welchem Zweck?“

„Es macht mir so viel Spaß,“ erwiderte sie und begann wieder zu lachen. Sie lachte so, daß sie sich auf dem Ruhebette umherwand gleich einer Schlange. „Nein, ich gebe Ihnen nicht den Abschied, Sie müssen mich immer besuchen, ich unterhalte mich so gut mit Ihnen, köstlich! Diese verzweifelte Miene, diese Blicke, die wie Dolche in meine Seele dringen —“ Sie lachte wieder.

Jaroslaw sprang auf. „Und wenn ich Sie und mich tödte?“

„Sie? Sie fürchten sich ja vor mir,“ spottete sie, „wenn ich nur will, liegen Sie da vor mir und weinen und flehen. Ich bitte Sie, weinen Sie doch ein wenig, ich bin so verliebt in den Major, hören Sie, er ist ein so schöner Mann —“

Jaroslaw floh, von ihrem Lachen verfolgt, die Treppe hinab. Er kam einige Tage nicht.

Dann erschien er plötzlich spät Abends. Bufarest war nach Lemberg gefahren und Sidonia, das Haar mit Perlen durchflochten, in einem gelbseidenen, mit weißem Fuchs besetzten Schlafrock erwartete den Major, sie fuhr ein wenig zusammen, als statt ihm Jaroslaw eintrat, aber sie war schnell gefaßt und ein böses Lächeln spielte um ihre genußsüchtigen Lippen. „Wie können Sie zu mir kommen, ohne daß ich es Ihnen erlaube,“ begann sie kalt und lauernd.

„Sidonia! Erbarmen!“ Jaroslaw warf sich vor ihr auf die Kniee.

„Ich will mich erbarmen,“ entgegnete sie ruhig, „obgleich Sie es nicht verdienen. Ich sollte Sie lassen züchtigen von dem Major, den ich erwarte und den ich eben höre kommen die Treppe herauf, aber ich will Sie verschonen. Verstecken Sie sich in dem Zimmer daneben, aber bleiben Sie ruhig, denn wenn Sie entdeckt der Major, so haut er Sie in Stücke.“

Jaroslaw zögerte, aber schon erklang der Säbel

seines Nebenbuhlers im Vorhause. Sidonia drängte ihn in das Nebenzimmer, das, sie hatte dies wohl berechnet, keinen anderen Ausgang hatte als jenen, den sie jetzt schnell hinter ihm sperrte. Jaroslaw war ihr Gefangener und mußte in der lustigen Komödie die sie nun aufführte, die traurige Rolle spielen, die sie ihm, ohne daß nur das mindeste Bedenken in ihr rege wurde, zuwies. Zinga, Königin von Angola, welche ihre Liebhaber, nachdem sie sich mit ihnen die Zeit vertrieben hatte, mit eigener Hand den Göttern opferte, war mitleidig und Hadwig, die den in sie verliebten Ekkehard im Hofe ihres Schlosses peitschen ließ, war gütig, wenn man sie mit Sidonia verglich, die den Major mit ausgelassener Zärtlichkeit in ihre üppigen Arme schloß und den unglücklichen Jaroslaw zwang, Zeuge ihrer Leidenschaft, ihrer Treulosigkeit und ihrer bacchantischen Freude zu sein. Der arme Poet lauschte mit verhaltenem Athem, er beherrschte lange Zeit seine Eifersucht, seinen Schmerz mit einer Kraft, welche ihm sonst fremd war, aber endlich erlahmte seine Vernunft und sein empörtes Blut behielt den Sieg, er begann zu weinen, zu stöhnen, an der Thüre zu rütteln, während Sidonia in ein lautes Gelächter ausbrach.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet und der Major in seinem mit Edelmarderpelz besetzten, von Gold strohenden Dolmen stand vor Jaroslaw, ein Pascha vor seinem Sklaven.

„Was haben Sie hier zu suchen?“ begann er mit einem furchtbaren Blick, „wissen Sie noch immer nicht, daß Sie überflüssig sind?“

„Ich habe Rechte —“ stammelte Jaroslaw.

Sein Gegner lachte höhnisch auf.

„Sie haben mich verdrängt, mich mit Füßen getreten,“ fuhr der von wilder Eifersucht bis zum Wahnsinn getriebene Poet fort, „ich verlange, daß Sie mir Rede stehen, daß Sie mir Satisfaktion geben mit der Waffe in der Hand.“

Der Major zuckte mit unsäglicher Verachtung die Achseln. „Ich will sehen,“ sagte er stolz, „daß ich Sie in mein Regiment bekomme, und dann will ich Sie schon dressiren, Sie junger Hitzkopf.“

„Sie wollen sich nicht Duelliren?“

„Duelliren“, spottete der Major, „o! auf der Stelle.“ Er ergriff seine Reitpeitsche und einen Stock und indem er sich gebieterisch vor Jaroslaw aufpflanzte, rief er: „Springen Sie auf der Stelle über den Stock da oder ich peitsche Sie wie einen Hund.“

Jaroslaw bebte am ganzen Leibe. „Ich springe nicht —“ murmelte er.

„Behorchen Sie,“ sagte Sidonia rasch, „ich kenne den Major, er schlägt Sie halb todt.“

Jaroslaw seufzte auf.

„Springen Sie,“ schrie der Major, die Reitpeitsche erhebend. „Eins, zwei, drei.“ Und Jaroslaw sprang in der That wie ein Pudel über den Stock, den ihm

sein Nebenbuhler vorhielt. Sidonie wälzte sich lachend auf dem Divan. „Sie sind ein Gott, kein Mensch,“ rief sie dem Major zu, „ich bitte Sie, noch einmal, es ist zu komisch.“

„Also noch einmal,“ befahl der Major, „Eins, zwei, drei —“

Jarošlaw sprang zum zweiten Male über den Stock und zum dritten und vierten Male und so fort, der Major schwang seine Reitpeitsche, als gelte es einen Hund zu dressiren und Sidonia lachte aus vollem Halse.

Zuletzt öffnete der Major die Thüre und rief mit einer Stimme, die gewohnt war, zu befehlen: Marsch!“

Jarošlaw warf noch einen schmerzlichen Blick auf die lachende Sidonia und gehorchte, er war in diesem Augenblicke seinem Nebenbuhler vollkommen unterthan, wenn dieser ihm befohlen hätte, sein Reitpferd zu machen, er hätte sich sofort auf alle Viere niedergelassen und sein Reitpferd gemacht.

Seine Niederlage, seine Schmach gingen von Mund zu Mund. Niemand bemitleidete ihn, er erntete nur noch Spott. Bei der nächsten Sitzung der Republik der Weiberfeinde wurde er, unter großer Feierlichkeit, mit zwei riesigen Eselsohren geschmückt.

„Bei jeder anderen Gelegenheit,“ lautete der Trost, den ihm Diogen gab, „ist es ohne Zweifel besser, der Betrogene als der Betrüger zu sein, aber

in der Liebe sind immer nur die Thoren die Betrogenen, sagt Ninon d'Enclos, und die Betrüger haben stets die Lacher auf ihrer Seite.“

Saroslaw beschloß, in aller Stille die Kreisstadt zu verlassen und zu seinem Vater zurückzukehren, er nahm von niemandem Abschied, nur von Madeschda, aber auch diese lachte ihn aus.

„La Rochefoucault,“ sagte sie, „hat uns einen köstlichen Ausspruch hinterlassen, den Sie sich in Zukunft zur Richtschnur nehmen müssen: Ein Mann von Geist kann verliebt sein wie ein Narr, aber niemals wie ein — Dummkopf.“

Fünftes Kapitel.

Wer Wind säet, erntet Sturm.

„Das unerbittliche Gericht bestraft den
Reger.“

Venau, Samanarola.

Während der Carneval mit seinen glänzenden Festen, seinen Liebesintriguen, seinen vergänglichen Flittern und seinen nachhaltigen Enttäuschungen in die Kreisstadt eingezogen war und als unumschränkter Herrscher sein heiteres Szepter schwang, trug Leopoldina noch immer ihre Trauerkleider, bekränzte täglich das Bild ihres unvergeßlichen Emil auf's neue, in Ermanglung frischer mit selbstverfertigten Blumen, in deren Kelchen als Thau ihre Thränen glänzten, und brütete endlich den traurigen Gedanken aus, nach Tschernowitz zu fahren und dort sein Grab zu besuchen.

Niemand wagte eine Einwendung zu machen, alle Welt ehrte ihren Schmerz. Leopoldina begann also damit, daß sie sich mit demselben Eifer, wie die anderen jungen Damen zu einem Balle, zu diesem thränen-

reichen Ausfluge eine ganz neue Toilette anfertigen und einen neuen Hut machen ließ. Als sie sich überzeugt hatte, daß ihr alles sehr gut ließ, packte sie ihren Koffer und reist ab, ohne jede Begleitung, sie allein, mit ihrem Schmerz.

Sie kam Mittags in Tschernowitz an, fuhr zu einem Hotel, nahm ein Zimmer, zog ihre neue Toilette an, setzte ihren neuen Hut auf, und alle irdische Speise verachtend, wollte sie, ohne vorher zu essen, eben in den sie erwartenden Wagen steigen, um auf den Friedhof zu fahren, als plötzlich der todte, so viel beweinte Buharestu, frisch und lebendig vor ihr stand.

Er pflegte in demselben Hotel zu speisen, in dem Leopoldina abgestiegen war, dies führte die ebenso unerwartete als rasche Begegnung herbei.

Einen Augenblick blieben beide sprachlos, dann stieß sie einen lauten Schrei aus und er versuchte die Flucht zu ergreifen, doch sie eilte ihm nach und hielt ihn beim Armel fest.

„Sind Sie es,“ rief sie empört aus.

„Ja, ich bin es,“ stammelte Buharestu mit dem jämmerlichsten Gesichte von der Welt, sein Blick irrte im weiten Himmelraume umher und seine Kniee schlotterten.

„Ich dachte, Sie sind todt?“

„Ich war auch todt,“ erwiderte er mit einer Stimme, die wirklich aus dem Grabe zu kommen schien.

„Scherzen Sie nicht.“

„Aber ich war zum Glücke nur scheinodt.“

„Weshalb haben Sie mir keine Nachricht gegeben,“ fuhr Leopoldina weinend fort, „ich sehe, Sie belügen mich von neuem. Ist dies der Lohn meiner Liebe, meiner Treue? mich so zu hintergehen? Sie haben ehrlos an mir gehandelt, Emil, und grausam, wie habe ich um Sie getrauert, wie viel Thränen um Sie vergossen!“

„Ich versichere aber, daß ich todt war,“ betheuerte Buharestku, der in dieser Stunde alle seine Sünden abbüßte.

„Scherzen Sie nicht,“ fuhr ihn Leopoldina an, „ich befehle Ihnen ernsthaft mit mir zu sprechen, was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagen?“

„Nichts, mein Fräulein, ich habe schlecht gehandelt,“ versetzte Buharestku, „ich bin nicht würdig, vor Ihre Augen hinzutreten, gestatten Sie mir also, Sie von meiner verächtlichen Gegenwart zu befreien.“ — Er versuchte neuerdings zu entkommen.

„Nein, nein,“ rief Leopoldina, „ich bin zufrieden, wenn Sie nur Ihr Unrecht einsehen und fühlen. Es ist aber jetzt Ihre Sache, dasselbe gut zu machen.“

„Wie könnte ich das?“ fragte Buharestku erschrocken, „mein Vergehen ist zu groß.“

„Es ist groß,“ seufzte Leopoldina, „aber noch größer ist meine Liebe, ich will alles vergessen, aber Sie fahren auf der Stelle mit mir und binnen acht Tagen sind wir ein glückliches Paar.“

„Wie Sie befehlen.“ Buhareşku ergab sich.

Leopoldina nahm seinen Arm und sie treten zusammen in den Speisesaal des Hotels. Es war eine wahre Henkermahlzeit für Buhareşku, jeder Bissen wurde ihm zu einem Skorpion, jeder Schluck zu kochender Lava, er sagte zu allem Ja, was Leopoldina, die mit bestem Appetit aß, zu ihm sprach, er hatte nur einen Gedanken! wie könnte ich entfliehen.

Leopoldina hatte einen Pudding bestellt, der lange auf sich warten ließ. Buhareşku sprang dienstfertig auf, er gab vor, in die Küche eilen und dem Koche einen Verweis ertheilen zu wollen, war aber sofort entschlossen, ohne Hut und Stock das Weite zu suchen. Leopoldina ließ ihn aber nicht von ihrer Seite. Sie bewachte ihn wie einen wichtigen Staatsgefangenen.

Nach dem Diner bat Buhareşku Leopoldina, sich auf ihrem Zimmer auszuruhen, während er nach Hause gehen und seine Sachen in Ordnung bringen wolle, doch sie war durchaus nicht müde, sie begleitete ihn und half ihm sogar packen. In seiner Wohnung fiel ihm ein, daß er doch seinen Chef, den Advokaten, benachrichtigen müsse. Leopoldina gab ihm Recht und ging mit ihm in die Kanzlei. In der Kanzlei erinnerte er sich, daß er noch vorher zu Gericht müsse, sie ging auch mit ihm zu Gericht.

Er war in ihrer Gewalt und sie ließ ihn nicht mehr los. Vergebens knirschte er mit den Zähnen.

Die Stunde der Abreise nahte, er mußte mit ihr den Wagen besteigen und zum Bahnhof fahren.

Auf dem Perron entdeckte er, daß er keine Cigarre bei sich habe und eilte hinaus, schon hatte er den Ausgang erreicht, als Leopoldina ihn beim Armel festhielt. „Wohin, mein Geliebter? hier ist der Tabakladen,“ rief sie.

„Richtig, da ist er.“ Er kaufte also einige Cigarren und kehrte mit Leopoldina um. Da war schon der Zug. Buharesku wollte ihr in das Coupé helfen, aber sie gab es nicht zu und er mußte sogar vor ihr einsteigen. Der Condukteur schloß die Thüre. Buharesku seufzte auf. Er sah sich verloren. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Nun begannen die Vorwürfe. „Wie kamen Sie auf einen so teuflischen Gedanken? Hätten Sie mir lieber gleich ein Messer in das Herz gestoßen.“

„Ich bin unschuldig“, schwor Buharesku, „böse Rathschläge haben mich verführt.“

„Wer hat Sie zu diesem unmenschlichen Schritt veranlaßt? Gestehen Sie mir alles.“

„Diogen Remenowitsch“, gab Buharesku zur Antwort, „ich hätte niemals in dieser Weise gehandelt, niemals, aber seine Philosophie, seine Beredsamkeit und seine Witz, das alles hat mich beschämt und verblendet —“

„O! die Männer! aber Diogen soll es mir büßen, und müßte ich ihn mit eigener Hand züchtigen“, schwor Leopoldina.

Auf der ersten Station beschwerte sich Buharestu über die große Hitze.

„Ich weiß nicht“, sagte Leopoldina, „mir ist nicht heiß in meinem Pelz. Sie sind wahrscheinlich aufgeregt.“

„Wahrscheinlich.“ Er öffnete das Fenster und in dem Augenblicke, wo die Wagen in das Stollen kamen, sprang er hinaus. Leopoldina schrie entsetzt auf, sie rief den Condukteur, vergebens. Die Lokomotive dampfte mit ihr davon, und sie sah zugleich Buharestu im vollen Laufe, wie einen Hasen, hinter dem die Hunde her sind, über die beschneiten Felder davoneilen. Leopoldina sank auf ihren Sitz zurück, ihre Sinne schwanden.

Als sie zu sich kam, bemerkte sie, daß man sie ziemlich spöttisch betrachtete, sie zog den Schleier über das Gesicht und drückte sich in eine Ecke des Waggons, aber sie weinte nicht, sie dachte nur an Rache und Vergeltung.

Als sie Abends nach Hause zurückkehrte, verrieth kein Wort, keine Miene das Ereigniß, das vor wenigen Stunden stattgefunden hatte. Ja, sie erschien allen so getröstet, so ruhig, ja heiter, daß Severina es wagte, einige Fragen, die sich auf ihre Fahrt bezogen, an sie zu richten.

„Hat er ein Dentmal?“ forschte sie noch etwas zaghaft.

„Ja, ein Dentmal“, erwiderte Leopoldina.

„Gewiß mit einer sehr poetischen Inschrift, die auf sein tragisches Schicksal Bezug nimmt?“ fragte Severina bereits kühner.

„Die Inschrift ist wirklich sehr poetisch.“

„Und hat der Besuch, den Du seiner Asche abgestattet hast, Dich nicht auf's neue erschüttert?“ fragte Severina, deren Muth auf das höchste gestiegen war.

„Im Gegentheil“, gab Leopoldina zur Antwort, „er hat so besänftigend auf mich gewirkt, daß ich entschlossen bin, nur noch in meinem Herzen zu trauern und alle äußeren Abzeichen meines Schmerzes sofort abzulegen.“

„Ah!“

Leopoldina gab ihren Worten dadurch Nachdruck, daß sie auf der Stelle ihre Trauerkleider ablegte. Sie erschien in einem wie Gold schimmernden, hellbraunen Seidenrock und in ihrer Kazabaita von blauem Atlas mit dunkelm Pelzwerk, im Familienkreise und als Severina am folgenden Morgen in ihr Zimmer kam, erstaunte sie, das Bild des unvergeßlichen Emil nicht mehr mit Immortellen bekränzt zu finden.

Einige Tage nachher versammelten sich die Männerfeindinnen fast vollzählig im Hause Leokadia's, es wimmelte in dem kleinen Empfangszimmer von Kazabaiti in allen Farben und mit allen nur denkbaren Arten von Pelzwerk besetzt. Nadeschda hatte versprochen, in der Sitzung zu erscheinen und keine der Damen wollte daher an diesem feierlichen Abend fehlen. Es herrschte

ein an das Capitol mahrender Lärm in dem kleinen vornehmen Raum, bis Severina vom Fenster her rief: Sie kommt!

Sofort trat Stille und Spannung ein.

Wenige Augenblicke später trat Nadeschda, in einer fließenden Robe von silbergrauer Seide und einer Kazabaika von hellrothem Sammt mit dunklem Zobelpelz ausgeschlagen, ein und wurde mit lauter Begeisterung empfangen. Fräulein Scharow, die Einzige der Anwesenden, die statt der kleidsamen üppigen Pelzjacke einen tristen Regenmantel von unbestimmter Farbe trug, eröffnete die Versammlung mit einer Lobrede auf Nadeschda, die wiederholt durch Beifall unterbrochen und zuletzt heftig beklatscht wurde.

Nadeschda dankte mit wenigen Worten, dann bestieg Leopoldina die Rednerbühne, die in einem Fußschemel bestand, der hinter einem Tische aufgestellt war, über den man einen dunkeln Teppich gebreitet hatte.

„Ich will ohne viele Umschweife gleich zur Sache selbst kommen“, begann Leopoldina, „ich frage daher: ist Eine unter uns, die nicht schon oftmals von Diogen Remenowitsch herausgefordert und beleidigt worden ist, Eine, die nicht schon seinen giftigen Spott gefühlt, die nicht in ihren Herzensangelegenheiten, ihrer Liebe oder Ehe von ihm Bitteres oder Feindseliges zu erdulden gehabt hätte?“

„So ist es!“ riefen zehn Stimmen zugleich, und zehn Seidenroben rauschten zornig und das Pelzwerk

blähte sich auf zehn empört wogenden Büsten noch üppiger auf.

„Ich habe es nicht nöthig Beweise beizubringen“, fuhr Leopoldina fort, „wir alle kennen diesen Philosophen, diesen Trentowski*) in der Westentasche, seine Grundsätze, seinen Einfluß auf die Männerwelt, seine schwarzen Thaten. Ich stelle also kurzweg den Antrag, seine Bestrafung zu beschließen und eine oder mehrere Damen aus unserem Bunde mit der Ausführung dieses Beschlusses zu betrauen.“

„Bravo! Bravo!“ rief das ganze Frauenparlament, alle Hände klatschten stürmisch Beifall.

„Um aber die Strafe, die ihn ereilen soll, nach Maßgabe seiner vielfachen Vergehen gegen unser Geschlecht diktiren zu können“, rief Leopoldina, „müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sehr und wie oft er sich versündigt hat. Ich bin vielleicht am härtesten unter Ihnen allen getroffen, am schwersten verletzt worden.“

„Hört! Hört!“

„Erfahren Sie denn: Emil Buhareşku lebt.“

„Er ist nicht todt?“

„Er hat also kein Denkmal?“

„Keine poetische Inschrift?“

„Er ist nur auf Befehl Diogenes gestorben, um dieses Herz zu Tode zu fränken. Alles war eine ab-

*) Ein polnischer Philosoph und Geistesverwandter Schopenhauer's.

scheuliche Komödie. Er lebt und wagt es noch mich zu verspotten.“

„Auch er muß gezüchtigt werden“, sagte Frau Piertschinska.

„Vor allem Rache an Diogen“, rief Petrowna, „er hat meine Ehre angegriffen, hat mir den Geliebten entrissen.“

„Mir auch“, fiel Leofadia ein.

„Mir den Gatten“, fügte Severina lebhaft hinzu.

Alle standen zu gleicher Zeit auf und von allen Seiten schwirrten die Anklagen wie die Pfeile der Amazonen durch den kleinen Saal.

Als sich die Aufregung und der Lärm etwas gelegt hatten, nahm Nadeschda das Wort: „Lassen Sie uns also einen Beschluß fassen“, sagte sie mit einem Lächeln, das ebenso schalkhaft als siegesgewiß war.

„Einen Beschluß, ja, stimmen wir ab“, rief es durcheinander.

„Zuerst liegt der Antrag vor, Diogen Remenowitsch zu bestrafen“, sprach Fräulein Scharow.

„Wird mit Akklamation angenommen“, schrie Frau Piertschinska.

„Ja, ja angenommen“, riefen alle sich von ihren Sitzen erhebend.

„Diese Strafe“, sagte hierauf Nadeschda, „darf aber nicht eine einfache Züchtigung sein, die unseren Gegner nur noch mehr erbittern und in der Folge noch gefährlicher machen würde. Er muß vollkommen unschädlich gemacht werden.“

„Bravo! Bravo!“

„Ueberlassen Sie deshalb mir seine Bestrafung“, fuhr Nadeschda fort.

„Ja, ja! Bravo! Bravo!“

„Dieselbe soll darin bestehen“, sprach Nadeschda weiter, „daß sein Nimbus, seine Autorität für immer zerstört werden. - Es wird meine Aufgabe sein, die Prinzipien dieser in die Mode gekommenen Trentowski'schen Philosophie zu widerlegen, zu beweisen, daß wir Frauen nicht jene untergeordneten Geschöpfe sind, für die uns ein Trentowski und mit ihm Herr Remenowitsch ausgeben, Geschöpfe, die nur dazu da sind, das Menschengeschlecht fortzupflanzen, zu schwagen, zu klimpern, zu nähen, Küche und Haus zu bestellen, Toilette zu machen, und ihre Kinder zu erziehen. Es wird aber auch meine Aufgabe sein, zu beweisen, daß Diogen Remenowitsch der Wahrheit ins Gesicht schlägt, daß er die Thatfachen entstellt, daß er kein Bedenken trägt böswillige Erfindungen in die Welt zu setzen und daß man ihm folglich keinen Glauben zu schenken hat und es wird endlich meine wichtigste Aufgabe sein, den Beweis zu liefern, daß dieser Mann, der unser Geschlecht zu hassen und zu verachten vorgibt, der dem Weibe nur Uebles nachzusagen weiß, sobald nur eine Frau will, genau so verliebt, so thöricht, so leichtgläubig und dem Weibe unterthan sein wird, wie jeder Andere dieser Herren der Schöpfung, die sich nur dann wohl fühlen, wenn sie unsere Sklaven sind.“

„Bravo! Bravo!“ riefen alle, „Nadeschda Ossokin soll ihn zur Strafe ziehen!“

Die Seidenroben rauschten stolz wie Fahnen, die zur Schlacht entfaltet werden, und die Pelzjacken in allen Farben schossen durcheinander wie die bunten Uniformen eines Heerlagers.

—

Sechstes Kapitel.

Amor als Kerkermeister.

„Glücklich der Liebhaber, den man mißhandelt.“

Rinon d'Enclos.

Die Menschen sind immer dann am genialsten und kühnsten, wenn sie sich in einer großen Geldklemme befinden. Sobald der Major von seinen Gläubigern bedrängt wurde und es nichts mehr nützen wollte, daß sich jedes Härchen an seinem Pelzschlafrock drohend aufrichtete und die unglücklichen Juden sich geduldig von ihm prügeln ließen und doch nicht von der Stelle weichen wollten, verfiel er auf irgend ein Rettungsmittel, das stets mindestens ebenso viel Romantisches als Phantastisches an sich hatte. Als Sidonia's Ueberredungskunst nicht mehr im Stande war, den vorsichtigen Bukarest zu bewegen, daß er als goldener Regen über den Anbeter seiner Frau niedergehe, kam der letztere wieder in arge Fatalitäten und faßte einen großen, heroischen Entschluß, den er sofort ausführte.

Eines Abends sprengte ein Reiter in den Edelhof zu Slobudka und während Petrowna sich noch bemühte, die Eisfesseln des Fensters zu sprengen, stand der Major bereits im Zimmer bei ihr.

„Ah! welche Ueberraschung!“ rief das energische Mädchen, das nichts von Brüderie wußte, bot ihm herzlich die Hand, rückte zwei kleine Fauteuils zu dem warmen Ofen, reichte ihm eine Cigarre und zündete sie ihm sogar an.

„Der gnädige Empfang, den ich finde“, begann der Pascha, „ermuthigt mich —“

„Doch nicht mir eine Liebeserklärung zu machen?“ unterbrach ihn Petrowna und begann laut zu lachen.

„Würde Sie das so sehr zum Lachen reizen, mein Fräulein?“

„Vergeben Sie“, entgegnete Petrowna, „Sie sind zu sehr bekannt als Adonis und Don Juan, als daß Sie selbst ein Korb, von den nichts sagenden Händen eines jungen Mädchens gespendet, in Aerger versetzen könnte.“

„O! Sie sind ein bedeutendes Mädchen, Petrowna“, versetzte der Major, „und eben deshalb setze ich mich ohne weiteres der Gefahr aus, jenen Korb zu erhalten.“

„Bitte, da haben Sie ihn also.“

„In allem Ernste?“

„Ja. Sie wollen mich also heiraten?“ fuhr Petrowna fort.

„Ich wäre sehr glücklich —“

„Keine Redensarten, lieber Major, Sie sind ein schöner Mann, ein Mann von Geist und vor allem ein Mann, Sie gefallen mir und ich würde Sie nehmen, wenn ich nicht einen Anderen lieben würde. Sind Sie nun zufrieden?“

„Nun am allerwenigsten.“

„Hören Sie mich an“, fiel Petrowna ein, „Sie suchen eine Frau. Weshalb heiraten Sie nicht Leopoldina? Sie ist schön, elegant, geistreich, gut erzogen und bekommt dieselbe Mitgift wie ich. Seien Sie offen. Ihnen ist das ganz gleichgültig, wer Ihre Frau wird, Sie wollen sich rangiren. Wenn Sie dies nun auf einem Wege erreichen können, auf dem Sie zugleich zu einer reizenden jungen Frau gelangen, so wären Sie nicht klug, wenn Sie sich nur fünf Minuten befinnen wollten.“

„Also ebenso offen geantwortet, wie Sie mit mir gesprochen haben“, sagte der Major, „ja, ich will mich rangiren.“

„Also?“

„Aber ich ziehe Sie vor, Petrowna.“

„Da ich aber nicht in der Lage bin —“

„So werde ich Leopoldina heiraten, sobald sie mich will.“

„Ich werde diese Heirat vermitteln“, sprach Petrowna, „und zwar so rasch als nur möglich, aber unter einer Bedingung. Sie müssen mein Verbündeter

werden bei der Ausführung eines Planes, der Constantin Jablonskij in meine Hände liefern soll.“

„Sie wollen Rache an ihm nehmen.“

„Ja.“

„O! überlassen Sie ihn mir.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, das wird sich in der Folge zeigen.“

„Ich stehe in jedem Falle zu Ihren Diensten.“

„Ihre Hand darauf.“

„Meine Hand und mein Ehrenwort.“

Einige Tage nach dieser Unterredung erhielt Constantin einen Brief, der nur wenige, offenbar mit verstellter Hand geschriebene Zeilen enthielt.

„Eine Person, welche Ihnen Mittheilungen von höchster Wichtigkeit, eine gewisse Dame betreffend, zu machen hat, erwartet Sie heute Abend zehn Uhr in der Zaleschtschiker Vorstadt bei der rothen Schenke.“

Constantin sagte sich, daß die gewisse Dame niemand anderer als Petrowna sein könne, ja vielleicht war sie es selbst, die sich ihm auf diese Weise zu nähern versuchte. Die Zaleschtschiker Vorstadt war ziemlich abgelegen und die rothe Schenke ein verrufener Ort, aber Furcht war ihm fremd und so entschloß er sich, der geheimnißvollen Aufforderung Folge zu leisten und fand sich um 10 Uhr an der bezeichneten Stelle ein.

Es war eine kalte, stille, feierliche Nacht, der reine Himmel, von einer glänzenden Flut zahlloser Sterne überströmt, deren Licht schöner und kräftiger

war, als zu jeder anderen Jahreszeit, die goldenen Bilder derselben zeichneten sich so deutlich ab, wie die flammenden Fronten eines phantastischen Feuerwerkes und schienen so nahe, wie auf einer transparenten Himmelkarte, die man vor eine Kerze gestellt hat.

Die Erde machte den Eindruck, mit einem jener Teppiche aus weißem Flaum bedeckt zu sein, mit denen man jetzt gerne die Schlafzimmer eleganter Damen belegt. Die beschneiten Bäume standen zu beiden Seiten der Straße, gleich riesigen Statuen von Gyps, wie man sie in den alten Gärten im Geschmacke von Versailles sieht. Das Dach der rothen Schenke schien mit Zucker gedeckt, wie im Märchen, vor derselben stand ein umgestürzter Schlitten, von Frost überzogen, gleich einer Bank aus silbernen Moos, durch das kleine beeiste Fenster schimmerte Licht. In der Ferne wimmerte ein Glöckchen.

Constantin ging zum dritten Male, gleich einer Schildwache, auf und ab, als aus der Schenke eine schlanke, in einen dunkeln Pelz gehüllte weibliche Gestalt trat und mit energischen Schritten auf ihn zulam. Trotz des dichten Schleiers, der den ganzen Kopf verhüllte, zweifelte er doch keinen Augenblick, daß er Petrowna vor sich habe, er nahm seine Mütze ab und verneigte sich. Die Dame in Pelz begrüßte ihn mit einem leichten Kopfnicken und winkte ihm, ihr in die Schenke zu folgen. Sie ging voran.

In dem Augenblicke, wo Constantin in die Schenk-

stube trat, stürzten von rechts und links Vermummte auf ihn los, ein Schrei, den er ausstieß, erstarb unter dem Anebel, den man ihm zwischen die Zähne schob, zu gleicher Zeit sah er sich zu Boden geworfen und an Händen und Füßen gebunden.

Ein Mann in einem langen Pelz mit einer Sammlarve vor dem Gesichte schien den ganzen Ueberfall zu befehligen. Auf seinen Wink wurde dem Gefangenen ein Sack über den Kopf gezogen, der ihn vollkommen blendete. Constantin fühlte sich hierauf von kräftigen Armen aufgehoben und in einen Schlitten geworfen, eine Decke wurde über ihn gezogen, vier Füße stellten sich auf ihn wie auf einen Schemel oder einen Jagdhund, den man im Schlitten mit sich nimmt. Dann erklang das Geläute silberhell und die Pferde setzten sich schnaubend in Bewegung.

Während der Fahrt hörte Constantin zwei bekannte Stimmen, eine männliche und eine weibliche sich ungezwungen und heiter unterhalten.

Als der Schlitten stille stand, wurde der Gefangene nicht allzu sanft aus demselben gerissen und fortgebracht, er empfand deutlich, daß man ihn eine Treppe hinauf und nach einer Weile noch um vieles tiefer hinabtrug. Endlich schien das Ziel erreicht. Man setzte ihn auf eine Art Block, löste die Stricke, mit denen er bisher gefesselt war, ein Frauengewand rauschte, der Sack wurde abgenommen. Constantin sah sich in einem kellerartigen Verließ von echt altpolnischem, grauenhaften

Charakter, das nur durch eine Fackel, die an der Wand in einer eisernen Klammer stak, düster erhellt wurde und in das man von oben über eine steile Wendeltreppe gelangte. Er athmete Moder und Feuchtigkeit. Vor ihm stand die Dame in Pelz, noch immer tief verschleiert. In einiger Entfernung harrten zwei Vermummte ihrer Befehle.

Sie entfernte jetzt auch den Nebel, der Constantin am Sprechen hinderte und betrachtete schweigend ihren Gefangenen.

„Was für ein seltsamer Scherz, Petrowna“, begann der Gefangene.

„Ich bin es, aber es handelt sich hier um keinen Scherz.“ Petrowna nahm den Schleier ab und zeigte Constantin ihr ernstes, entschlossenes Gesicht.

„Was haben Sie also mit mir vor?“

„Vielleicht ist es meine Absicht, Rache zu nehmen für die Beleidigung, die Sie mir angethan haben.“

„Sie vergessen, daß ich nur um Hilfe zu rufen brauche.“

„O! täuschen Sie sich nicht. Hier hört Sie niemand, hier sind Sie todt für die Welt, lebendig begraben.“

„Man wird mich vermissen und wird nachforschen —“

„Ohne Zweifel, aber man wird Sie nicht finden. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, der Sie in so strafbarer Weise nahegetreten sind, daß Sie vollkommen in meiner Gewalt sind und das mich nichts in der Welt zu

hindern vermag, mit Ihnen zu beginnen, was ich nur will, was mir meine gekränkte Mädchenwürde, Rache-
lust oder selbst Grausamkeit eingibt. Ich kann Sie tödten, sobald es mir nur beliebt.“

Etwas wie ein Schauer kam über Constantin, er begann an den Ernst seiner Lage zu glauben.

„Ich werde Sie aber nicht tödten“, fuhr Petrowna fort, „es macht mir ungleich mehr Vergnügen, Sie zu bestrafen und dann — leben zu lassen.“

„Ich sehe ein, daß ich gefehlt habe“, seufzte Constantin.

Petrowna lachte auf. „In Ihrer Lage bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig.“

„Ich habe tief bereut, daß ich jenen sinnlosen Verleumdungen Glauben schenkte, aber ein falscher Stolz hielt mich ab, mich Ihnen auf's neue zu nähern.“

„Natürlich! ein ehrliches, unbeflecktes Mädchen beschimpfen, das ist männlich, aber diesem Mädchen eine Genugthuung geben, hieße seiner Würde vergeben. Schämen Sie sich.

„Ich schäme mich in der That.“

Petrowna ging, die Arme auf der Brust gekreuzt, schweigend und mit heftigen Schritten auf und ab, ihr großer, dunkler Pelz flog um sie, wie eine schwarze, glänzende Wolke.

„Was haben Sie also mit mir vor, Petrowna?“ fragte endlich Constantin.

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihn durch-

dringend an, mit einem Blicke der alles Böse verhieß. „Ich bin noch nicht entschlossen“, sprach sie mit einer Stimme, die hart und unerbittlich klang, „entweder ich werde Sie zwingen, mir Ihre Hand zu reichen und mich sogleich nach der Trauung wieder von Ihnen trennen, oder —“

„Niemals werde ich in eine solche Ehe willigen“, unterbrach sie Constantin.

„Oder“, fuhr Petrowna fort mit einem Lächeln, das sein Blut erstarren machte, „werde ich dem Major meine Hand reichen, nachdem er meine Rache an Ihnen vollzogen hat.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein.“

„Es ist mein Ernst.“

Wieder ging das entschlossene Mädchen einige Zeit auf und ab.

„Wie wollen sie mich hindern, sobald ich wieder meine Freiheit erlangt habe, die Gerichte —“

Petrowna begann laut zu lachen. „Sie haben kein Mittel, die Wahrheit ihrer Anklage zu beweisen. Man wird Sie also für wahnsinnig halten und in ein Irrenhaus sperren.“

„Entsetzlich.“

„Ich hoffe es wird nicht dahin kommen“, sprach Petrowna, „denn ich werde Sie zwingen, mir Ihre Hand zu reichen.“

„Das sind romanhafte Ideen.“

„In diesem Falle sind sie sehr praktisch, denn Sie

sind in meiner Hand und ich bin nicht die Person, von meiner Gewalt einen beschränkten Gebrauch zu machen. Machen Sie sich auf das ärgste gefaßt.“ Petrowna nahm die Fackel, stieg die Treppe rasch empor, schoß die Fallthüre und ließ Constantin in einer unheimlichen, das Herz beklemmenden Finsterniß zurück.

Einige Augenblicke später trat sie in ihrer rothen Hermelinkazabaika, mit lustig fliegenden Böpfen, mädchenhaft, heiter und sorglos in den kleinen Saal, in welchem der Major mit Leopoldina beim flackernden Ofen saß, beide still, die Blicke zu Boden gerichtet, er damit beschäftigt, seinen schwarzen Schnurrbart aufzudrehen, sie mit den weißen Fingern in dem dunkeln Pelzwerk ihrer Kazabaika spielend.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Petrowna, deren Sache es unter keinen Umständen war, mit ihren Bemerkungen hinter dem Berge zu halten. „Haben Sie einen Korb bekommen, Major?“

„Sie errathen.“

„Trösten Sie sich, wenn Leopoldina spröde bleibt, heirate ich Sie.“

„Scherze nicht“, sagte Leopoldina, das Näschen emporziehend, „Du kennst meine Vorsätze. Wenn ich noch einen Mann lieben könnte, wäre es der Major, aber ich bin zu sehr getäuscht, ja empfindlich gekränkt worden. Ich hasse die Männer und werde niemals heiraten.“

„Nun wir wollen hoffen, daß wie in allem auch hier die Zeit das Beste thun wird“, sagte Petrowna.

„Ich achte den Major zu sehr, um ihm Illusionen zu erwecken“, warf Leopoldina ein.

„Das ist sehr schön von Dir“, versetzte Petrowna, „aber er liebt Dich und hat nicht die Absicht, Dich ohne weiteres aufzugeben. Ich verlange von Dir, daß Du ihm mindestens Gelegenheit gibst, Deine Vorurtheile zu besiegen.“

„Es wird mir jederzeit eine Ehre sein, wenn der Herr Major mich besucht.“

„Was Ehre?“ spottete Petrowna, „ein Vernügen wird es Dir sein, aber damit bin ich nicht zufrieden, Du versprichst auf der Stelle, jeden zweiten Tag bei mir mit dem Major zusammenzukommen, oder —

„Ich werde auch in den Kerker geworfen.“

„So ist es.“

„Mein Wort also.“ Leopoldina reichte dem Major lächelnd ihre schöne Hand, die er feurig küßte.

Siebentes Kapitel.

Eine Pistole versagt und eine Tretmühle thut ihre Schuldigkeit.

„Der Stein muß viele Schläge erhalten, ehe eine Statue aus ihm wird.

Italienisches Sprichwort.

Jaroslaw hielt sich bei seinem Vater in Trojza versteckt, den ganzen Tag saß er in irgend einem dunkeln Winkel und brütete, keine Macht der Welt war im Stande, ihn zu bewegen, an irgend etwas Hand zu legen. Der Alte, der selbst so thätig, so eifrig in allem war, betrachtete ihn mit einem Gefühl, daß aus Verachtung und Kummer gemischt war. Endlich, an einem jener schönen, ruhigen Wintertage, welche unser Land auszeichnen, und die an Fröhlichkeit den herrlichsten Sommertagen nichts nachgeben, sagte Gaschin zu seinem Sohne: „Das kann so nicht länger fortgehen, Du mußt mir vor allem hinaus an die Luft. Ich habe vom Juden Simon Swinkeles in der Stadt

zweihundert Gulden für Korn zu erhalten, er hätte vor drei Tagen schon zahlen müssen, Du wirst hingehen und das Geld holen.“

„Könnte ich nicht fahren?“ fragte Jaroslaw, er sah dabei aus, wie wenn er vollkommen erschöpft wäre.

„Nein, Du wirst gehen.“

Jaroslaw seufzte, stülpte eine Lammfellmütze auf sein weißblondes Haar, zog einen neuen Sierack seines Vaters an und machte sich langsam auf den Weg.

Die weite beschneite Fläche, von der Sonne beglänzt, war mit zahllosen, kleinen flimmernden Sternen bedeckt, Funken zogen in blitzenden Strömen hin und her, dem Leuchten des Meeres vergleichbar. Das kräftige Licht legte sich wie eine starke Vergoldung um die in Schnee gehüllten Hütten, Zäune, Bäume, Gesträuche, Ziehbrunnen und Schotterhaufen, -ja um jedes noch so kleine Flöckchen, das an einem Aste schwebte, um jeden noch so winzigen Eiszapfen, der von einer Rinne herabhing. Die Landschaft hatte etwas Geschiedenes, Festliches an sich.

Die Berge standen in der Ferne wie eine diamantene Wand, der Wald erglühte im bengalischen Feuer. Und überall war Leben.

Ein großer Stabe kreifte in den Lüften, von der Sonne beleuchtet, wie ein metallenes Wappenthier erscheinend, Krähen zogen in schwarzen Geschwadern krächzend vorüber, Lerchen liefen auf der Kaiserstraße hin und her, und suchten die Körner auf, die irgend

ein mit Frucht beladener Schlitten umhergestreut hatte. Ein kleines Wiesel im weißen Winterkleide kam unter einem Steinhaufen hervor, um sich zu wärmen, aus unendlicher Weite schlug das hungrige Heulen eines Wolfes an das Ohr.

Unmittelbar an der Brücke, die über den Bruth führte, kam Jaroslaw mit lustigem Geläute ein Schlitten entgegen. Er blieb stehen und sein Herz zuckte schmerzhaft zusammen. Hinter einem hölzernen schwarzen Bären, der aufrecht stehend mit erhobenen Tagen und offenem Rachen jeden zu zerreißen drohte, saß in weichen, dunkeln Fellen versunken Sidonia in einem penséesamntenen Hermelinpelz, eine Rosafarbenmütze aus Hermelin auf die goldrothen Locken gedrückt und an ihrer Seite lenkte der Major, im schwarzen, mit Marderpelz besetzten Sammtrock, eine Marderfutschma auf dem Kopfe, die feurigen Klappen, die das schöne, glückliche Paar zogen.

Jaroslaw, vom Wahnsinn verschmähter Liebe und sinnverwirrender Eifersucht dämonisch erfaßt, stellte sich ihnen in den Weg und schrie aus voller Brust: „Vorwärts! Göttin! Dein Anbeter wirft sich wie ein indischer Götzendiener demüthig unter Deine Pferde, zermahme mich, während ich Dein Lob singe und Dir zujauchze.“

Der Major hielt das feurige Gespann mit aller Kraft zurück, aber schon lag Jaroslaw mit dem Antlitz zur Erde mitten in der Straße und die Hufe der Pferde berührten ihn.

„Stehen Sie auf“, gebot sein Nebenbuhler, indem er sich im Schlitten aufrichtete, „was sind das für neue Narrenstreiche? Ich befehle Ihnen aufzustehen.“

„Ich will, daß Sie über mich wegfahren“, rief Jaroslaw.

„Noch einmal, stehen Sie auf.“

„Tödten Sie mich.“

„Wenn er es so haben will, wozu ihn schonen“, murmelte Sidonia, „ein solcher Thor verdient nichts Besseres.“

„Ich aber will, daß er aufsteht“, rief der Major, schwang die Peitsche und traf Jaroslaw, und da dieser sich noch immer nicht regte, ließ er die Hiebe hagel-dicht auf ihn niederfallen, bis der unglückliche Poet plötzlich aufsprang und unter Verwünschungen, von der Peitsche seines Nebenbuhlers und dem Lachen seiner treulosen Geliebten grausam verfolgt, die Flucht ergriff. Der Schlitten flog davon und Jaroslaw die geballten Fäuste zum Himmel erhebend, forderte vergebens einen Blitz, der seine Peiniger zerschmettern sollte.

Er saß lange Zeit auf einem Schotterhaufen und weinte, dann stand er plötzlich auf und ging rasch der Stadt zu. Er fand den Juden, erhielt von diesem das Geld, kaufte bei einem Trödler eine alte Pistole, kaufte Pulver, Blei und Kapseln, und brachte den Rest seinem Vater.

„Es fehlen sieben Gulden“, sagte dieser.

„Ich habe einen Mann getroffen“, gab Jaroslaw zur Antwort, „dem ich so viel schuldig war und mußte sie ihm geben.“ Er benützte die Zeit, wo alle in der großen Stube beim Essen saßen, um eine Kugel zu gießen und die Pistole zu laden.

Sie beteten eben daneben das Vater unser, als er die Kapsel aufsetzte und die Pistole auf seine Stirne richtete.

In dem Augenblicke, wo er abdrückte, trat sein Vater ein. Die Pistole versagte, aber der Alte hörte die Kapsel knallen und begriff sofort, was hier vorgegangen war. Er entriß seinem Sohne die Waffe.

„Bist Du von Sinnen, gottvergessener Heidensohn?“ schrie er, „eine solche Sünde zu begehen, sich das Leben nehmen zu wollen eines Weibes, einer Jüdin wegen. Herbei Leute! hier ist ein Narr, ergreift ihn und fesselt ihn.“

„Aber das ist ein Irrthum“, stammelte Jaroslaw.

„Ein Wahnsinniger bist Du“, fuhr Gaschin fort, „ein Gotteslästerer.“

„Ich wollte nur die Pistole probiren —“

„Fragt nicht weiter und bindet ihn“, wendete sich Gaschin zu seinen Leuten, welche indeß eingetreten waren. Jaroslaw dachte nicht an Gegenwehr. Die Knechte ergriffen ihn, die Mägde schnürten ihm mit starken Stricken Hände und Füße zusammen, dann schleppten sie ihn in die Kammer, und der Alte sperrte die Thüre und zog den Schlüssel ab.

Eine Weile blieb Jaroslaw allein, seinen Meditationen überlassen, dann erschien sein Vater. „Ich habe einen berittenen Boten in die Stadt geschickt“, begann er streng, „erwarte Deinen Richter.“

„Wer soll mich richten?“

„Frau Nadeschda wird es thun“, gab der Alte zur Antwort, „Gott erhalte sie, was sie gut findet und gerecht, das wird mit Dir geschehen. Bete und gehe in Dich.“

Es war Abend, die grauen Schleier der Dämmerung waren vor der Helle des Schnees im Sternenglanze verschwommen, nur in der großen Stube war es dunkel und Gaschin zündete eben zwei große Wachskerzen in messingenen Leuchtern an, als Nadeschda, in fließender, dunkler Schleppe und langem, schwarzen Pelz, eine Rosakenmütze von gleichem Pelzwerk auf dem strengen, schönen Haupte, majestätisch wie eine Herrscherin und erhaben wie eine Richterin hereintrat.

„Was ist geschehen?“ fragte sie, indem sie ihre schwarzen Stulphandschuhe auszog.

„Der Verbrecher wird Ihnen auf der Stelle vorgeführt werden“, erwiderte Gaschin, stellte einen Tisch in die Mitte, bedeckte ihn mit einem dunkeln Tuch, stellte die Kerzen auf denselben und zwischen dieselben ein Kreuzifix, stellte endlich einen Stuhl hinter den Tisch und bat Nadeschda Platz zu nehmen.

„Aber sagt mir nur, Gaschin, was ich hier soll, was diese Vorbereitungen zu bedeuten haben?“ fragte

sie, indem sie sich setzte. „Euer Bote hat mir nur gesagt, daß ein Unglück geschehen ist.“

„Ein Unglück hat Gott verhütet, aber eine große Sünde ist begangen worden. Sie werden in dieser Sache richten, gnädige Frau, gerecht, aber ohne Erbarmen.“

Der Alte verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken mit Jaroslaw zurück, dem die Fesseln an den Füßen so weit gelockert waren, daß er mit einiger Anstrengung ein paar Schritte machen konnte. Als er Nadeschda erblickte, schlug er seine kleinen, wasserblauen Augen beschämt zu Boden und seufzte.

„Auf die Kniee, Glender, auf die Kniee“, rief Gaschin, ergriff Jaroslaw beim Genick und stieß ihn zur Erde nieder, so daß er jetzt in der That wie ein Verbrecher vergangener Zeiten vor seinem Richter, zu Nadeschda's Füßen lag.

„Was hat er denn verbrochen?“ fragte diese, die schönen, ruhigen Augen auf Jaroslaw heftend.

„Dieser große Sünder“, entgegnete Gaschin unter schweren Seufzern, „seiner selbst und Gottes vergessend, wollte Hand an sich legen.“

„Aus welchem Grunde?“

„Weil so eine ehrvergessene Frau, mit der er eine Amur hatte, eine Jüdin drinnen in der Stadt, ihn zum besten hatte, wie er es nicht besser verdiente, und sich einen anderen Cavalier genommen hat.“

„Jaroslaw“, sagte Nadeschda, „Sie haben schwer gefehlt, an Ihrem alten Vater und an sich selbst, doch es ist nicht meine, nicht unsere Sache, hier zu richten, laßt ihn frei, Gaschin, er soll sehen, wie er mit seinem Gewissen zurecht kommt und mit seinem Gott.“

„Nein, gnädige Herrin“, sprach der Alte, „so kann diese Sache nicht enden, er muß bestraft werden.“

„Ihr seid der Vater, straft ihn.“

„Ich werde ihn strafen, aber nach Ihrem Spruche. Ich bitte nochmals ihn zu richten.“

„Er war von Sinnen, als er diese verdammungswerthe That beging“, sagte Nadeschda, „nur solche, die bei vollem Verstande sind, kann man verurtheilen.“

„Richtig“, gab der Alte zur Antwort, „ich bitte also um Ihre Entscheidung. Ist er nicht bei Sinnen, so werde ich ihn in das Narrenhaus schicken, ist er aber bei Verstand, so soll er drei Tage Buße thun in der Kirche, auf seinen Knien, soll beten, fasten, und eine Geißel soll neben ihm liegen, mit der ein jeder, der in die Kirche kommt, ihm Beistand leisten soll, als guter Christ, Gott zu versöhnen, und dann soll er einen Stock erhalten und einen Bettelsack und soll fortziehen in die weite Welt, ich verstoße ihn, mein Sohn ist er nicht mehr.“

Jaroslaw begann laut zu weinen.

„Ihr seid zu hart, Gaschin“, sagte Nadeschda, „Ihr seht, daß er bereut, es ist Eure Sache, ihn zu strafen, wie man ein Kind bestraft und ihm dann zu

vergeben. Auch der verlorene Sohn wurde von seinem Vater wieder aufgenommen.“

„Das ist wahr.“

„Ihr habt mich zur Richterin eingesetzt“, sprach Nadeschda, indem sie sich erhob und mit ruhiger Würde vor den zu ihren Füßen schluchzenden Jaroslaw hintrat, „so werde ich denn richten.“

„Wir bitten darum.“

„Das ist ein Kranker, den Ihr zu heilen habt, kein Verbrecher“, fuhr Nadeschda fort, „er hat kranke Gedanken und kranke Empfindungen, von denen Ihr ihn befreien müßt.“

„In welcher Weise?“

„Nehmt ihm alles, was mit seinen Einbildungen zusammenhängt, laßt ihn wieder Bauernkleider tragen und vor allem lehrt ihn arbeiten.“

„Ein kluges Wort“, sagte der Alte, „und wir wollen es uns zu Herzen nehmen und genau darnach handeln, aber verzeihen Sie mir, gnädige Herrin, das ist doch nicht genug. Er muß bestraft werden, meinetwegen wie ein ungehorsames Kind, aber ohne Züchtigung kann es nicht abgehen.“

„Nun, so gebt ihm die Karbassowa zur Frau“, rief Nadeschda mit einem übermüthigen Lachen, „dann ist er genug bestraft.“

Damit verließ sie die Stube und stieg in ihren Schlitten, der vor dem Bauerhose bereit stand.

In dem Augenblicke, wo sie sich in ihrem Pelze

zurecht setzte, grinste sie ein schlaues, böses Frauengesicht aus einem blutrothen Kopftuche gar freundlich an und zwei Lippen berührten ihre Schulter. „Wir werden ihn schon kuriren, Herrin, Gnädige“, sagte eine energische Stimme, „und er soll arbeiten lernen, Sie werden mit uns zufrieden sein.“

Es war die Karbassowa, das Weib, das Jaroslaw mehr als irgend etwas in der Welt haßte, die so sprach. Als das silberne Geläute von Nadeschda's Schlitten, in der Ferne verflungen war, kehrte sie mit Gaschin in sein Haus zurück und sie traten in die Kammer, um sich zu besprechen. Der Alte nahm auf einer Bank Platz und die Karbassowa setzte sich auf eine bemalte Truhe, wobei sie ihren Schafspelz ebenso vorsichtig aufhob wie eine Dame ihren Zobelpelz. Die Unterredung hatte etwas Feierliches und Vorsichtiges an sich. Zwei Diplomaten können nicht mit größerer Feinheit unterhandeln als es hier der kleinrussische Bauer und die Bäuerin thaten.

Als sie im Keinen waren, traten sie zusammen in die Stube, in der Jaroslaw noch immer auf den Knien lag. Niemand hatte daran gedacht ihn aufzuheben und auch jetzt dachte niemand daran.

„Da ist er“, sprach der Alte ruhig, „nimm ihn mit.“

„Was habt Ihr mit mir vor?“ fragte Jaroslaw erschrocken.

„Schweig“, herrschte ihm Gaschin zu, „Du hast Dein Urtheil vernommen. Ergib Dich also.“

Die Karbassowa lockerte noch ein wenig die Fessel, die Jaroslaw's Füße zusammenschnürte, so daß er aufstehen konnte und führte ihn fort.

Bei der Schenke machte sie Halt und trat hinein, um sich, wie sie sagte, Courage anzutrinken. Dann erst führte sie Jaroslaw in ihr Haus und setzte sich ihm gegenüber auf der Ofenbank nieder.

„Mein Kind“, begann sie, ihn verlobt anspielend, „Du hast Dich sehr schlecht aufgeführt, zur Strafe dafür wirst Du mich jetzt heiraten.“

„Eher werde ich dem Teufel meine Seele verschreiben“, sagte Jaroslaw trotzig.

„Nun, ich bin auch kein Engel“, gab die Karbassowa stolz zur Antwort. „Ich habe übrigens alles schon mit Deinem Vater abgemacht. Ich gebe dem Alten für Dich ein Stierkalb und sechs Lämmer, dafür wirst Du mein Knecht sein, so lange es mir beliebt, und wenn ich sehe, daß Du gut thust, heirate ich Dich, bis dahin mache Dich aber gefaßt strenge gehalten zu werden, ich bin die Frau, verstehst Du, ich befehle, Du gehorchst.“

„Und wenn ich nicht gehorche?“

„Du wirst gehorchen, denn ich werde es Dich lehren.“

Sie nahm ihn beim Genick, stieß ihn vor sich her, sperrte ihn in einen Schweinsstall und ließ ihn die Nacht gebunden, auf schmutziger Streu zubringen.

Am nächsten Morgen zeigte der neue Knecht der

energischen Starbassowa bereits eine gewisse Gefügigkeit, er zog ohne Widerrede die Bauernkleider an, die sie ihm gab und begann, unter schwerem Seufzern, das Holz, das sie ihm zu schneiden befahl, mit der Säge zu bearbeiten. Im Verlaufe weniger Tage hatte er sich in die meisten ländlichen Arbeiten der Winterzeit so ziemlich hineingefunden, nur als in der sechsten Nacht, die er im Hause der streng regierenden Wittwe zubrachte, ein starker Schneefall eintrat und sie ihm am Morgen den Fahrweg auszuschaufeln befahl, erklärte er nach einem schwachen Versuche, daß sei er nicht im Stande.

„So, ist Dir diese Arbeit zu schwer?“ spottete die Starbassowa, „nun gut, ich werde Dich abrichten, daß Dir fortan alles leicht wie ein Spiel erscheinen soll. Komm mit mir.“

Jaroslaw ahnte Böses, aber er gehorchte. Die Starbassowa führte ihn in einen Raum, den er noch nicht betreten hatte und in dem er eine ihm ganz fremde Vorrichtung sah. Sie stellte ihn an einen bestimmten Platz und ehe er recht wußte, um was es sich handle, hatte sie ihm eingespannt wie ein Pferd.

„Was soll ich denn da?“ fragte er zaghaft.

„Kennst Du das nicht?“ lachte sie, „das ist eine Tretmühle. Für gewöhnlich spanne ich ein Pferd ein, heute wirst Du aber dessen Stelle einnehmen. Vorwärts also.“

Jaroslaw begann zu arbeiten, in kurzer Zeit rann

ihm der Schweiß von der Stirne und seine Brust begann zu feuchen. „Ich kann nicht mehr“, jammerte er, „daß übersteigt meine Kräfte.“

„O! Du bist ja nicht schwach, es fehlt Dir nur an Muth“, sagte die Karbassowa, „ich werde Dich also antreiben.“

Sie ergriff die Peitsche und schon zeigte Jaroslaw die erstaunlichste Kraft, ja er wagte nicht einmal mehr zu seufzen.

So arbeitete der Verfasser der „Dornen ohne Rosen“ vom Morgen bis zum Mittag, und vom Mittag bis zum Abend in der Treitmühle und von da an gab es nichts mehr, was ihm zu schwer erschienen wäre.

Die Karbassowa erzog ihn in ihrer Weise, nicht eben sanft, aber dafür rasch und mit dem schönsten Erfolge zur Arbeit.

Etwas über vier Wochen waren seit jenem Abende vergangen, wo Nadeschda sein Urtheil gesprochen hatte, da erschien Jaroslaw bei ihr, um sie zu seiner Hochzeit mit der Karbassowa einzuladen. Er war vollkommen verändert, trug Bauernkleider, hatte kurzes Haar, volle rothe Backen und lebhaftige Augen.

„Sie haben mich geheilt, gnädige Frau“, sagte er, „ich sehe jetzt selbst, ich taue besser zum Pflug als zur Leier, und da Apollo nicht mehr auf Erden wandelt, um die schlechten Poeten zu schinden, so hat diese ver-teufelte Karbassowa mich dafür bearbeitet und Sie

sehen, es hat mir wohlgethan. Wir heiraten am Sonntag. Sie schießt wohl ein wenig, aber sie hat 70 Foch Grund, sie ist allerdings um 10 Jahre älter als ich, aber dafür eine Wirthin wie keine zweite, sie ist zwar etwas dick, besitzt aber 14 Kühe, 4 Pferde und 8 Ochsen, gewiß hat sie keine feinen, sondern ziemlich grobe Hände, es ist aber zu erwägen, daß sie bei 60 Schafe im Stalle hat, lesen und schreiben kann sie nicht, indeß sind 18 Bienenstöcke auch nicht zu verachten."

Nadeschda lachte. „Ich sehe, Sie sind praktisch geworden“, sagte sie, ihn schalkhaft ansehend, „es scheint also, daß die Tretmühle ihre Schuldigkeit gethan hat.“

„Das hat sie“, erwiderte Jaroslaw, „aber ich kann sagen, ich habe genau das erhalten, was ich verdient habe, und das kann kaum ein Zweiter in dieser Welt sagen.“

Achtes Kapitel.

Lüge und Wahrheit.

„Für Deine Lügen mich zu rächen,
Werd' ich von Dir die Wahrheit sprechen.“
Ephraim Moses Kuh. *)

„Haben Sie den Artikel in der „Wahrheit“ gegen Diogen Kremenowitsch gelesen?“ das war die erste Frage, die, sobald zwei Bekannte zusammentrafen, hastig gestellt und stets mit einem „Ja“ beantwortet wurde. Noch nie waren die gebildeten Bewohner der Kreisstadt in solche Aufregung versetzt worden als an jenem Samstag, wo die betreffende Nummer des von Nadeschda geleiteten Blattes ausgegeben worden war.

Der Artikel hatte die Aufschrift: „Ein moderner Philosoph“ und lautete:

„In unserer Mitte weilt ein gar seltsamer Geist. Viele halten ihn für einen guten und wieder viele andere für einen bösen Geist, er ist aber strenge ge-

*) Deutscher Epigrammatiker, geboren 1731.

nommen keines von Beiden. Ein Drittel Petchorin*), ein Drittel Mephistopheles und ein Drittel Falstaff, ist dieser Unglückliche eigentlich nur ein bedauernswerthes Opfer seiner eigenen, ungezügelter Phantasie.

Er wird von seinen Einbildungen so vollkommen beherrscht, daß er alles, was ihm dieselben vorspiegeln, für wahr hält und als Thatsachen unter die Leute bringt. Deshalb halten ihn einige für einen Aufschneider, andere für einen Lügner und wieder andere für einen Verleumder, aber sie alle thun ihm ohne Zweifel unrecht. Er ist ein Märtyrer seiner Begriffsverwirrung und vielleicht auch seines schlechten Gedächtnisses.

Seine Einbildungen beziehen sich auf die Gegenwart und auf die Zukunft, vor allem aber auf die Vergangenheit. Er sieht alles, was ihm im Leben begegnet ist, wie auf der Platte eines Photographen, verkehrt und aus dieser unglücklichen Seelenanlage entspringen alle seine anderen Irrthümer. Er sieht in sich einen unglücklichen Ehemann, der von seiner Frau nicht verstanden, grausam mißhandelt und zuletzt treulos verrathen wurde.

Unsere Leser errathen, daß genau das Gegentheil hiervon wahr ist, daß was diesem seltsamen Geiste schwarz erscheint, in Wirklichkeit weiß war und umgekehrt.

*) Die Hauptfigur des berühmten Romans „Der Held unserer Tage“ von Vermontov.

Wir sind über seine Frau und seine Ehe sehr gut unterrichtet. Seine Frau ist kein Engel, sie besitzt ohne Zweifel große Fehler, aber gewiß ist es, daß nicht diese Fehler zur Trennung der Ehe geführt haben, sondern eine bemitleidenswerthe Schwäche dieses starken Geistes.

Unser Philosoph litt an einer wahrhaft krankhaften Eifersucht. Nicht daß seine Frau ihm hiezu Anlaß gegeben hätte, er selbst suchte mit wollüstiger Selbstpeinigung jeden Anlaß auf. Da seine Frau sich von niemandem den Hof machen ließ, da sie für andere Männer nicht einmal ein Wort, einen Blick, ein Lächeln hatte, genügt es seinem Wahnsinn, daß ein anderer Mann sie schön fand, um in ihr die größte Sünderin zu erblicken.

Sie trug lange, dunkle Locken. Irgend jemand bewunderte dieselben. Sofort mußte sie dieselben abschneiden. Ein Lob, daß ihrem majestätischen Aussehen im Pelz gespendet wurde, und sie war verurtheilt zu frieren. „Ich schwärme einmal für Einfachheit,“ sagte er, „der Perftail ist meine Leidenschaft.“ Sie durfte fortan nur Waschkleider tragen. Der seltsame Weise rottete alles, was Schönheit, was Anmuth an ihr war, unerbittlich aus, ihre Schönheit war ein Verbrechen in seinen Augen, erst als sie niemandem mehr gefiel, als sie von niemandem mehr bemerkt wurde, war er zufrieden.

Ja, er trieb es so weit, daß sie ihm selbst nicht mehr gefiel.

Nun begann er sie zu hassen, zu mißhandeln, ihre Gesellschaft zu meiden, Schauspielerinnen und Modedamen aufzusuchen und endlich Maitressen zu halten. Hier schien er auch seine Schwärmerei merkwürdigerweise vollkommen zu vergessen, für diese ehrvergessenen Frauen, denen er zu Füßen lag, die auf ihm herumtraten, war kein Juwel zu kostbar, kein Pelz zu prachtvoll. Sie dursteten wie Fürstinnen an seinem Arme erscheinen, während sein treues Weib, das arme Aschenbrödel, zu Hause saß und weinte.

Endlich kam ein Tag, wo sie ihm Vorstellungen zu machen wagte, verständige, sanfte Vorstellungen, aber sie genügten, um seine ganze Rohheit zu entfesseln.

Er verlachte sie und drohte sie zu — schlagen.

Dies war der Grund, der einzige Grund, weshalb ihn die beleidigte Frau verließ.

Er stürzte sich hierauf in wilde Ausschweifungen, während sie — die Arme hatte keine Kinder — sich von der Welt zurückzog und in die Welt des Geistes flüchtete, um ganz nur den Wissenschaften und den Künsten zu leben.

In Folge einer merkwürdigen Selbsttäuschung sah er in sich den Märtyrer, in ihr die Schuldbeladene, und nun von galanten Frauen in der That mißhandelt und verrathen, klagte er nicht diese Verworfenen ihres Geschlechts, klagte er nicht sich selbst, immer nur seine

Frau, immer nur das Weib als solches an. So ist er zum Pessimisten, zum Weiberfeind geworden. Dieser exzentrische, jeder Thorheit, jeder Ausartung fähige Mensch, spielt jetzt den Weisen, das Orakel aller Männer, er drängt sich in alle Verhältnisse, trennt die Liebenden, stört die Ehen und sieht in dem Altweibergeschäft des Klatsches seine erhabene Mission. Forschen wir dagegen seiner Frau nach, so finden wir sie in einer regen und nützlichen, eines klaren und strengen, männlichen Geistes würdigen Thätigkeit. So haben diese beiden Menschen gleichsam ihre Rollen vertauscht und es wird der Welt leicht, zwischen ihnen zu entscheiden.“

Diogen gab sich alle Mühe, im Kreise seiner Anhänger, diesen Angriff zu bespötteln, aber seine Worte hatten alle eine verdächtige Bitterkeit an sich und es gelang ihm nicht einmal, ironisch zu lächeln. Er fühlte, daß etwas geschehen mußte, wählte indeß in seiner Verblendung den unglücklichsten Weg. Ein Lemberger Journal brachte ein „Eingefendet,“ in welchem die Angaben der „Wahrheit,“ einen gewissen Philosophen betreffend, einfach als Lügen bezeichnet wurden.

Man war nun begreiflicher Weise auf Nadeschda's Entgegnung gespannt.

Frau Ossokin dachte indeß keinen Augenblick daran, den Federkrieg fortzusetzen. Sie fuhr noch denselben Abend nach Slobudka und kam dort mit dem Major zusammen. Petrowna ließ die Beiden allein. Als sie

in das Zimmer zurückkehrte, küßte der Major eben mit einer auffallenden Ergebenheit Madeschda's Hand.

„Unser Bündniß ist abgeschlossen,“ sagte er lebhaft, „ich stehe vollkommen zu ihren Diensten. Befehlen Sie, ich werde gehorchen.“

Am folgenden Morgen erschien er mit Barèe in Diogen's Wohnung. Dieser empfing sie in seiner imponirenden Weise eines Grand Seigneurs, zeigte sich aber zu gleicher Zeit sehr aufgereggt und sogar ein wenig verlegen.

„Sie wissen,“ begann der Major, „daß der gegen Sie in der „Wahrheit“ erschienene Artikel von Frau Ossokin herrührt —“

„Das ist mir neu.“

„O! Sie wissen das ebenso gut als wir nicht im Zweifel darüber sind, das jenes „Gingefendet“ —“

„Ich muß bitten —“

„Wir lassen uns nicht auf Debatten ein,“ unterbrach ihn der Major ziemlich paschamäßig, „Frau Ossokin verlangt, daß Sie ihre beleidigenden Ausdrücke zurücknehmen und ihr Abbitte leisten.“

„Und wenn ich dies nicht thue?“

„Dann sind wir beauftragt, Genugthuung mit den Waffen in der Hand zu verlangen.“

„In wessen Namen?“

„Im Namen derselben Dame.“

Diogen begnügte sich laut zu lachen.

„Ich bitte nicht zu lachen.“

„Aber Sie können doch nicht verlangen, daß ich bei einem so gelungenen Spaß ernsthaft bleibe.“

„Es ist hier von keinem Scherz die Rede.“

„Ich kann mich doch nicht mit einer Frau duelliren?“

„Das hätten Sie wissen müssen, ehe Sie diese Frau beleidigt haben. Personen, denen man keine Satisfaction geben kann oder will, darf man auch nicht beleidigen, und wenn man es dennoch thut, so ist dies weder tapfer noch ritterlich.“

„Herr Major!“

„Nehmen Sie also das Duell an oder nicht?“

„Nein.“

„Dann entledige ich mich also meines letzten Auftrages,“ sagte der Major, „Frau Ossokin wird sich in diesem Falle gezwungen sehen, die Satisfaction, die Sie ihr verweigern, selbst zu nehmen und Sie, wo sie Sie trifft, mit der Reitpeitsche zu traktiren.“

„Ich sehe, daß man mich zwingen will, eine Komödie zu spielen,“ erwiderte Diogen, der blutroth geworden war, mit einem spöttischen Lächeln, „ich nehme also das Duell an und werde Ihnen heute noch meine Sekundanten senden.“

Am folgenden Morgen erschien Diogen auf dem bestimmten Platze, einer vom Wald umgebenen Wiese bei Trojza, einige Minuten vor der festgesetzten Stunde, in Begleitung Erasm's und Melbachowski's, die ihm nur mit Widerwillen als Zeugen dienten. Es schlug eben auf dem Kirchturm 8 Uhr, als mit silber-

hellem Geläute ein Schlitten heranzufuhr, in dem Nadeschda mit dem Major, Barèe und dem Regimentsarzte der Husaren saß. Der Major hielt die Pferde an und Nadeschda, dicht verschleiert, in einen langen, schwarzen Pelz gehüllt, eine Kosakenmütze von schwarzem Pelzwerk auf dem Kopfe, sprang leicht aus dem Schlitten in den Schnee.

Diogen erbehte leise bei ihrem Anblicke.

Man begrüßte sich, die Sekundanten versuchten noch einmal ohne Erfolg eine Versöhnung herbeizuführen, dann wurde die Distanz abgesteckt, der Major und Melbachowski luden die Pistolen und die seltsamen Gegner traten einander gegenüber.

Diogen erhob zuerst die Pistole und schoß in die Luft.

„Das heißt das Duell unmöglich machen!“ rief Nadeschda, indem sie die Pistole senkte.

Beim Klange ihrer Stimme faßte es Diogen wie ein jäher Schreck, er entfärbte sich und seine Kniee versagten den Dienst. „Ich kann doch nicht auf eine Frau schießen,“ sagte er mit vibrierender Stimme.

„Ich bitte, gnädige Frau, lassen Sie mich Ihre Stelle einnehmen,“ rief der Major.

„Oder mich,“ beeilte sich der alte napoleonische Offizier zu sagen.

Nadeschda schüttelte den Kopf. „Herr Remenowitsch soll auf mich schießen oder widerrufen,“ sprach sie stolz.

„Ich kann nicht widerrufen,“ erwiderte Diogen

nach Athem ringend, „ich habe nur die Wahrheit vertheidigt, es scheint, daß Sie schlecht unterrichtet sind.“

„Ich? schlecht unterrichtet?“ rief Nadeschda, „wagen Sie es, mir das ins Gesicht zu sagen?“ Sie ging rasch und majestätisch auf ihn zu und schlug den Schleier zurück.

Diogen starrte mit einem räthselhaften Entsetzen in dieses schöne strenge Antlitz, daß sich ihm so unerwartet enthüllt hatte und von den ruhigen, blauen Augen, die ihn aus demselben strafend anblickten, besiegt, unterjocht, vernichtet, wich er mehrere Schritte zurück und stammelte ein paar Worte, die Niemand verstand.

Langsam ließ Nadeschda den Schleier wieder fallen und kehrte dem Zermalnten den Rücken.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Triumph,“ sagte der Major, sich vor ihr verneigend.

Nadeschda verließ den Kampfplatz als Siegerin.

Diogen blieb zurück, zu Tode verwundet.

Erst als das silberhelle Geläute des Schlittens, der Nadeschda entführte, hinter dem Walde verklang, fand er Worte: „Wo waren meine Augen? wo blieb mein Urtheil?“ rief er aus, „ein solches Weib zu beleidigen! ist das eine Puppe? wo ist eine zweite Frau wie sie? Und wie sie schön ist! Die alten Flammen schlagen aus der Asche und versengen mich. Ich liebe sie, ich liebe sie noch immer und habe sie verloren durch meine Schuld. O! meine Freunde, ich bin besiegt, ich liege

vor ihr und sie kann mich mit Füßen treten, wenn sie will.“

„Was für ein Räthsel!“ rief Grazm.

„Erklären Sie uns doch!“ bat Melbachowski.

„O! das ist bald erklärt,“ seufzte Diogen, „ich bildete mir ein, ein Weiser, ein Philosoph zu sein! ein Thor bin ich, der sein Glück von sich gestoßen hat.“

„Wie?“

„Ich verstehe noch immer nicht.“

„Verstehen Sie das? Nadeschda ist das einzige Weib, daß diesen Namen verdient, vor dessen Charakter, Herz und Geist ich mich beuge und sie ist zugleich das schönste Weib der Erde, und dieses Weib —“

„Nun?“

„Dieses Weib ist — meine Frau.“

Ende des dritten Bandes.

Die
Republik der Weiberfeinde.

Roman in zwei Büchern

von

Sacher-Masach.

Vierter Band.



Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1878.

~~~~~  
**Alle Rechte vorbehalten.**  
~~~~~

Neuntes Kapitel.

Ein Roman zwischen Eheleuten.

„Und wenn sie ein Jahrhundert währen würde, die glückliche Liebe ist immer nur ein Augenblick.“

Propertius.

Grasm liebte es, nach dem Speisen, sein Gewehr umzuhängen und mit seinem Hunde die beschneiten Felder, die Gebüsche und den jungen Wald zu durchstreifen. Manchmal fand er einen Hasen, dessen im Schnee deutlich abgezeichnete Spur er verfolgte, oder einen Fuchs, der in der Dämmerung auf Raub ausging, oder er scheuchte in einem Kukuruzfeld eine Kette Rebhühner auf. Nicht selten schoß er einen der vielen Geier, welche dem Dorfe Besuch abstatteten, um Hühner zu entführen.

Als er eines Abends, ziemlich erfroren, seinen blonden Bart mit Reif bedeckt, zurückkehrte und durch die Hinterthüre, von niemandem bemerkt, in den Edelhof trat und die dunkle Treppe emporstieg, hörte er

plötzlich ein klägliches Geschrei. Er blieb stehen und horchte. Es kam offenbar aus seiner Wohnung.

„Ohne Zweifel eine kleine Kaze,“ sagte er zu sich selbst, „Gott weiß, wer wieder dem armen Thiere etwas zugefügt hat.“

Er stellte sein Gewehr im Speisezimmer nieder, hing die Jagdtasche über einen Sessel und folgte seinem Hunde, der mit lautem Jubel voraneilte durch die Flucht der Zimmer bis in das letzte, das früher Severina bewohnt hatte. Von hier aus kam die weinerliche Musik.

Als Graßm eintrat, fand er aber statt des gesuchten Käzchens ein Kind, das laut schrie und über die Wiege, in der es lag, eine feine schlanke Frauengestalt gebeugt, deren Toilette, ein goldbrauner Seidenrock und eine Kazabaita von Penseesammit mit grauem Wehpelz besetzt, sowie die hohe griechische Frisur ihm eine Fremde anzukündigen schienen. Doch wahrte die Täuschung nur einen Augenblick.

Die junge Mutter wendete sich rasch um und Graßm blickte in das vor Scham und Freude glühende Gesicht Severina's, das sich im nächsten Augenblicke mit einem lauten Aufschrei an seiner Brust barg. Er hielt die Verlorene, ihm plötzlich Wiedergegebene fest und zärtlich umschlungen und bedeckte sie mit Küssen, während sein Hund bellend an Beiden empor sprang und das Kind mit einem Male ruhig wurde. Graßm nahm es aus der Wiege und es lachte ihn an, nun

Ich bin ein Mann
der die Welt
mit seinen Taten
verändert hat
und die Menschen
zu dem Guten
geführt hat

Die Welt ist
ein großer Garten
den wir kultivieren
müssen
um die Früchte
des Friedens
ernten zu können

kommen?
Es ist die Pflicht
aller guten Menschen
gezeigt bei den
Kriegen
aus, denn
Bald kamen
leht erichien der
bouquet.

Es war ein
erste seit langer Zeit,

und das Kind mit einem Engelslächeln in seiner Wiege schlief und der Hund als treuer Wächter unter derselben, da lag ein Mann der glücklich war, glücklich ohne Grenzen, zu den Füßen seiner jungen, reizenden Frau und warb um ihre Liebe zum zweiten Male.

Nun folgte ein Honigmond ohne Ende, ein Roman in der Ehe, voll jenes Reizes und jenes Behagens, die in anmuthigem Vereine nur in dem von der Sitte geheiligten Frieden des Hauses zwischen Mann und Frau blühen und gedeihen können.

Erasm. war von neuem und zwar in viel feurigerer Weise in Severina verliebt. Sobald nur am Morgen ihre helle Stimme ertönte, eilte er vor ihrem Bette niederzuknieen und ihre Füße mit den Pelzpantoffeln zu bekleiden. Dann reichte er ihr den prächtigen mit schwarzem Pelz gefütterten und üppig ausgeschlagenen Schlafrock von grünem Atlas, aus dem jetzt ihr kokettes Negligee bestand, und ergözte sich jedesmal daran, wenn ihre vollen, weißen Arme sich in die dunkeln Felle schmiegen, und wenn er ihr denselben abnahm, vergaß er gewiß nie, das von den schönen Schultern seines jungen Weibes hold erwärmte Pelzwerk an seine Lippen zu führen und je mehr Severina über ihn lachte, um so abgöttischer wurde er in seiner Verehrung, er küßte ihre kleinen Füße, ihre Pantoffel, den Saum ihres Kleides.

Wenn das Kind wach wurde, nahm er es auf seine Arme und lachte und sprach zu ihm, und küßte es und unterhielt es durch tausend Possen.

Er liebte es, seinen Kaffee schwarz und ohne Zucker zu nehmen, er versüßte sich ihn aber, indem er immer wieder die Hände seiner Frau mit Küssen bedeckte, oder mit glücklichen Blicken den anmuthigen Bewegungen folgte, mit denen sie alle ihre Verrichtungen beim Frühstück begleitete.

Er fand sie immer entzückend, auch wenn sie, nachdem sie ihre Toilette gemacht hatte — sie war jetzt immer schnell frisirt und angezogen — in einem einfachen Scharafan und Häubchen, den Schlüsselbund am Gürtel, Vormittags den Edelfhof durchheulte, um bald hier, bald dort als gute Wirthin ihre Anordnungen zu ertheilen. Wie oft, wenn er für einige Minuten seine Arbeiten unterbrach, suchte er sie in der Speisekammer auf, während sie der Köchin vorgab, oder in der Waschküche. Beim Essen ließ er es sich nicht nehmen, als der erste ihrer Diener zu erscheinen. Niemand durfte ihr etwas reichen, niemand ihre Befehle ausführen, als er, und so gewöhnte sie sich langsam daran, ihm zu befehlen und je mehr sie ihm befahl, je mehr sie ihn hin und herschickte, um so wohler fühlte er sich, um so heiterer war er.

Es entging ihm aber andererseits nicht, daß sein Hund, den sie sonst mit Unwillen behandelt hatte, jetzt ihre besondere Gunst genoß, daß er unter dem Tisch zu ihren Füßen liegen durfte, daß sie ihm selbst zu essen gab, und während der Siesta, die sie nach dem Dineo

und das Kind mit einem Engelslächeln in
schief und der Hund als treuer Wächter
da lag ein Mann der glücklich war
Grenzen, zu den Füßen seiner jung-
und warb um ihre Liebe zum zw-

Nun folgte ein Honigmond
in der Ehe, voll jenes Reiz
die in anmuthigem Vereine
geheiligten Frieden des F
Frau blühen und gedeih-

Grasm. war von r,
Weise in Severina de
ihre helle Stimme
niederzuknieen und
zu bekleiden. D
schwarzem Pelz
Schlafrock vor

Negligees be-
wenn ihre
Felle sehr
vergaß
seines
Lipp
um
ib
ne ritten zusammen und Grasm war
nehmen Lage, seiner reizenden Amazone
Steigbügel anbieten zu können, oder er
Bergungen, sie in den Schlitten heben zu
und sie mit energischer Hand die Zügel und
handhaben zu sehen, oder sie erschien in
kurzen, pikanten Eislaufkostüme und sie
sich zu dem kleinen Teiche, der in ihrem
lag, und er durfte ihr, zu ihren Füßen liegend,
Schuhe anschnallen, sie bewundern, wenn sie

auf dem Eise beschrieb, sie verfolgen,
unwillig entfloh und ihren rothen
Lippen so frisch war wie eine Rose,
zu küssen, wenn er sie endlich

hinder auf die Jagd,
für Grasm, die
schmeicheln ver-
suchte, die sanften, guten
Lippen lust funkeln zu sehen.

in der Kreisstadt zur Zeit
Grasm glühte vor Stolz, wenn
er der fürstlichen Toilette, ihrem großen
er ihrem granatrothen Sammtkostüme mit
als alle anderen Damen in Schatten stellte.
wurde dann, wenn ihre Hand auf seinem Arm lag,
ein paar Zoll größer und warf herausfordernde
Blicke um sich.

Mit Anbruch der Dunkelheit wurde der Kaffee
genommen. Waren sie außer dem Hause gewesen, so
kehrten sie um diese Zeit zurück und Severina zog
sich so hübsch und so bequem wie nur möglich an, um
ihrem Manne die Traulichkeit der Abendstunden durch
die schöne Behaglichkeit ihrer Erscheinung möglichst zu
erhöhen. Sie trug nie eines jener modernen Kleider,
deren Fischbeinpanzer die weiblichen Formen so sehr
entstellen, sondern eine lange, fließende Seidenschleppe
und darüber eine weite, mit Pelz gefüllte und besetzte

hielten, aus ihm ihren Schemel machte, so daß Crasm manchmal etwas wie Neid empfand, wenn Severina's kleiner Fuß im zierlichen Pelzpantoffel unter dem glänzenden Seidensaum hervorkam und sich in Burlaks zottigem Fell bettete. Sie saßen dann oder lagen eigentlich halb auf einem niederen türkischen Diban, der ganz aus weichen Polstern bestand, und Severina beklagte sich nie mehr über Crasm's lange Pfeife, sondern stopfte ihm dieselbe sogar selbst und zündete sie auch selbst an, ja noch mehr, sie ließ sich von ihm kleine Papierossi drehen und rauchte mit. Es war dies die Zeit, wo sie die Zeitungen lasen und wo Crasm mit seiner Frau alles besprach, was ihm in politischen Dingen auf den Herzen lag, eine gute polnische Sitte, die mindestens um vieles edler ist, als die deutsche Kannegießerei im Wirthshause. An schönen Nachmittagen machte sich das glückliche Paar kräftige Bewegung im Freien.

Entweder sie ritten zusammen und Crasm war in der angenehmen Lage, seiner reizenden Amazone die Hand als Steigbügel anbieten zu können, oder er hatte das Vergnügen, sie in den Schlitten heben zu dürfen, und sie mit energischer Hand die Zügel und die Peitsche handhaben zu sehen, oder sie erschien in einem ihrer kurzen, pikanten Eislaufkostüme und sie begaben sich zu dem kleinen Teiche, der in ihrem Garten lag, und er durfte ihr, zu ihren Füßen liegend, die Schlittschuhe anschnallen, sie bewundern, wenn sie

kühne Figuren auf dem Eise beschrieb, sie verfolgen, wenn sie ihm muthwillig entflohen und ihren rothen Mund, der vom Froste so frisch war wie eine Rose, auf die der Reif gefallen ist, küssen, wenn er sie endlich gefangen nahm.

Sie gingen auch miteinander auf die Jagd, und es war nicht der letzte Reiz für Erasim, die kleine Hand, die ihm so süß zu schmeicheln verstand, mit soviel Geschick tödten, die sanften, guten Augen in heiterer Mordlust funkeln zu sehen. Manchmal erschienen sie in der Kreisstadt zur Zeit der Promenade und Erasim glühte vor Stolz, wenn Severina in ihrer fürstlichen Toilette, ihrem großen Zobelpelz oder ihrem granatrothen Sammtkostüme mit Silberfuchs alle anderen Damen in Schatten stellte. Er wurde dann, wenn ihre Hand auf seinem Arm lag, um ein paar Zoll größer und warf herausfordernde Blicke um sich.

Mit Anbruch der Dunkelheit wurde der Kaffee genommen. Waren sie außer dem Hause gewesen, so kehrten sie um diese Zeit zurück und Severina zog sich so hübsch und so bequem wie nur möglich an, um ihrem Manne die Traulichkeit der Abendstunden durch die schöne Behaglichkeit ihrer Erscheinung möglichst zu erhöhen. Sie trug nie eines jener modernen Kleider, deren Fischbeinpanzer die weiblichen Formen so sehr entstellen, sondern eine lange, fließende Seidenschleppe und darüber eine weite, mit Pelz gefüllte und besetzte

Tasche, oder einen Pelzschlafrock, sie entwickelte in dieser Haustoilette einen großen Luxus. Auf dem Kopfe trug sie ein Goldnetz oder einen Schleier, auf venetianische Art gesteckt, oder sie befestigte eine Blume in dem goldblonden Haar.

Nachdem Erasim sie bewundert hatte — er bewunderte sie jetzt immer — und ihr liebliches Gesicht und ihre Hände mit Küssen bedeckt hatte, saßen sie bis zum Nachtessen auf dem türkischen Divan und lasen zusammen gute Bücher oder sie spielten zusammen vierhändig gute Musik, oder sie sang und er begleitete sie. Alle guten Geißen der Menschheit, Forscher, Poeten und Musiker, Maler und Bildner schienen dann um sie zu weilen. Sie sammelten in großen Albums Abbildungen der großen Bauwerke, der berühmten Statuen und Gemälde und ergözten sich daran, sie zu betrachten und sie zu besprechen. Später begannen sie sogar, kleine naturwissenschaftliche Versuche zu machen. Ein Mikroskop kam in's Haus, ein kleines Fernrohr wurde aufgestellt, ein chemischer Herd eingerichtet. Sie nahmen sich vor, im Sommer Steine, Pflanzen und alle Arten von Thieren zu sammeln.

Severina begann in Aquarell zu malen. Das erste Bildchen, das sie vollendete und Erasim zum Geschenk machte, stellte ein Pärchen sich schnäbelnder Tauben dar und trug als Unterschrift die Worte des römischen Dichters Propertius: „Nimm Du ihre Einigkeit zum

Muster, dieses süßes Bärchen hat keine Untreue zu befürchten.“

Manchmal kamen auch Abends die Eltern und die Schwestern Severina's oder andere Gäste, die Störung wirkte dann als ein neuer Reiz und der Zwang, den sich die Eheleute auferlegen mußten, ließ ihnen dann die Stunden ungetrübten Zusammenseins nur um so köstlicher erscheinen. Doch sorgte auch Severina selbst dafür, daß Graßm nicht durch ruhig fortfließende Stunden vollkommener Harmonie übersättigt wurde. Sie hatte Nadeschda's Lehren nicht vergessen und machte der Schule der Ehe, die sie bei ihr durchgemacht hatte, alle Ehre.

So oft sie nur ein Kreis von Herren umgab, verstand sie es, ohne kokett zu erscheinen oder sich nur das mindeste zu vergeben, einen oder den Anderen oder alle dahin zu bewegen, daß sie ihr huldigten und konnte dann so allerliebft spotten und Graßm so graziös martern, wenn er Symptome von Eifersucht zeigte.

War sie gewöhnlich heiter, gütig, pikant und gesprächig, so schaffte sie sich doch auch hie und da ganz unerwartet Launen an, gab Graßm keine Antwort, legte plötzlich das Buch, den Queue oder was sie sonst in der Hand hatte, weg und ließ ihn allein, oder war, wenn er sich in der Wirthschaft umsah und zurückkehrte, fortgefahren, man wußte nicht wohin, oder wandelte vom Morgen bis zum Abend stumm, kalt und theilnahmlos wie

eine Statue umher, oder zeigte sich grausam und unbittlich, wenn er liebetrunken zu ihren Füßen lag und um eine Schäferstunde flehte, lachte über seine Verzweiflung und sperrte sich endlich in ihrem Zimmer ein.

Wie selig war er aber auch dafür, wenn sie sich nach dem Nachtessen von ihm in ihr Schlafgemach begleiten ließ, wenn er ihr die Pelzpantoffeln abstreifen und die kleinen Füße küssen durfte und dann die Hände, den duftigen Mund, und endlich, nachdem er das dunkle Pelzwerk ihres Schlafrockes auseinander geschlagen, die weiße, liebliche Büste, und daneben athmete ihr Kind in der Wiege und regte sich sanft wie der Flügelschlag eines Engels. Und wie oft kam er Nachts leise in ihr Zimmer, um ihren friedlichen Schlaf zu belauschen und sich noch einmal über die Wiege seines Kindes zu beugen. Dann webte ringsum ein Friede so tief und so voll wie sein Glück, nur daß vielleicht ein Mäuschen irgendwo leise nagte oder eine Grille im Gemäuer ihr freundliches Lied ertönen ließ.

Behntes Kapitel.

Die wunderthätige Kazabaika.

„Unsere Leidenschaften sind wahre Wönige,
wie der alte verbrennt, steigt der neue
sogleich aus der Nische hervor.“

Goethe in den Wahlverwandtschaften.

Nadeschda, die einen Sieg nach dem anderen erfochten hatte, der nichts unmöglich erschien, zu deren Füßen jetzt alle Menschen lagen, die Frauen ebenso gut wie die Männer, unternahm es endlich auch, von den Bitten der schönen Armenierin bestürzt, den entflohenen Anbeter in ihre Arme zurückzuführen. Sie traf Melbachowski eines Abends bei Graßm, sehr eifrig damit beschäftigt, Severina den Hof zu machen, verwickelte ihn in ein Gespräch und bezauberte ihn so vollständig, daß er alles versprach, was sie nur von ihm verlangte.

Schon den nächsten Nachmittag kam er, allerdings ziemlich aufgereggt und auch ein wenig schüchtern zu Leofadia.

Wie lange hatte er ihr Haus, ihr Boudoir nicht betreten, das niedliche Zimmer, wo er in duftender Laube zu ihren Füßen saß. Diese Laube war aus Camilien und Rosen in kostbaren Geschirren gebildet, auf deren grünen Zweigen sich goldgelbe Canarienvögel wiegten und sangen, indeß an den Fenstern Eisblumen glänzten und Schneeflocken gleich silbernen Faltern um dieselben flogen.

Als er eintrat, schimmerte ein Streifen Hermelin durch das Blattwerk, sein Herz pochte, er blieb stehen und holte tief Athem.

Der Hermelin regte sich, eine weibliche Gestalt richtete sich auf. „Sind Sie es?“ fragte eine gebrochene Stimme.

Melbachowski stürzte in die Laube und zu Leokadia's Füßen, sie betrachtete ihn kalt und erstaunt. „Ich habe den Major erwartet,“ sagte sie, „aber es ist mir angenehm, daß sie gekommen sind.“

„Ich habe auf einen ganz anderen Empfang gerechnet,“ murmelte Melbachowski, er erhob sich und machte Miene zu gehen. Jetzt erst schlang sie ihre Arme um ihn und hielt ihn zurück. „Sie haben mich lange genug gequält,“ flüsterte sie, „nun lassen Sie sich ein wenig von mir quälen.“

„Ich bitte Sie, es ist doch besser, wenn man sich versteht und sich gegenseitig Liebes thut.“

„Sie schwärmen für die Einförmigkeit.“

„Jedenfalls ist es nicht nach meinem¹ Geschmacke, täglich von neuen Zweifeln gepeinigt zu werden.“

Leofadia schufzte. „Ich werde mir also alle Mühe geben, so zu sein, wie Sie es haben wollen.“

„Und wie denken Sie über unsere Verbindung?“

„Ich bin bereit, sobald Sie es wünschen.“

„Es wird das Beste sein, ich gehe gleich morgen zum Pfarrer.“

„Gewiß wird das das Beste sein.“

So schien die Harmonie wieder hergestellt. Melbachowski that alle Schritte, die nöthig waren, um seine Vermählung mit Fran Agapiowitsch zu beschleunigen, als aber der Tag kam, wo sie mit ihm und den Zeugen zum Pfarrer gehen sollte, um das Eheversprechen abzugeben, bekam sie eine furchtbare Migraine und war sogar für ihn unsichtbar. Melbachowski zeigte sich sehr besorgt und Jeffka lachte ihn aus.

„Es wird wieder einmal Theater gespielt,“ sagte sie, indem sie die Lippen trotzig aufwarf.

Zwei Wochen vergingen, während denen Leofadia in den Leiden, von denen sie heimgesucht wurde, eine merkwürdige Abwechslung entwickelte, und nach diesen zwei Wochen stand Melbachowski genau auf demselben Punkte wie früher.

Ohne Zweifel hätte die schlaue Armenierin wieder das alte Spiel für Monate, ja vielleicht Jahre hinaus mit ihm getrieben, wenn Jeffka nicht gewesen wäre, aber dieses Naturkind begnügte sich nicht mehr, Melbachowski zu bemitleiden oder auszulachen, sondern begann mit der Klugheit einer Bäuerin und der

Ausdauer einer Sarmatin in das Gewebe ihrer Herrin einzugreifen, die Fäden desselben zu verwirren und die Schlingen, die sie um den Geliebten legte, zu zerreißen.

„Sind Sie bei Verstand,“ flüsterte sie einmal Melbachowski zu, „sehen Sie denn nicht, daß die Frau Sie nicht liebt, daß sie überhaupt keinen Menschen liebt als sich selbst, daß Sie ihr nur dazu dienen, sich die Zeit zu vertreiben?“

„Sie hoffen, daß die Frau Sie heiraten wird,“ sagte sie ein anderes Mal, „ich schwöre Ihnen aber, daß Sie eher mit einem Steine Hochzeit halten oder eine Wölfin rühren werden.“ Wieder einmal erwartete Jeffka den Verehrer ihrer Herrin unter dem Thore und zog ihn in einen dunkeln Winkel. „Der Major ist bei ihr,“ sagte sie, „die Frau langweilt sich, wenn alles so ruhig seinen Weg geht, sie hat die Absicht, Sie eifersüchtig zu machen.“

Diese Absicht gelang Leofadia trotz Jeffka's Warnung vollständig. Ihre beiden Verehrer benahmen sich beim Thee wie zwei in einem Käfig gesperrte Löwen, welche nur das gebietende Auge und die Drahtpeitsche der Thierbändigerin im Zaume hält.

Als der Major sich endlich empfahl, begann Melbachowski zu rasen. Leofadia hörte ihm eine Weile zu, seine Eifersucht amüsirte sie, dann sagte sie mit einer Gleichgültigkeit, die Melbachowski empörte: „Der Major ist ein schöner Mann, er könnte mir in

der That gefährlich werden, das leugne ich durchaus nicht. Sie sehen, daß ich aufrichtig bin."

"Ich will nichts mehr vom Major hören," schrie Melbachowski auf, „Sie werden morgen mit mir zum Pfarrer gehen."

„Wenn ich wohl bin, mit Vergnügen."

Am folgenden Tage hatte sich aber wieder eine heftige Migraine eingestellt.

„Wir werden also fahren," entschied Melbachowski.

„Wohin?"

„Zum Pfarrer."

„Es ist mir unmöglich, Toilette zu machen."

„Also bleiben Sie im Regliee: ich hole den Wagen."

„Wie grausam Sie sein können," seufzte die Armenierin, „sehen Sie denn nicht, daß ich dieses Ruhebett nicht verlassen kann, ich leide so sehr!"

„Gut. Ich fahre nach Hause," erwiderte Melbachowski grimmig, „benachrichtigen Sie mich, wenn Sie wohl genug sind, um mit mir zum Pfarrer zu gehen."

Der Major schickte den Kutscher nach Hause, um den Wagen zu holen. Er blieb aber nicht lange weg, denn er hatte die Armenierin nicht verlassen können. Er brachte sie zum Pfarrer, wo sie sich sofort in das Ruhebett legte.

Der Pfarrer kam sofort und fragte nach dem Befinden der Armenierin. Er sah sie sehr bleich an und fragte, was los sei.

„Ich habe eine Migraine," erwiderte sie.

„Nein, auf dem Eisplatz, mit dem Major.“

„Unmöglich.“

„Ueberzeugen Sie sich.“

Melbachowski eilte zu dem kleinen Teiche, auf dem die schöne Welt der Kreisstadt sich im Schlittschuhlaufen übte, und richtig, da war Leofadia, die wohl und heiter, reich gekleidet und kokett, Hand in Hand mit dem Major ihre Kunst sehen und sich bewundern ließ.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Genesung,“ rief ihr Melbachowski zu.

„Der Major meinte, die Luft werde mir gut thun,“ erwiderte Leofadia ruhig, „und wirklich, ich fühle mich besser.“

„Sie haben mich zum Besten,“ murmelte Melbachowski, „aber ich bin nicht mehr ganz so thöricht wie früher, ich danke für die Lektion, die Sie mir heute ertheilt haben und bitte Sie, sich einen anderen Narren zu suchen.“ Er eilte zurück in die Stadt, stieg in den Schlitten und fuhr nach Hause. Man sah ihn acht Tage gar nicht, dann kam er Abends zu Birowki, als aber Leofadia, von Leopoldina schnell avisirt, eintrat, erhob er sich und ging mit Ostentation fort.

Wieder sendete die schöne Wittwe ihre Diplomaten zu ihm.

Zuerst Jesska, die sich eine volle Stunde in Debeslawze aufhielt, nur um Melbachowski in seinem

Troß zu bestärken, dann den alten Barèe. Dieser nahm wahr die Partei Leofadia's. „Wozu quälen Sie sich selbst so sehr?“ sagte er, „die Gewalt, die wir uns anthun, um nicht zu lieben, ist oft viel grausamer als die Härte der Person, die wir lieben.“

„Ich habe den ernstesten Entschluß, mich Frau Agapowitsch nicht mehr zu nähern,“ gab Melbachowski zur Antwort, „ja, es war schon ein großer Fehler von mir, diese Liaison noch einmal zu erneuern. Sie haben La Rochefoucault citirt, ich erwidere Ihnen mit einem anderen geistreichen französischen Schriftsteller: Ein schlecht verlöschtes Feuer kann sich noch einmal entzünden, aber es brennt nie mehr gut.“

Barèe mußte unverrichteter Sache heimkehren. „Wissen Sie, was meine Ansicht ist,“ sprach er zu Leofadia, „er liebt eine Andere.“

„Bin ich etwa nicht mehr schön,“ rief die Armenierin aus, „lügt mein Spiegel?“

Barèe sagte nichts, sondern zog sein „Wörterbuch der Liebe heraus und schlug es auf. Sie las: Die Schönheit ohne Anmuth ist eine Angel ohne Köder.“

„Bin ich etwa plump?“

„Nein, aber stets übler Laune.“

„Er liebt eine Andere! wiederholte Leofadia aufgeregt, „ich will doch sehen.“ Sie rief Jeffka, ertheilte einige Befehle und während das Mädchen rasch einen Koffer mit verschiedenen Toilettengegenständen füllte, schminkte sie sich so kraftvoll, daß sie eine halbe Stunde

später, eine lebendige Marmorgöttin mit Rosen auf den Wangen, in ihren großen Pelz schlüpfen und den Schlitten besteigen konnte.

Melbachowski prüfte eben im Hofe von Debeslawze ein Pferd, daß ihm ein Jude zum Verkaufe anbot, als Leofadia und Jeffka angefahren kamen. Seine Miene verrieth nichts Gutes.

„Sie freuen sich nicht sehr, mich zu sehen,“ begann Leofadia, die ohne seine Hilfe aussteigen mußte.

„Ich widerspreche in keiner Weise,“ entgegnete er, „ich sehe übrigens, daß Ninon d'Enclos ihr Geschlecht sehr gut kannte, wenn sie die Behauptung aufstellte, daß es oft viel schwerer sei, sich einer Geliebten zu entledigen als dieselbe zu erobern.“

„Ninon soll recht behalten,“ erwiderte Leofadia, „denn ich werde hier bleiben und Sie zu zähmen versuchen.“

Melbachowski verbeugte sich und fuhr dann fort das Pferd zu besichtigen. Leofadia mußte allein in das Haus treten, aber sie fand sich ganz gut in ihre neue Rolle. Sie wählte drei Zimmer im ersten Stock, zwei für sich und eins für ihr Stubenmädchen ließ ihren Koffer hinaufbringen und begann sich einzurichten. Eine Stunde verging, eine zweite, Melbachowski ließ sich nicht blicken.

Er saß in seinem Cabinet, rauchte und las mit fieberhafter Spannung die grauenhafte, wunderbar kolorirte Geschichte des „Pan Raniowski“ von Magnus-

zewski *), da ging die Thüre auf und ganz leise, wie dort der weibliche Vampyr sich mit dem Rufsruf auf seine Opfer stürzt, schwebte Leofadia herein. Melbachowski schrak zusammen.

„Es scheint, Sie fürchten sich vor mir,“ begann sie spöttisch.

„Nicht im mindesten, es war nur meine Lektüre —“

Sie warf einen Blick in das Buch und lachte laut auf.

„Ohne Zweifel habe ich etwas von einem Vampyr an mir.“

Melbachowski sah sie an und es fiel ihm erst jetzt auf, daß Leofadia bereits für die Nacht Toilette gemacht hatte. Sie trug einen weißen Rock, eine Nachtjacke, und hatte das Haar in Papilloten eingedreht.

„Nun, sehe ich nicht wie ein Vampyr aus?“

„Nein, vielmehr wie ein altes Weib.“

„Sehr galant.“

„Sie fürchten die Ehe, aber mir in einem Liebesverhältnisse alle Enttäuschungen derselben zu bereiten, scheuen Sie sich nicht,“ rief Melbachowski erboßt, „und wissen Sie auch, daß, wenn eine Frau es nicht mehr der Mühe werth findet, sich für einen Mann anzuziehen, sie diesen Mann nicht mehr liebt?“

*) Dieses polnische Musterstück einer historischen Novelle hat Hans Max (Johann Baron von Bäumann) in meisterhafter Weise Deutsch nachgedichtet.

„Der Sultan will seine Sinne geschmeichelt sehen,“ erwiderte Leofadia, die mehr und mehr in Hitze gerieth, „nicht wahr? und die Odaliske hat daher die Pflicht sich zu schmücken. O! ich weiß das und stehe zu Diensten.“ Sie zog die Klingel und als Jeffka kam, befahl sie ihr, sie zu frisiren und anzuziehen.

Melbachowski vertiefte sich wieder in seinen „Raniowski,“ während Leofadia sich mitten im Zimmer auf einen Sessel niederließ. Die Papilloten flogen wie Schneeflocken umher, in wenigen Minuten erhob sich ein imposanter Haarthurm auf dem Kopfe der schönen Wittwe, dann zog sie rasch eine Schleppe von weißem Atlas an, warf die Nachtjacke zu Boden und schlüpfte in ihre rothsammtene, mit Hermelin gefütterte und reich ausgeschlagene Kazabaika. Noch ein Blick in den Spiegel, ein zweiter auf Jeffka, der ihr befahl, daß Zimmer zu verlassen, und dann trat Leofadia, strahlend von Schönheit und Siegesgewißheit, vor Melbachowski hin, schlug ihm das Buch aus der Hand, gab ihm eine schallende Ohrfeige und rief: „Genug des Trozes, hier zu meinen Füßen ist Dein Platz.“

Sie streckte sich auf den alten Divan aus, aus dessen Polstern allerorten das Berg hervortroch, und während Melbachowski raisonnirte und sich die Wange rieb, lachte sie, ließ kokett ihren Fuß sehen und mit feiner Berechnung in dem Augenblicke, als er sich ihr

näherte, den Hermelin von ihren Schultern herabgleiten. Die Kazabaika übte ihr erstes Wunder.

Alle Vorsätze Melbachowski's schwanden dahin wie der Rauch, der aus einer Pfeife emporsteigt. Er kniete wieder vor Leofadia, er umarmte sie leidenschaftlich, er gab ihr seine Seele im Kusse hin.

Sie waren selig, eine Stunde oder etwas mehr.

Dann freilich begannen sie wieder zu zanken.

„Glauben Sie nicht, weil Sie mich schwach gesehen haben, daß ich mich zufrieden gebe,“ sprach er, „ich will, daß Sie mir ihre Hand reichen, verstehen Sie, und dies auf der Stelle.“

„Ein für allemal,“ entgegnete sie, „ich heirate Sie nicht, wenn ich mir einen Mann nehme, so ist es der Major.“

„Wir werden ja sehen.“

„Danken Sie Gott,“ fuhr sie spöttisch fort, „daß ich so gnädig gegen Sie bin. Was verlangen Sie noch mehr?“

Melbachowski lachte wild.

„Spielen Sie nicht den Helden. Ich weiß ja doch, daß ich mit Ihnen machen kann, was ich nur will.“

„Welche Verblendung!“

Leofadia sah ihn scharf an. „Knieen Sie gleich vor mir nieder,“ befahl sie kurz und laut.

„Ich denke nicht daran.“

Sie erhob sich und trat ganz nahe zu ihm hin.

„Werden Sie niederknien?“ Ihre Brust arbeitete heftig, ihre Augen funkelten zornig.

„Nein.“

Sie fuhr ihm in's Gesicht, wahrscheinlich wollte sie ihn fragen, aber er hielt sie bei den Händen fest.

„Lassen Sie mich los,“ kreischte sie.

Er lachte.

„Ich werde böse.“

Er lachte fort.

„Ich bitte Sie -- Sie thun mir weh.“ Jetzt erst ließ er sie frei, sie zog rasch ihre Kazabaika aus, warf sie über den Stuhl, ließ ihren Atlasrock zu Boden fallen, schlüpfte in ihre Nachtjacke, zeigte ihm die Zunge und ging aus dem Zimmer, indem sie die Thüre heftig hinter sich zuschlug.

Eine Viertelstunde verging, dann kam Jeffka. „Die Frau verlangt, daß der gnädige Herr sie um Vergebung bittet.“

„Ich denke nicht daran.“

Nach einer neuen Viertelstunde brachte Jeffka die Nachricht, daß alles gepackt sei und ihre Frau fortfahren werde.

„Ich lasse ihr glückliche Reise wünschen,“ gab Melbachowski zur Antwort, „und vergiß nicht, die Kazabaika und die Schleppe da mitzunehmen.“

Jeffka lachte, hob den Atlasrock auf und legte ihn gleichfalls über den Sessel. „Die Sachen können hier bleiben, sie fährt ja doch nicht.“ Damit verließ

sie das Zimmer und Melbachowski sperrte die Thüre. Vor einem Ueberfalle war er jetzt zwar gesichert, aber er wußte deshalb doch, daß es eine unruhige Nacht geben werde, und beschloß daher, sich nur in seinen Schlafrock zu hüllen und vollkommen angekleidet auf dem Divan zu schlafen.

Er streckte sich aus, las den „Pan Kaniowski“ zu Ende, verlöschte das Licht, drehte sich zur Wand und schlummerte bald ein.

Vor Mitternacht weckte ihn ein Klopfen an der Thür.

„Wer ist da?“

„Ich.“

„Wer?“

„Die Jesska.“

„Bist Du auch toll? Was soll das wieder heißen, mich mitten in der Nacht zu wecken.“

„Die Frau ist sehr krank,“ sagte Jesska.

„Nun, ich bin auch krank. Ich habe die Cholera.“

„Sie sollen hinüber kommen.“

„Ah! die Frau stirbt nicht so schnell.“

„So machen Sie doch nur auf.“

„Ich werde mich hüten, Du garstige Heze.“

Es wurde wieder stille, aber nur für einige Minuten, dann klopfte es wieder.

„Machen Sie auf.“

Melbachowski regte sich nicht und hielt den Athem an.

„Die gnädige Frau ist wirklich krank, sie wünscht einen Arzt.“

Melbachowski hörte Jesska lichern.

„Weshalb lachst Du?“ schrie er plötzlich auf.

„Ich lache nicht, ich weine. Sie schlafen ohnehin nicht, ich lasse Sie nicht schlafen, stehen Sie also auf.“

„Hol' Dich der Teufel.“

„Wir wollen einen Arzt.“

„So soll der Kutischer anspannen und einen aus der Stadt holen.“

Jesska entfernte sich, kehrte jedoch bald zurück.

„Die Herrin kann nicht so lange warten, bis der Arzt kommt,“ rief sie jetzt, „sie leidet furchtbar, sie sollen ihr Tropfen oder sonst etwas senden.“

Melbachowski stellte sich schlafend, aber Jesska trommelte so kräftig mit den Fäusten an die Thüre, daß er endlich wüthend aufsprang, Licht machte, aufsperrte und ihr ein Fläschchen reichte.

„Bringe das Deiner Frau,“ schrie er, „und sage ihr, daß ich Dich mit dem Kantschuk fortjagen werde, wenn Du Dich unterstehst, mich noch einmal zu wecken.“

„Aber Herr —“

„Ich will schlafen, hörst Du, schlafen, schlafen.“

Er beeilte sich so sehr, den Divan wieder aufzusuchen, daß er den Schlüssel umzudrehen vergaß. Die Thüre blieb also offen.

Als Melbachowski erwachte, war es Tag, die Sonne vergoldete die Wand, der er das Gesicht zu-

kehrte, und im Zimmer rauschte es, wie wenn der Herbstwind durch die abgefallenen, dürren Blätter fährt. Er drehte sich herum und gewahrte Leofadia, die in ihrer weißen Atlasschleppe und rothen Kazabaika vor dem Spiegel stand und eben den schwellenden Hermelin um ihre Hüften glatt strich.

„Bereits genesen,“ sagte er spöttisch.

Sie schrak zusammen, wendete sich rasch zu ihm und nun stieß er einen Ausruf des Erstaunens aus. Nicht Leofadia, sondern Jeffka stand vor ihm, aber nicht das bescheidene Stubenmädchen seiner Geliebten, sondern ein Weib, schön wie Venus und glänzend wie eine Fürstin.

Die Kazabaika wirkte ihr zweites Wunder.

„Du bist es, Jeffka?“ stammelte Melbachowski verwirrt, indem er sich die Augen rieb. Sie kam näher, und seltsam, in der flimmernden Atlasrobe und dem schwellenden Pelzwerk, daß sich weich an ihre üppigen Hüften und ihre wunderbare Büste schmiegte, erschien ihr Gang ganz anders, so vornehm träge, so wollüstig, und ihr schöner Kopf mit dem idealen Schnitt des ovalen Gesichtes, mit den frischen Farben, den blendenden Zähnen, der kleinen, trozigen Nase, den schmachtenden, braunen Augen und dem reichen, dunkeln Haar, bekam durch den Hermelin, auf den ein paar ihrer losen Flechten herabfielen, etwas Stolzes, Gebietendes.

„Weißt Du, daß Du schön bist,“ fuhr Melbachowski fort.

„Ich dachte, ich bin eine garstige Hexe.“

„Eine Zauberin allerdings und mir ist, als hättest Du mich bezaubert.“

„Das macht alles die Kazabaika.“

„Wo waren nur meine Augen!“ rief Melbachowski, sie mit Entzücken betrachtend, plötzlich aber besann er sich und indem er ängstlich um sich blickte, fügte er hinzu: „Zieh Dich aber jetzt aus, es könnte die Frau kommen und könnte glauben —“

„Daß Sie mit mir eine Liebschaft haben?“ Jesska begann zu lachen und setzte sich zu ihm. „Das macht ja nichts. Sie soll mich so sehen.“

„Aber ich bitte Dich —“

„Wie Sie sich fürchten —“

„Bedenke doch —“

„Sie lieben also noch immer meine Frau?“ Sie neigte sich zu ihm nieder, der Hermelin, der reich um ihre Hüften lag, berührte elektrisch seine Hand, ihr warmer Athem streifte seine Wange und ihre Augen, ihre Lippen schmachteten ihm entgegen. Er war vollkommen außer sich, er umschlang sie, zog sie an seine Brust und küßte sie, und sie gab ihm den Kuß mit wilder Zärtlichkeit zurück, dann sprang sie aber blitzschnell auf, warf Schleppe und Kazabaika fort und entfloß.

Leofadia ließ jetzt ihren Schlitten anspannen und ihren Koffer hinabtragen. Als Melbachowski

noch immer nicht erscheinen wollte, kam sie reisefertig, im Pelz und Capuchon, verschleiert — sie war nämlich noch nicht geschminkt — in sein Cabinet. „Ich fahre fort,“ sagte sie kalt.

Melbachowski verneigte sich.

„Unsere Liaison betrachte ich als abgebrochen.“

Er verneigte sich wieder.

„Ich werde den Major heiraten.“

Ein drittes Compliment. — Leofadia fieberte vor Wuth. „Adieu, ich gehe.“

Er setzte sich an den Tisch und kehrte ihr den Rücken. Sie stand noch einen Augenblick unentschlossen im Zimmer, dann ging sie langsam zur Thüre hinaus. Fünf Minuten später flog sie im Schlitten der Kreisstadt zu.

Sie war noch nicht lange zu Hause, erschien Melbachowski's Bedienter. Leofadia triumphirte bereits, aber er brachte nur die Atlaschleppe und die wunderthätige Kazabaika, die sie in Debeslawze ver vergessen hatte.

Abends kam der Major zu ihr und Leofadia schickte Jesska um Backwerk in die Zufernia. Es war bereits dunkel, aber im Vorhause brannte noch keine Lampe. Plötzlich löste sich etwas wie ein Schatten von der Wand los und zwei kräftige Arme umfingen das schöne Mädchen. Sie wollte schreien, aber schon schlossen auch zwei brennende Lippen ihren Mund.

„Ich bin es.“

„Sie, Herr Melbachowski? was suchen Sie denn bei uns. Die Frau ist sehr beleidigt.“

„Schweige mir von der Frau. Ich bin wegen Dir gekommen.“

„Sie belieben zu scherzen.“ Jeffka begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Ich verstehe nicht,“ fuhr Melbachowski fort, „daß ich so lange der Narr sein konnte, dieser geschminkten Grimasniza *) zu Diensten zu stehen. Sie hätte mich noch ganz unglücklich gemacht. Aber ich bin jetzt geheilt, vollkommen geheilt durch Dich. Mein Herz gehört Dir, Jeffka. Glaub' mir, daß ich es gut meine. Du — kennst mich, ich bin kein leichtfertiger Mensch. Sag' mir, daß Du mir gehören willst.“

„Mein Gott, Sie waren blind,“ stammelte Jeffka, „und Sie sind es noch. Sehen Sie denn nicht, wie ich Sie liebe.“ Sie umschlang ihn heftig, wild und zärtlich und küßte ihn so rasend, daß seine Lippe blutete.

„Ich entführe Dich auf der Stelle,“ flüsterte Melbachowski.

„Ich muß Doch erst meine Sachen —“

„Nein, Du gehst mit mir so wie Du bist, ich werde Dich in Sammt und Seide kleiden und in

*) Polnischer Spitzname für launenhafte Damen.

weiche Pelze hüllen und Dein Fuß soll über schwellende Teppiche schreiten. Komm.“

„Ich gehe mit Ihnen,“ sagte sie schnell entschlossen. Sie verließen das Haus, eilten zu der Zuzernia und stiegen in den Schlitten. Melbachowski gab Zeffka seinen eigenen Pelz und machte sie wie ein Kind in die warmen Felle und Decken ein. Sie lächelte und ließ es ruhig geschehen. Die Glöckchen erklangen. Melbachowski ergriff die Zügel.

Zehn Minuten später brachte sein Kutscher Leokadia das Backwerk. Diese sah ihn erstaunt an. „Was soll denn das heißen,“ herrschte sie ihm zu, „ich verbitte mir solche Späße. Wo ist mein Stubenmädchen?“

„Mit Zeffka ist das kein Spaß,“ sagte der Kutscher mit einem Seufzer, „sondern großer Ernst. Sie hat den Herrn verzaubert. Sie sind soeben zusammen nach Debeslawze gefahren. Ehe ein Monat vergeht, regiert sie uns alle. Ich kenne das und freue mich nur auf die Prügel, die ich von ihr kriegen werde.“ —

Bierzehn Tage vergingen, in denen Leokadia sich mit Ostentation vom Major den Hof machen ließ, und sogar aussprengte, daß er sie heiraten werde. Es gelang ihr, es bis zu einem Duell mit Sidonia Bukarest zu bringen, die racheschnaubend in ihrer Wohnung erschien und nachdem sich die beiden Damen mit den größten Schimpfworten traktirt und angespuckt hatten, sogar den Versuch machte, Leokadia die Augen aus-

zufragen, aber sie bemühte sich ebenso vergebens, Melbachowski zu reizen, als in die Geheimnisse von Debeslawze einzudringen. Der Erste, der endlich verlässliche Nachrichten brachte, war der alte Barèe. Melbachowski ließ nämlich durch ihn Jeffka im Französischen unterrichten.

Barèe erzählte Wunder von der Liebe und dem zärtlichen Einvernehmen dieser Beiden, Wunder auch von dem Luxus, mit dem Melbachowski die Geliebte umgab.

„Ihr hat nur die Toilette gefehlt,“ versicherte Barèe, „um eine Prinzessin vorzustellen. Sie sollten sie sehen in ihrer weißen Atlaschleppe, ihrer Kazabaika von rothem Sammt mit Hermelin —“.

„Ganz meine Toilette,“ seufzte die Armenierin, „aber sie muß doch immer etwas Gemeines an sich haben.“

„Ich sage Ihnen ja eine vollendete Dame.“

„Mir zieht er so ein Geschöpf vor.“

„Sie ist eine Schönheit, ich versichere.“

„Aber ihre Nase —“

„Um! man hat viel von der Nase der Cleopatra gesprochen, heißt es im Wörterbuch der Liebe, aber die Nasen à la Roxolane, daß heißt die Stumpfnäschen, erhalten fast immer den Vorzug.“

Elftes Kapitel.

Zehn Schritte Barriere.

„Der Löwe ist ins Netz gegangen.“
Firdusi.

Diogen hatte unmittelbar nach jenem seltsamen Zusammentreffen mit seiner Frau die Kreisstadt verlassen. Er wollte reisen, und hatte weit aussehende Pläne, er ging nach Bukarest, von dort nach Odessa und dachte ernstlich daran, über die Krinnun und den Kaukasus in den Orient einzudringen, aber es blieb bei dem Vorsatz. Die Scham trieb ihn fort und die Liebe führte ihn wieder zurück. Eines Tages war er wieder zu Hause und an dem nächsten Sonntage empfing er früh seine Spione, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Als hätten sich alle Juden der Kreisstadt gegen ihn verschworen, sah man diesmal nur Talare und Schmachtlöckchen in der Registratur der Liebe und alle sprachen von seiner Frau, dieser das, jener jenes, aber alle kamen darin überein, daß der Major der erklärte Anbeter Nadeschda's sei. Mit ihm promenirte sie täglich,

mit ihm besuchte sie das Theater, daß eine wandernde Truppe im Gasthof des Adler Grönland Wintscheles aufgeschlagen hatte, mit ihm den Eisplatz, mit ihm unternahm sie weite Schlittensfahrten, und er nahm jeden Abend bei ihr den Thee.

Ein Zufall wollte, daß er sie selbst, eine Stunde später, über die Promenade reiten sehen mußte. Sie ließen ihre schönen Pferde im Schritte gehen und Nadeschda sprach lebhaft mit dem Major und lächelte ihm liebenswürdig zu. Diogen begann zu fiebern.

Er fühlte sich geradezu krank vor Eifersucht, aber er ließ niemand etwas davon merken, sein bleiches Antlitz blieb kalt und seinen trozigen Mund umspielte wieder jenes erhabene, ironische Lächeln, das allen so gefährlich war. Er ging nur aus, wenn es dunkel war, bei Tag sperrte er sich gerne ein, oder erschien im Pelz und Fez auf dem Balkon, um seine lange, türkische Pfeife im Freien zu rauchen und die Vorübergehenden verächtlich zu mustern.

Einmal traf er auf diese Weise mit Leofadia zusammen, die vom Kopf bis zum Fuß in Hermelin gehüllt, gleichfalls auf ihren Balkon hinaustrat, aber nur in der Absicht, sich einigen Husarenoffizieren zu zeigen, die unter ihren Fenstern promenirten.

„Wie steht es mit Ihrem Befinden, Ariadne?“ begann Diogen.

„Warum Ariadne?“

„Nun, hat Sie Ihr Thejeus etwa nicht auch verlassen?“

„Sprechen Sie von Melbachowski?“

„Ah! Sie verrathen, daß ich ebenso gut vom Major sprechen könnte.“

„Der Major hat die ernste Absicht, mich zu heiraten.“

„Wirklich? Und liegt zu den Füßen der Frau Ossokin.“

„Sie wollen sagen zu den Füßen Ihrer Frau.“

Diogen biß sich auf die Lippe. „Und Sie dulden das?“

„Weshalb dulden Sie es?“ versetzte die Armerin.

„Wer sagt Ihnen, daß ich immer ruhig zusehen werde.“

Leofadia zog sich zurück. Sie schrieb auf der Stelle ein unorthographisches Billet an den Major und bat ihn zu sich. Er kam und sie eröffnete den Kampf mit Thränen oder eigentlich mit ihrem Taschentuch, das die mangelnden Thränen ersetzen sollte.

„Sie Undankbarer“, schluchzte sie, schön und effektiv wie eine Schauspielerin, „ich habe Ihnen alles geopfert, alles, habe mich für Sie kompromittirt und Sie bewerben sich jetzt um Nadeschda —“

„Wenn Sie sich durch mich kompromittirt sehen“, erwiderte der Major mit kühler Artigkeit, „so bin ich gezwungen, meine Besuche bei ihnen einzustellen.“

„Ich verstehe, aber Sie vergessen, daß der Gemahl dieser Dame hier ist, er wird mich an Ihnen rächen.“

„Sie sind sehr unflug, Leofadia“, versetzte der Major, „indem Sie mir mit jenem Herrn drohen, nöthigen Sie mich, Frau Ossokin meine Dienste in noch größerem Maße zu weihen und wäre es auch nur um zu beweisen, daß ich mich nicht fürchte.“

Leofadia sah sich von neuem plantirt. Das war mehr, als ihre Eitelkeit ertragen konnte. Sie verschwand eines Tages aus der Kreisstadt, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen und tauchte einige Wochen später in Monaco auf, wo sie leidenschaftlich spielte, als enorm reiche polnische Fürstin galt und von einem Engländer und zwei Wallachen, jungen Bojaren, glühend verehrt wurde.

Diogen, der seinen versteckten Angriff mit Ingrimm scheitern und seine letzte Bundesgenossin die Flucht ergreifen sah, entschloß sich nun offen vorzugehen. Da er einen Konflikt mit dem Major suchte, war der Anlaß zu demselben bald gefunden.

Es war in der Zukiernia. Diogen saß bei einem Tischchen und las Zeitungen und der Major trat ein und begrüßte ihn. Vielleicht lächelte er ein wenig dabei, vielleicht auch nicht, aber Diogen fand, daß er lächelte und das war genügend.

„Wollen Sie mich verspotten“, begann er in hochfahrendem Ton.

„Ich denke nicht daran.“

„Eine Ausrede, die nicht sehr muthig aussieht.“

Der Major trat näher. „Ich verstehe, Sie sind eifersüchtig und suchen deshalb Streit.“

„Eifersüchtig? doch nicht auf Sie?“

„Welche plumpe Wendung für einen Mann von Geist.“

„Finden Sie“, rief Diogen höhniſch, „ich habe eben die Gewohnheit, mit einem jeden ſo zu ſprechen, wie eſ für ihn paßt und werde mich wohl hüten, Ihrem Verſtande zu viel zuzumuthen.“

„Sie vergeſſen, daß ich Soldat bin —“

„Sie wollen damit ſagen, daß Sie das Privilegium haben, albern zu ſein.“

Der Major warf, ſtatt ihm eine Antwort zu geben, Diogen ſeinen Handschuh ins Geſicht. Die anderen Herren, die in dem kleinen Zimmer anweſend waren, traten zwiſchen die Beiden und eſ wurde auf der Stelle ein Rencontre mit Piſtolen für den nächſten Tag ausgemacht.

Da dieſes Zwifchenspiel durchaus nicht im Plane Nadeſchda's lag, ſo hielt der Major ſowohl den Zuſammenstoß mit Diogen als die ernſten Folgen deſſelben vor ihr geheim.

Die Gegner trafen ſich am folgenden Morgen in einem Gehölze in der Nähe von Trojza. Man nahm zehn Schritte Barriere. Zwei Schüſſe fielen. Diogen ſtürzte nieder, ſein Blut färbte den Schnee. Die

Offiziere entfernten sich eilig, während Graßm und Wielbachowski, die ihm als Sekundanten gedient hatten, und der Arzt dem Verwundeten Hilfe leisteten.

Durch die Schüsse herbeigelockt, erschienen Bauern aus Trojza auf dem Kampfplatze, sie holten einen Handschlitten, auf den Stroh geschüttet wurde und führten Diogen langsam in das Dorf, wo er im Hause des alten Gaschin eine herzliche Aufnahme und gute Unterkunft fand. Der Arzt zog die Kugel heraus, die unter der letzten Rippe eingedrungen war und erklärte die Wunde für schwer, aber in keiner Weise gefährlich.

Diogen benahm sich wie es einem Philosophen ziemte und wie es sich bei einem Kleinrussen von selbst verstand, kaltblütig und geduldig und da sich, Dank seiner eisernen Natur, nur ein ganz leichtes Wundfieber einstellte, so fühlte er sich auch ziemlich wohl und scherzte sogar mit den Anwesenden, bis der Arzt alle fortschickte und nur der alte Gaschin bei ihm zurückblieb.

Etwa eine Stunde nach dem Duell erschien Diogen's alter Diener Iwan. Er blieb bei der Thüre stehen, schüttelte den Kopf und seufzte. Die Augen voll Thränen trat er an das Schmerzenslager seines Herrn.

„Nein, solche Thorheiten zu begehen!“ murmelte er, es war alles, was er hervorbrachte.

Gegen Abend kam plötzlich Gaschin geheimnißvoll herein. „Sie müssen ruhig sein“, begann er vorsichtig,

„der Arzt hat es angeordnet. Also nehmen Sie sich zusammen. Es ist jemand da.“

„Wer ist da?“

„Eine Dame.“

In der Thüre erschien eine majestätische Frauengestalt in einen großen, dunkeln Pelz gehüllt und dicht verschleiert.

Diogen begann heftig zu zittern.

Sie sah es, näherte sich rasch seinem Lager und ergriff seine Hand. „Rege Dich nicht auf“, sprach eine tiefe, schöne Stimme, „ich bin es.“ Der Schleier fiel.

„Kadeschda“, murmelte Diogen.

„Ich bleibe bei Dir, bis Du hergestellt bist.“

„Ein Opfer, das ich —“

„Kein Opfer, meine Pflicht. Doch genug davon. Ich bleibe.“ Sie ließ ihren Pelz herabgleiten und setzte sich an das Bett ihres Mannes. „Ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen, aber ich halte es für geboten, Dir einige Aufklärungen zu geben. Dieses Duell war überflüssig, der Major steht mir vollkommen fern. Es wird wohl genügen, wenn ich Dir sage, daß ich mir weder ihm noch einem anderen Manne gegenüber nur das Mindeste vorzuwerfen habe.“

„Ich glaube Dir und danke Dir von ganzem Herzen.“ Diogen ergriff ihre Hand und küßte sie wiederholt.

„Rege Dich nicht auf.“

„Ich bin ruhig, jetzt bin ich es.“ Er legte sich zurück und betrachtete sie mit stummem Entzücken.

Nadeschda blieb also bei ihm und pflegte ihn mit aller Aufopferung eines treuen Weibes, sie verließ sein Zimmer nicht, Tag und Nacht kam sie nicht aus ihren Kleidern und sobald er sich nur leise regte, eilte sie an sein Bett.

Die Genesung schritt unter so günstigen Umständen erstaunlich rasch fort. Schon am sechszehnten Tage konnte Diogen das erste Mal das Bett verlassen.

Er unterhielt sich jetzt gerne und lebhaft mit Nadeschda, die ihm in allem Stand hielt.

„Man sagt, daß die schönen Frauen geistlos sind“, sagte er eines Tages, „das ist auch so eine Phrase, Du bist die verständigste Frau, die mir begegnet ist, und dabei bist Du so schön.“

Ein anderes Mal murmelte er: „Was nützt alle Philosophie, sobald ein Weib auf die Bühne tritt, sind wir alle Sklaven.“

„Du doch nicht?“

„Auch ich, das heißt, ich möchte es sein, Dein Sklave möchte ich sein.“

„Dieses Vergnügen kannst Du ja haben“, lachte Nadeschda, „aber ich würde eine gestrenge Gebieterin sein.“

„Ja, Du bist zur Herrschaft geboren.“

„Jedes Weib, mein Freund.“

„Aber dann nur zu unserm Unglück.“

„Ich gebe dies zu“, erwiderte Nadeschda nach kurzem Nachdenken, „aber daß es so ist, liegt viel mehr am Manne als am Weibe. Die Natur hat die Geschlechter gleichgestellt. Verstehe mich wohl, nicht gleich erschaffen. Das Weib besitzt genau jene Vorzüge, welche dem Manne fehlen, und umgekehrt, deshalb sind sie bestimmt, sich zu ergänzen. Euer Fehler ist es aber, daß wir vollkommen einseitig zur Liebe, ja eigentlich nur zu Eurem Vergnügen erzogen werden, und dann erstaunt Ihr, daß wir in der Regel wohl zu Eurer Favorite oder Despotin, nur sehr selten aber zu Eurer Lebensgefährtin taugen. So lange Ihr uns von Eurer Kultur ausschließt und gleichsam zu Wilden macht, wird immer eine geistige Kluft zwischen Mann und Weib gähnen und eine wahrhafte Ehe, ein Bündniß zwischen Ebenbürtigen unmöglich sein. Ihr dürft daher nur Euch selbst anklagen. Ihr sperrt die Tempel des Geistes vor uns ab und Eure Barbarei geht so weit, von jenen Frauen, welche trotzdem in dieselben eindringen, zu verlangen, daß sie ihren Beruf in derselben Sphäre suchen, wie ihre minder glücklichen Schwestern. Was würde ein gebildeter Mann sagen, dem man zumuthen würde, sein Leben lang Holz zu spalten oder Getreide zu dreschen, in dieselbe unwürdige Lage versetzt Ihr aber die gebildete Frau, der Ihr zumuthet, sich ausschließlich mit der Küche oder Wäsche zu beschäftigen. Die Modedame, die Lebefrau, die Kokette sind durchaus Produkte Eurer

zurück

Di
aller A
Zimme
Kleider
an sein

Di
erstaunli
konnte

Er
Nadeschda

„W
sagte er
Du bist
und dabe

Ein
Philosoph
sind wir

„Du

„Auc

Sklave mi

„Dies
Nadeschda,
sein.“

„Ja,

„Jedes

„Aber

...welche dem Weibe, dem sein Hauswesen
...mehr genügen will, jeden anderen Beruf grausam

...„ich bestreite dies alles nicht“, versetzte Diogen,
...glaube ich, daß die Frauen jetzt vielmehr unsere
...innen sind, freilich die einen mehr versteckt und
...die anderen offen und ohne uns zu schonen,
...dieses Weiberregiment ist gewiß kein Glück für

...Das Weib ist eben vorläufig noch ein Kind, das
...dem Löwen reitet“, antwortete Nadeschda, „seine
...ung ist oft eine grausame und fast immer eine
...bringende, deshalb sollt Ihr Euch beeilen, dem
...dieselbe geistige Würde zu geben, die Euch eigen
...ollte es auch dann noch mehr Eure Beherrscherin
...Gefährtin sein, so wird die von edlen Prin-
...sanften, friedlichen Instinkten geleitete
...es Weibes Euch unter solchen Umständen
...ingen.“

...bräch brachte die Beiden näher, um so
...fanden sie es, als die Stunde der
...als der Arzt erklärte, Diogen könne
...te des braven Gaschin verlassen
...der Stadt die vollkommene

...diese Frau,
...der Küche
...bedame, die
...Gurter

...Gaschin, furchtsamen Blick,
...auch.

...st zur Abfahrt. Als

alles bereit war, stand sie noch einige Zeit mitten in der Stube und sah sich in derselben um, es war ihr, als habe sie etwas vergessen, als fürchte sie etwas zurückzulassen. Diogen führte sie an seinem Arme bis zum Schlitten. Sie stieg ein. Er hüllte sie selbst in ihren Pelz und ihre Füße in das Bärenfell ein.

„Gott schütze Dich“, sagte sie mit bebender Stimme.

Er streifte sanft den Ärmel ihres Pelzes empor und küßte sie ehrerbietig auf den Arm, fast unmittelbar über dem langen Handschuh. „Ich habe noch eine Bitte“, sprach er fast furchtsam. Sein Herz pochte heftig.

„Sprich sie nur aus.“

„Erlaube mir, Dich von Zeit zu Zeit zu besuchen.“

„Ich werde sehr glücklich sein, wenn Du kommst“, gab sie rasch zur Antwort, „und zwar oft, recht oft.“

Sie schüttelten sich die Hände, dann setzten sich die Pferde schnaubend in Bewegung.

Er blickte ihr nach, bis ihr Schlitten hinter dem Walde verschwand.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule der Liebe.

„Saune löst, was Saune knüpfte —
Nur die Natur ist reblich.“

Schiller, Braut von Messina.

Als Melbachowski die schöne JEFFTA kühn auf sein Gut entführte, hatte er Mühe über seine Lage und seinen Schritt nachzudenken, denn sie fühlte, daß sie ein Wagestück unternommen hatte und saß während der Fahrt schweigsam und ernst, ja fast traurig da. Sie opferte alles, er vorläufig nichts.

„Sie liebt mich und ich bin mindestens ordentlich in sie verbrannt“, war das Erste, was er sich sagte, „wir werden glücklich sein. Freilich ist sie ungebildet, aber dafür wird sie auch nichts von Nerven und Migraine wissen und mich nicht mit ihren Launen quälen. Anstatt der Sklave einer geschminkten, blasirten Dame zu sein, werde ich über ein gutes, natürliches, gesundes und schönes Geschöpf gebieten. Der Versuch hat jedenfalls etwas für sich.“

So dachte er, aber es kam ganz anders.

Als sie vor dem Edelhofe von Debeslawze hielten, ließ JEFFKA Melbachowski's Pelz rasch fallen, sprang rasch aus dem Schlitten und schritt in ihrem leichten Perfailkleidchen trotz der furchtbaren Kälte aufrecht und munter voran in das Haus. Sie sagte sich: „Ich muß diese Schwelle als Herrin überschreiten oder ich bin verloren“, und so war sie bereits eine ganz andere als sie, ohne seine Einladung abzuwarten, in dem angenehm erwärmten Speisezimmer auf dem Divan Platz nahm.

„Ich werde Dir sofort ein Zimmer einrichten lassen“, begann Melbachowski, es war sein erster, schüchterner Versuch, die Zügel zu ergreifen und gleich dieser scheiterte kläglich.

„Nein“, sagte JEFFKA, „ich werde dann schon selbst bestimmen, wo ich wohnen werde, jetzt will ich vor allem Thee haben, denn ich bin ganz erfroren, lassen Sie den Samowar aufstellen und mir etwas zu essen bringen. Dem Kutscher sagen Sie, daß er nicht ausspannen, sondern sofort zurückfahren soll —“

„Der Kutscher ist in der Stadt zurückgeblieben“, wendete Melbachowski ein.

„Ist kein zweiter da?“

„Allerdings.“

„So rufen Sie ihn.“

Der zweite Kutscher, ein etwas besserer Unterfnecht, erschien.

„Wie heißt Du?“

„Hryciu.“

„Also, Hryciu, Du fährst sofort in die Stadt —“

„Ja.“

„Gehst zu dem Kaufmann Abel Franzos und läßt Dir von ihm mehrere Scharafans, aber solche, wie sie die Edelfrauen tragen, verstehst Du, und auch einige hübsche Kazabaiki mitgeben. Morgen wird der Herr selbst kommen und bezahlen.“

„Ja.“

„Dann nimmst Du noch beim Schuhmacher Pinkes einige Paar Pantoffel mit, klein, mit Pelz gefüttert. Beeile Dich.“

„Zu Befehl.“

„Vergib“, sagte Melbachowski, „daß ich nicht selbst daran gedacht habe.“

„Das wäre überflüssig gewesen“, erwiderte Jeffka lächelnd, „denn wie Sie sehen, vergesse ich mich in keiner Weise.“

Der Bediente brachte den Samowar und deckte den Tisch, auf den er einen Schinken und ein Fäßchen mit Brindza*) stellte. Jeffka begann den Thee zu bereiten, den Schinken zu zerlegen und den Käse mit Butter, französischem Senf, Rümmele, Paprika, Kapern und Caviar abzumachen und auf Semmelschnitte zu streichen. Melbachowski sah ihr mit großem Vergnügen zu. Als alles fertig war, setzten sie sich zusammen,

*) Im Handel als Diptauer Käse bekannt.

nahmen Thee, aßen und plauderten. So vergingen drei Stunden auf die angenehmste Weise und als Gryziu mit verschiedenen Päckchen beladen eintrat, wurde er zu seinem größten Erstaunen zum ersten Mal in seinem Leben wegen seiner Schnelligkeit belobt.

Jeffka packte aus, probirte dies und jenes und wählte zuletzt ein Paar pelzgefütterte Pantoffel von gelben Saffian, einen Scharafan von hellblauer Seide und eine lange, weite Kazabarka von demselben Stoff und derselben Farbe, mit hellgrauem Behpelz gefüttert und reich ausgeschlagen.

„Die Kleine hat Geschmack“, dachte Melbachowski.

Jeffka verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Sekunden in ihrer neuen Toilette zurück, in Haltung, Gang, Bewegung und Manieren die fertige große Dame. Man sah, sie hatte von ihrer früheren Herrin und deren Freundinnen alles das gelernt, was denselben abzulernen nur irgend der Mühe werth war. Jetzt ließ sie sich wieder auf dem Divan nieder und stellte die Pantoffel, die sie in der Hand hielt, neben sich auf die Erde.

„Hilf doch, Gryziu, die Schuhe auszuziehen“, befahl Melbachowski.

„Nicht doch“, sagte Jeffka, ihn zärtlich anblickend, „das wäre eine große Gnade für so einen Menschen, aber Ihnen erlaube ich es.“

„Der Kutscher und der Bediente wechselten einen Blick und lächelten spitzbübisch.“

„Macht, daß Ihr fortkommt“, herrschte ihnen Melbachowski zu, dann kniete er vor Jeffka nieder und zog ihr die Schuhe aus und die Pantoffel an. „Du hast einen Fuß wie eine Prinzessin“, versicherte er.

„Einen schöneren wie meine Frau?“ fragte Jeffka lächelnd.

„Gewiß“ erwiderte er.

„Also, küssen Sie ihn“, sagte sie, während sie den vollen, weichen Arm um seinen Nacken legte, und er beugte sich rasch nieder und preßte seine Lippen feurig auf ihren Pantoffel. Jeffka lächelte stolz und glücklich. „Bleiben Sie nur vor mir knieen“, sprach sie, als er Miene machte sich zu erheben, und dann umschlang sie ihn mit ihren herrlichen Armen und begann ihn zu küssen, so leidenschaftlich, so hingebend, so aufrichtig, wie ihn noch kein Weib geküßt hatte.

„Jetzt gehöre ich Ihnen“, flüsterte sie.

Den nächsten Morgen kam ihr Melbachowski zuvor. Als sie, bereits vollkommen angezogen und frisirt, frisch und blühend wie eine Rose beim Frühstück erschien, erwarteten sie bereits zwei Schneider, ein Schuhmacher, ein Kürschner und eine Modistin. „Diese Leute hier stehen ganz zu Deinen Diensten“, sagte Melbachowski, „ertheile ihnen Deine Befehle in Bezug auf Deine Toilette.“

Jeffka lächelte und begann, indem sie nachlässig in einem Fauteuil ausgestreckt, ihren Kaffee schlürfte, ihre Wünsche auszusprechen.

Melbachowski staunte immer mehr über ihren feinen Geschmack und sicheren Takt.

Als die Leute fort waren, sah sie ihn spöttisch an und sprach: „Aber Sie sind nicht sehr galant.“

„Wie so?“

„Sie haben mir noch nicht die Hand geküßt.“

Melbachowski beeilte sich seinen Fehler gut zu machen. „Wir werden dann in die Stadt fahren“, sagte er, „ich will Dir einen Schmuck kaufen.“

„Wer wird so sprechen“, erwiderte JEFFKA, indem sie ihm einen leichten Schlag auf den Mund gab, „Sie müssen, wenn Sie etwas von mir wünschen, jederzeit sagen: ich bitte. Verstehen Sie, und deshalb fahre ich nicht mit Ihnen in die Stadt.“

„Dann fahre ich auch nicht.“

„Sie werden fahren, weil ich den Schmuck haben will.“

„Du fängst bereits an mich zu quälen.“

„Gewiß nicht, mein Geliebter“, gab sie zur Antwort, „knieen Sie nieder vor mir und hören Sie mich an.“ Melbachowski gehorchte und sie sprach weiter, indem sie die eine Hand auf seinen Nacken ruhen ließ und ihm mit der anderen das reiche Haar aus der Stirne strich. „Ich liebe Sie so wahrhaft und so von ganzer Seele, Gott weiß es, wozu sollte ich Sie mißhandeln? Aber ich werde mich ebenso hüten, Ihnen unterthan zu sein. Das Eine wie das Andere vernichtet die Liebe. Sie dürfen mir niemals

auf den Gedanken kommen, daß Sie ein Recht auf mich haben. Ich liebe Sie und Sie lieben mich, das stellt uns gleich, aber ich bin ein Weib und deshalb muß Ihnen alles, was ich Ihnen gewähre, auch das Kleinste, eine Gnade sein. Nur wenn Sie mich täglich von neuem erweichen, von neuem erobern müssen, werden Sie mich lieben und immer mit mir glücklich sein.“

„Du bist eine Kofette.“

„O nein, ich habe nur ein wenig zugehört, wie Frau Ossokin meiner Frau Lehren erteilte und habe mir dieselben gemerkt.“

„Lehren? Was für Lehren?“

„Frau Ossokin nannte sie die Schule der Liebe.“

„So? Und Du läßt mich diese Schule durchmachen?“

„Ja, zu Ihrem Glücke.“

Noch denselben Abend erschien zum ersten Mal Barèe in Debeslawze, um Jeffka auf Melbachowski's Wunsch im Französischen zu unterrichten. Sie sträubte sich keineswegs.

„Ich bin glücklich, daß sie einverstanden ist“, sagte Melbachowski lächelnd zu dem alten Franzosen, „denn da haben Sie mich wieder als Sklaven. Ich habe ein einfaches, gutes Mädchen gewählt, in der Hoffnung, meine Freiheit behaupten zu können, aber ich bin mehr im Joche als je.“

„Natürlich,“ erwiderte Barèe, „weil Sie mehr als je verliebt sind.“

Jeffka lächelte stolz.

„Die Freiheit ist mit der Liebe unvereinbar,“ fuhr der alte Franzose fort, „ein Verliebter ist jederzeit ein Sklave, aber Propertius behauptet, daß es süß sei, sein Joch zu wechseln. Das empfinden Sie jetzt.“

„Ich gestehe, daß ich auflebe!“

„Ich zweifle keinen Augenblick, die Trunkenheit, die der Wein hervorruft, schläfert ein, während jene welche die Liebe mit sich bringt, alle Lebensgeister erweckt.“

Der Unterricht begann und Melbachowski hatte nun auch Gelegenheit, Jeffka's rasche Auffassungsgabe anzustaunen, sowie ihren Eifer, sich zu bilden.

In wenigen Tagen kamen die bestellten Toiletten und nun kannte Melbachowski's Entzücken keine Grenzen. Jeffka mußte bald diese, bald jene anziehen und im Salon promeniren, während er sie, auf dem Sopha sitzend, bewunderte. Das Glück des jungen, schönen, zärtlichen Paares schien nicht allein von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde zu wachsen.

Da erschien Diogen. Er kam mit Barèe, um Melbachowski für seinen Beistand zu danken und blieb zum Kaffee. Jeffka machte mit ebensoviel Grazie als Takt die Wirthin. Als sie das Zimmer verließ, sprang Diogen auf und schlug die Hände über

den Kopf zusammen. „Mein Theurer,“ begann er, „Du bist ja der elendeste Sklave, den es gibt, ich will nichts dagegen sagen, nicht das Mindeste, denn ich kenne ein Weib, unter dessen Tisch ich gerne die Brosamen auflesen würde, wie die gefangenen Könige Asiens unter dem Tische der Semiramis, aber wenn ich mich einer Despotin unterwerfe, so muß sie mir an Geist und Bildung ebenbürtig sein, Du aber läßt Dich von einem albernen Frauenzimmer, das vor kurzem noch den Besen regiert hat, wie ein Neger oder Paria behandeln.“

„Bah, ich liebe sie.“

„Sehr schön, aber Larochefoucault sagt, wie Du wissen wirst, wenn man in eine Einfältige verliebt ist, so wird der Geist vom Herzen zum Starren gehalten.“

„Sie ist nicht einfältig.“

„Ach, Du bist eben verliebt. Begreifst Du nicht, daß das schlecht enden muß? Beherrsche sie wenigstens, sonst erlebst Du es, daß sie Dich mit Deinem Bedienten hört.“

„Sie haben den Fehler, die Liebe zu zergliedern,“ mischte sich jetzt Barèe ein, „die Liebe ist, nach Ninon d'Enclos, ein Zauber. Freuen wir uns desselben, ohne daß wir den Reiz kennen zu lernen suchen, der uns unterhält und verführt. Die Liebe anatomisiren, das heißt soviel, als sich von derselben heilen wollen. Psyche verlor Amor zur Strafe dafür, daß sie ihn sehen wollte.“

Als Jeffka eintrat, bemerkte sie, daß Melbachowski verstimmt und einsilbig war. Sie wußte sofort, daß hier Diogen im Spiele sei und war auf ihrer Huth. Als die Herren aufstanden, sagte Melbachowski mit bebender Stimme, es wurde ihm recht schwer: „Jeffka geh' und laß' anspannen.“

Sie verließ mit einer Folgsamkeit, die alle überraschte, rasch das Zimmer und meldete einige Minuten später, daß alles in Ordnung sei. Melbachowski sah Diogen triumphirend an.

Als er mit Jeffka allein war, versuchte er den Ton des Gebieters festzuhalten. „Ich will es mir bequem machen,“ sagte er, „bringe mir meinen Schlafrock und meine Hausstiefel.“ Jeffka stand auf und zog die Glocke. Der Bediente erschien. Sie wiederholte Melbachowski's Befehl.

„Weshalb gehst Du nicht selbst?“ sagte dieser, die Stirne runzelnd.

„Weil Diogen Sie aufgehezt hat,“ gab sie ruhig zur Antwort, „ich sage Ihnen aber ganz ehrlich, daß ich in solchen Dingen, die mein und Ihr Glück betreffen, keinen Spaß verstehe. Sie werden also Diogen sagen, daß er nicht mehr kommen soll.“

„Das werde ich nicht.“

„Dann werde ich es thun.“

„Ich verbiete es Dir.“

Sie sah ihn groß an und ging aus dem Zimmer.

Er trotzte eine Stunde, dann siegte sein Herz und er suchte sie auf, aber er fand ihre Thüre versperrt.

„Jeffka, mach auf.“

Keine Antwort.

„Jeffka, ich befehle Dir aufzumachen.“

Keine Antwort.

„Jeffka, ich bitte Dich.“

Keine Antwort.

Sie ließ ihn zwei volle Stunden stehen, wie einen Bettler, endlich gab sie ihm Antwort. „Ich will jetzt schlafen,“ rief sie ihm zu, „stören Sie mich nicht länger.“

„Aber Jeffka.“

„Gehen Sie in Ihr Zimmer.“ Er seufzte und ging.

Den nächsten Tag ließ sie sich das Frühstück auf ihr Zimmer bringen. Wieder stand Melbachowski eine volle Stunde vor ihrer Thüre und bettelte um Einlaß, ohne nur eine Antwort zu erhalten. Dann kam ein jüdischer Branntweinpächter, mit dem er Kontrakte abzuschließen hatte, als dieser abgefertigt war und er ihn noch auf seine dringende Bitte in den Stall führte, erfuhr er von dem Kutscher, daß Jeffka den Schlitten hatte anspannen lassen und fortgefahren war.

Melbachowski war nun vollkommen vernichtet und zerknirscht. Er erwartete die Rückkehr der Geliebten mit heißer Ungeduld, fest entschlossen, alle guten

Rathschläge Diogen's zum Fenster hinaus zu werfen und sie um jeden Preis zu versöhnen, aber sie kam nicht, sie kam auch zum Dineè nicht. Es begann zu dunkeln und sie war noch immer nicht da.

Dafür fand sich Barèe zur Lektion ein und der arme Melbachowski konnte endlich jemandem sein Herz ausschütten.

„Sie ist ein Charakter, mit dem man nicht spielen darf,“ seufzte er zuletzt auf, „ich habe gefehlt, aber es ist doch herzlos von ihr, mich so zu behandeln, denn sie weiß, wie ich sie liebe.“

„Sie scheint mir aber deshalb doch nicht böse,“ versetzte Barèe, „nur äußerst klug. Merken Sie sich, was unsere geistvolle Ninon d'Enclos sagt: Die Unruhe, die Eifersucht, die Zänkereien, die Versöhnungen, der Verdruß sind die Nahrung der Liebe, eine bezaubernde Abwechslung, die das empfängliche Herz ungleich köstlicher beschäftigt und ausfüllt als jene Regelmäßigkeit des Betragens und jene langweilige Gleichförmigkeit, die man guten Charakter nennt.“

Barèe nahm Abschied und Jeffka war noch immer nicht zurückgekehrt. Melbachowski begann sich ernstlich um sie zu ängstigen. Er faßte den Entschluß, seine Leute zu Pferde nach allen Richtungen auszusenden, während er selbst in die Kreisstadt fahren wollte. Schon wurde eingespannt und der Bediente half Melbachowski sich ankleiden, als Jeffka hereintrat.

Noch nie war sie Melbachowski so schön und

wahrhaft vornehm erschienen wie in diesem Augenblick.

Sie trug hohe schwarze Stiefel, einen langen, schwarzen Pelz, der fast bis zur Erde reichte, eine Kutschma von gleichem Pelzwerk und schwarze Stulpenhandschuhe. Jedes Härchen ihres Pelzes, das vom Frost überzogen, im warmen Zimmer aufzuthauen begann, erglänzte für sich. So stand sie, die Arme auf der Brust gekreuzt, düster, majestätisch zugleich und Feenhaft, eine vollendete Zauberin vor Melbachowski, der nur den Moment abwartete, wo der Bediente auf seinen Wink das Zimmer verließ und sich dann zu ihren Füßen warf und um Vergebung zu bitten begann.

Sie hörte ihm ruhig zu. Erst als er ihre Füße mit Küssen bedeckte, lächelte sie fast unmerklich. „Ich war bei meiner Mutter in Zawale,“ sagte sie dann ernst, „ich wollte heute noch Ihr Haus verlassen —“

„Jeffka, dann sage lieber gleich, daß ich mich erschießen soll.“

„Ich sage: ich wollte, aber ich sehe, daß Sie Ihr garstiges Betragen bereuen.“

„Gewiß, von ganzem Herzen.“

„Und so vergebe ich Ihnen.“

Melbachowski sprang auf und schloß sie entzückt in seine Arme, aber Jeffka machte sich los, setzte sich auf den Divan nieder und ließ ihn vor sich knien. „Hören Sie erst, unter welchen Bedingungen ich bei Ihnen bleibe. Ich bin nicht falsch und hinterlistig,

wie es andere Frauen sind, ich sage Ihnen aufrichtig: so will ich es haben, so muß es sein und so wird es sein.“

„Ja, alles wird so sein, wie Du es willst,“ versetzte Melbachowski, schob ihren Pelzmantel zurück und preßte seine Lippen zärtlich auf ihren üppigen Arm.

„Ich sehe, daß Sie schwach sind und sich von anderen leiten lassen,“ fuhr sie ruhig fort, „wenn es aber schon sein muß, so werde ich es sein, die Sie leitet. Sie wollen im Joche sein, also sollen Sie es haben. Ich werde Sie nicht mißhandeln oder sekiren wie Frau Agapowitsch, aber ich werde Sie regieren. Ich lebe nur für Sie, Sie werden also auch ausschließlich für mich leben.“

„Gerne, Jesska, gerne.“

„Sie werden mir nicht allein in die Stadt oder zu Nachbarn oder sonst wohinfahren, verstehen Sie, ich will auch nicht, daß Sie ohne mich ein Gasthaus oder die Zukiernia, oder das Kaffeehaus besuchen. Sie werden nicht mehr zu Ihren Freunden gehen und ich werde dafür sorgen, daß sie auch nicht zu uns kommen, vor allem aber werde ich Herrn Diogen verbieten, sich hier blicken zu lassen. So, das für den Anfang. Jetzt werden Sie mir alles Geld geben. Sie werden mir keinen Kreuzer behalten. Ich will es so. Auch die Schlüssel werden Sie mir geben.“

Melbachowski erhob sich, sperrte seinen Sekretär auf und übergab ihr sein ganzes Baargeld und seine

Werthpapiere. Sie machte aus ihrem Pelz eine Art Schürze, nahm alles zusammen und verschloß es in ihrem Zimmer in ihren Schreibkasten, dann nahm sie alle Schlüssel an sich.

„Nun, bist Du jetzt zufrieden?“

„Noch lange nicht. Rufen Sie mir jetzt gleich alle Dienstleute zusammen und sagen Sie ihnen, ein für allemal, daß hier von nun an niemand zu befehlen hat als ich.“

„Liebe Jeffka —“

„Auf der Stelle, oder —“

Melbachowski gehorchte. Die Dienstleute erschienen, vernahmen ziemlich verwundert die Worte ihres Herrn, blickten furchtsam auf ihre neue Gebieterin und entfernten sich wieder.

„So,“ sagte Jeffka, „jetzt können Sie mir meine rothen Pantoffel, meinen weißen Atlasrock und meine rothe Kazabaika bringen.“

Melbachowski eilte das Gewünschte zu holen. Nun hielt ihm Jeffka den einen Fuß hin. „Ziehen Sie mir die Stiefel aus.“

Er that es mit einem gewissen Vergnügen, zog ihr dann die mit Hermelin gefütterten und verbräunten rothen Sammpantoffel an, nahm ihr den schweren Pelz und die Kutschma ab und half ihr, als sie ihre dunkle Robe mit dem weißen Atlasrock vertauscht hatte, in die rothsammtene, mit üppig schwellendem Hermelinpelz gefütterte und verschwenderisch ausgeschlagene

Razabaika. Sie lächelte zufrieden, und dann saß sie von neuem auf den weichen, seidenen Polstern des türkischen Divans und er lag vor ihr auf den Knien und bat sie wieder gut zu sein.

„Ich bin nicht mehr böse,“ gab sie zur Antwort, „es liegt nicht in meiner Natur, jemandem etwas nachzutragen, aber wenn Sie nicht meinen Willen thun, dann sollen Sie mich kennen lernen.“

Als Barèe das nächste Mal kam, umarmte ihn Melbachowski freudig und versicherte ihm, er sei der glücklichste Mensch auf Erden. „Aber,“ fügte er lächelnd hinzu, „es hilft nichts, sie hat mich jetzt schon ganz zu ihrem Unterthan gemacht.“

„Vortrefflich,“ versicherte Barèe, zog sein Wörterbuch der Liebe hervor und zeigte Melbachowski eine Stelle. Dieser las laut: „Szepter. Nimmt sich gut aus in der Hand einer hübschen Frau.“

„Sie lehren da schöne Grundsätze,“ rief Diogen, der eben auf der Schwelle erschien.

Jeftka sprang auf wie eine Löwin, die im Begriffe ist, sich auf ihren Raub zu stürzen. „Bessere jedenfalls als Sie, Herr Diogen,“ begann sie mit schriller, gebietender Stimme, ihre zornig wallende Brust schaukelte den schimmernden Hermelin ihrer Razabaika wie eine von der Sonne beglänzte Welle auf und ab. „Was haben wir Ihnen gethan, daß Sie Unfrieden zwischen uns stiften?“

„Ich?“

„Ja, Sie. Aber ich bin nicht die Person, das ruhig zu dulden,“ fuhr JEFFKA fort, „ich liebe diesen Mann, er ist der erste, den ich liebe, ich habe mich ihm hingegeben, ohne mich zu besinnen, aber dafür ist er jetzt mein, und ich schwöre Ihnen, daß er auch mein bleiben wird, so lange ich lebe. Und deshalb ersuche ich Sie, nicht mehr zu uns zu kommen.“

„Und wenn ich meinen Freund dennoch besuche?“

„Dann“ — JEFFKA riß mit einer energischen Bewegung den Kantschuk von der Wand, so daß der üppige Pelz um ihre Hüften zornig auf- und abflog, und trat ganz nahe an Diogen hin — „dann werde ich Sie aus unserem Hause hinauspeitschen.“

Diogen begann laut zu lachen. „Ich sehe, Du hast die Frau gefunden, die Du nöthig hast, Freund,“ wendete er sich zu Melbachowski, „und ich muß gestehen, daß sie mir gefällt, ihr Zorn ist ehrlich und so ist es ohne Zweifel auch ihre Liebe.“ Er führte JEFFKA'S Hand galant an die Lippen und fügte lächelnd hinzu: „Ich werde mich nicht mehr blicken lassen, außer ich begehe einmal einen dummen Streich, dann werde ich kommen, um mir bei Ihnen die Schläge zu holen, die ich verdient habe.“

Nun begann ein ganz neues, fröhliches Leben in Debeslawze. Melbachowski durfte sich allerdings ohne JEFFKA'S Erlaubniß nicht einen Schritt vom Hause entfernen, aber sie sorgte selbst dafür, daß ihm die Zeit nicht zu lang wurde, in der ganzen Wirthschaft

machte sich sofort eine glückliche Hand geltend, die von der Natur geschaffen schien, zu regieren, es gab nichts, was Jeffka nicht beaufsichtigt hätte, aber bestimmte Geschäfte behielt sie vollkommen für sich, andere übertrug sie Melbachowski, der sich bisher zu seinem Schaden blutwenig um sein ausgedehntes Besizthum gekümmert hatte. Sie hatte jederzeit eine Arbeit für ihn, und wenn nichts anderes einen Dienst, den er ihr selbst zu leisten hatte.

Sie sorgte auch für sein Vergnügen. Nie sah er sie in ihrem Aeußeren nur im mindesten vernachlässigt. Ihr Anblick bot ihm stets einen Genuß, der jenem verwandt war, den wir bei schönen Gemälden empfinden.

Sie ging mit ihm auf die Jagd, sie lenkte den Schlitten mit anmuthiger Energie, wenn sie zusammen ausfuhren, sie ritt mit ihm, wild wie eine skythische Amazone und schön wie Ariadne auf dem Panther, sie besuchte mit ihm die Stadt, das Theater, die Zukiernia, sie spielte mit ihm im Kaffeehause Billard.

Man begann sich, wie es schon ist, über Beide zu moquieren, nannte sie spöttisch die Prinzessin Melbachowski und ihn den Asra. Diese ironischen Bezeichnungen drangen, bis zu ihm, aber er hatte nicht den Muth, ihr davon zu sprechen. Er zitterte förmlich vor ihr und dabei war er in sie verliebt wie ein Narr. Endlich brachte er es aber doch zusammen, sie wenigstens schüchtern zu warnen.

„Wir sollten doch lieber den Leuten aus dem Wege gehen,“ begann er eines Abends.

„Weshalb?“

„Die Menschen sind so böse.“

„Sprechen Sie über uns?“

„Allerdings.“

Jeffka senkte den Blick zur Erde und sann nach. „Sie haben recht, wenn sie sprechen,“ versetzte sie, indem sie Melbachowski scharf ansah, „aber es soll anders werden.“

„Wie?“ fragte Melbachowski erschrocken, „denkst Du wieder daran, mich zu verlassen?“

„Nein,“ gab sie lächelnd zur Antwort, „aber Sie werden mich heiraten.“

„Ja, das werde ich.“

Den folgenden Tag gingen sie zusammen zum Pfarrer von Debeslawze, der vor Sonne strahlte, und alles, was sie nur zur Beschleunigung der Trauung wünschten, bereitwillig zugestand. Den nächsten Sonntag wurde ihre bevorstehende Vermählung von der Kanzel verkündet und Nachmittags bei festlichem Kerzenschein segnete der Pfarrer ihre Ehe ein.

Barèe und Grassm waren als Zeugen anwesend, sonst niemand. Abends wurde in dem Edelhofe von Debeslawze eine stille, aber glückliche Hochzeit gefeiert, bei welcher der alte Franzose aus dem weißen Atlas-schuh der Frau Melbachowski auf das Wohl der Neuvermählten trank.

Dreizehntes Kapitel.

Der Anbeter seiner Frau.

„Man verzeiht, so lange man liebt.“

Baroche Foucault.

An dem Tage, wo Diogen vollkommen hergestellt war, machte er seinen ersten Besuch bei Nadeschda. Er gab seine Karte ab, und harrte, bebend und nervös mit seiner Cravatte beschäftigt, im Vorzimmer. Bald hörte er ihre schöne, tiefe Stimme. „Willkommen, sehr willkommen!“ rief sie. In dem Augenblicke, wo das Mädchen die Flügel der Thüre vor ihm öffnete, kam sie ihm schon entgegen, nicht mehr in den düsteren, an eine barmherzige Schwester erinnernden Kleidern, die sie in Gaschin's Haus an seinem Krankenbett getragen hatte, sondern in einem reichen, in hellen Farben leuchtenden Negligee, in ihrer ganzen üppigen und sanften Schönheit, frisch blühend, mit ihrem herrlichen Gang und bot ihm herzlich die Hand, die er zweimal feurig küßte.

„Ich bin so glücklich,“ das waren die ersten Worte, die er sprach.

„Auch ich,“ gab sie rasch und heiter zur Antwort, „ich freue mich, Dich wieder so wohl zu sehen, laß Dich aber jetzt ein wenig näher betrachten.“ Sie führte ihn zum Lichte. „Ein wenig bleich bist Du noch, aber das wird sich geben.“

„Ich sage nicht, daß ich gekommen bin, Dir zu danken,“ fuhr Diogen fort, „das, was Du mir gethan hast, kann man bewundern, aber jeder Dank erscheint banal, auch finde ich keine Worte, um auszudrücken, was ich empfinde.“

„Du beschämst mich.“

„Ich bin also gekommen, um Dich zu sehen, um Dich noch einmal zu bitten, daß Du mir gestattest, Dich zu besuchen.“

„Ich wiederhole, daß es mich freuen wird, Dich recht oft bei mir zu sehen.“

„Eine Erlaubniß, die mir als die höchste Gnade erscheint.“

„Wie galant!“

„Ich spreche, wie es mir mein Herz vorschreibt.“

Nadeschda lächelte. „Aber sehen wir uns,“ sagte sie, nahm seinen Hut, stellte ihn auf einen Stuhl und ließ sich auf dem Divan nieder.

Er stand zögernd vor ihr. „Darf ich mich zu Dir setzen?“

„Natürlich.“

Er nahm in einiger Entfernung Platz.

„Näher, ganz nahe.“

Er gehorchte. „Ich muß Dir ein Geständniß machen,“ begann er, etwas verlegen, den Blick gesenkt, „ich habe mich in diesen Tagen sehr nach Dir gesehnt.“

„Weshalb hast Du nicht um mich geschickt?“

„Ich habe es nicht gewagt.“

„Du sprichst ja fast wie ein Verliebter,“ rief sie, und lachte ihn mit ihren großen, blauen, verständigen Augen so schalkhaft an, daß ihm das Herz stille zu stehen drohte.

„Vielleicht bin ich es,“ stammelte er.

„Das wäre wohl ein Unglück.“

„In Deinen Augen?“

„Nein, in Deinen,“ erwiderte sie rasch, „Du nennst es eine Thorheit, sich überhaupt zu verlieben, sich aber in eine Frau, die man glücklich los-geworden ist, zum zweiten Male zu verlieben, wäre folgerichtig nicht nur ein Wahnsinn, sondern ein Unglück?“

„Wie aber, wenn die Frau es verdient, daß man sie anbetet, und man sie früher nicht zu schätzen gewußt hat?“

„Das kommt nicht vor.“

„Es kommt vor, ich versichere Dich.“

Nadeschda sagte nichts, aber sie erröthete bis an ihre kleinen reizenden Ohrläppchen.

„Properz hat recht,“ fuhr Diogen fort, „der

Friede, den man mit Amor schließt, ist stets nur ein Waffenstillstand.“

„Ich dachte, Du hättest mich längst vergessen,“ murmelte Nadeschda, ihre herrliche Brust wogte langsam, aber energisch unter der zierlich durchbrochenen Spitzenhülle.

„Vergessen?“ wiederholte Diogen, „wer könnte Dich vergessen! Und sagt nicht La Bruyère so wahr: Jemanden vergessen wollen, heißt an ihn denken.“

„Du wolltest mich also aus Deinem Gedächtniß verlöschen?“

„O! was wollte ich nicht,“ seufzte Diogen, „ich wollte Dich hassen, ich dichtete Dir hundert Fehler an, ich verbot meinen Freunden von Dir zu sprechen oder über Dich zu schreiben, und da stehe ich nun wie ein Bettler vor Dir, den ein Blick von Dir be-
seligt, ein Wort zum Gotte macht —“ er faßte ihre Hand und sie zog sie nicht zurück, er preßte seine Lippen auf diese schöne, zitternde Hand, und sie ließ es geschehen, aber zu seinem Unglück trat gerade Leopoldina Pirovki herein und er mußte die Hand seiner Frau wieder loslassen, ärgerlich wie ein Anbeter, der bei einem Rendezvous mit seiner Göttin überrascht wird.

Die günstige Gelegenheit wollte in den nächsten Tagen, ja in den nächsten Wochen nicht wiederkehren. Diogen kam oft und öfter, er kam endlich täglich zu seiner Frau, aber es glückte ihm nicht mehr, mit ihr

allein zu sprechen, er mußte sich begnügen, wie ein junger Mensch, der zum ersten Male verliebt ist, sie immer nur anzusehen und zu bewundern, und es gab in der That nichts, was er nicht an ihr bewundert hätte, jetzt entzückte ihn ihre Gestalt, jetzt ihr Gang, dann wieder ihr Blick, oder ihre Hand, oder der Ton ihrer Stimme und die Art wie sie sprach. Er fragte sich oft, ob er träume, ob dies die Frau sei, die er mißhandelt, verachtet und von sich gestoßen hatte? Und dann überfiel ihn jedesmal ein jäher, entsetzlicher Schreck. Wie wollte er gut machen, was er ihr Böses gethan, gab es eine Reue, gab es eine Buße, groß genug, um sie vergessen zu machen, was er an ihr gesündigt hatte? Todesangst quälte ihn und dabei verstrickte er sich mehr und mehr in ihre Reize. Er bewunderte sie, er liebte sie, er betete sie an, wie ein Neger seinen Götzen und er war verliebt in sie wie der Gymnasiast in das Mädchen, dem sein erstes Gedicht gilt, wie der Page in die junge Königin, deren Schleppe er trägt, wie der Mönch in die Madonna, die ihm im Traum erscheint und deren Bild er auf der Leinwand festzuhalten sucht. Und zu den Qualen der Liebe kam noch die Folter der Eifersucht. Er war eifersüchtig auf das Stubenmädchen, das ihr die Pelzpantoffel anzog, auf den Kanarienvogel, der aus ihren vollen Lippen den Zucker nehmen durfte, auf die Katze, der ihre weiße Hand das schwarze Fell glatt strich.

Er rastete, er verzweifelte, und im höchsten Seelenfieber eilte er wieder einmal in der Dämmerstunde zu ihr und — ein seliger Schauer kam über ihn — er fand sie allein.

Sie saß im Fauteuil beim Fenster, in ernste Gedanken versunken. Ihre Hände waren in den weiten Ärmeln ihrer rothsammetenen, mit dunklem Zobelpelz gefütterten und besetzten Kazabarka versteckt, während ihr Fuß unter dem schimmernden Saum ihrer silbergrauen Seidenrobe, von einem goldgestickten, rothen Sammpantoffel umschlossen, zu sehen war. In ihrem dunkelbraunen Haar, das, vorne einfach gescheitelt, im Nacken einen herrlichen Knoten bildete, war eine Monatsrose befestigt, die sie eben selbst vom Stocke gepflückt hatte, der mit vielen anderen die eine Ecke des Gemaches schmückte.

Diogen verschlang sie mit seinen Blicken, aber nur einen Augenblick, dann warf er sich zu ihren Füßen nieder und barg sein Gesicht in ihrem Schoß. Sie schien von diesem Ausbruch seiner Leidenschaft nicht im mindesten überrascht, sie legte beide Arme sanft um seinen Nacken, und beugte sich zu ihm nieder.

„Kannst Du mir vergeben?“ begann er dumpf, noch immer, ohne den Blick zu ihr zu erheben.

„Ich habe Dir nicht nur vergeben,“ gab sie ruhig mit einem milden Blick der Güte zur Antwort, „sondern auch alles vergessen, was zwischen uns geschehen ist.“

„Aber Du kannst mich nicht mehr lieben?“ Er

sah sie an und aus seinem schönen Auge sprach zugleich so viel Liebe und so viel Bangigkeit.

„Höre mich,“ sprach sie, ihr schönes, strenges Antlitz dem seinen nähernd, „ich habe immer nur Dich geliebt und liebe Dich noch, aber ich habe nicht den Muth, mit Dir zu leben.“

„Kadeichda! Erbarme Dich. Mein Herz liegt offen vor Dir, ich liebe Dich, wie ein Wahnsinniger liebe ich Dich. Ich weiß erst jetzt, wie thöricht, wie verblindet ich war, aber glaube mir, ich habe es gebüßt. In mir ist keine Faser, die nicht Dir gehören würde. Sei gnädig. Ich will ja nicht Dein Gatte sein, ich verlange nicht, daß Du mir Rechte einräumst, laß' mich nur Deinen Sklaven sein.“

„Welche Täuschung,“ entgegnete sie, den Kopf leise schüttelnd, „Du bist nicht geschaffen, ein Joch zu tragen und wäre es noch so sanft, Du bist ein Tyrann —“

„Ich war es —“

„Du bist es noch, genau so, wie Deine Eifersucht heute noch dieselbe ist wie damals.“

„Erbarme Dich,“ fuhr er fort zu flehen, „und versuche es mit mir. Ich habe mich verändert, sowie Du Dich auch verändert hast. Du bist ein Weib geworden, das sich die Menschen unterwirft, ich habe keinen Ehrgeiz mehr und keine Leidenschaften, arm, ohne Hoffnungen, stehe ich vor Dir, und ich kenne nur noch einen Wunsch, den, Dich zu besitzen, nur ein Glück, das Dich zu lieben und Dir zu dienen.“

„So denkst Du heute —“

„Wie soll ich Dich überzeugen, wie Dich rühren?“

„Und würde ich auch daran glauben, daß Du mit mir glücklich sein kannst,“ sagte Stadeschda, ihm das Haar aus der Stirne streichend, „so mußt Du nicht vergessen, wie schwer Du mir selbst die Rückkehr zu Dir gemacht hast, Du hast der Welt böse Dinge von mir erzählt —“

„O! ich werde alles gut machen.“

„Diogen, ich fürchte, das läßt sich nicht mehr gut machen.“

Sie schwieg hierauf und auch er fand keine Worte. Er stand auf und trat an das Fenster und sie sah ihn an, so traurig, so voll wehmüthiger Liebe.

„Ich will Dir nicht drohen,“ begann er nach einer Pause, „um so mehr als nichts im Stande wäre Deinen Willen zu beugen. Ich kenne Dich. Aber glaube mir, es ist das keine Phrase aus einem Ritterroman, ich bin es nicht im Stande, ohne Dich zu leben, ich bin es nicht im Stande. Ich werde keinen Selbstmord begehen, aber ich werde den Tod suchen und ihn finden.“

„Diogen, Du kränkst mich,“ sie stand auf und legte den Arm zärtlich um ihn.

„Ich bin ja nicht ein junger Mensch, dem Deine Schönheit den Verstand geraubt hat,“ fuhr er in einem Tone fort, der eine Mischung von Bitterkeit und Begeisterung war, „ich weiß, was ich an Dir liebe

und Du sollst es wissen. La Bruyère sagt: Eine schöne Frau, welche die Eigenschaften eines Ehrenmannes besitzt, ist das Herrlichste, was es auf der Welt gibt, denn sie vereinigt die Vorzüge beider Geschlechter. Ich habe diesen Ausspruch oft bespöttelt, aber jetzt bewundere ich ihn, denn Du, Nadeschda, bist so eine Frau.“

„Du überschätzt mich.“

„Nein, ich kenne Deinen hohen, Deinen einzigen Werth und deshalb bete ich Dich an.“

„So höre mich, Diogen,“ sprach sie lächelnd und trat zwei Schritte zurück, „ich will nicht grausam gegen Dich sein, versteh' mich wohl, ich räume Dir keine Rechte ein, ich will nicht Deine Frau sein, aber Du sollst mein Anbeter, mein Sklave sein, den ich gnädig behandle, so lange er treu und ergeben zu meinen Füßen liegt und den ich fortschicke, sobald ich unzufrieden mit ihm bin. Willst Du?“

„Ich will,“ rief Diogen und sank zu ihren Füßen, sie lächelte und selig lächelnd legte sie die Hände sanft um seinen Hals und beugte sich gnadenvoll zu ihm nieder, bis ihre Lippen die seinen berührten.

Vierzehntes Kapitel.

Amor auf der Flucht.

„Wassertropfen höhlen mit der Zeit den härtesten Kieselstein, ein unmerklicher Rost macht zuletzt den schärfsten Stahl stumpf, . . . nur die Liebe ist unveränderlich, sie widersteht der Härte einer eisernen Thüre, sie hat kein Ohr für die Drohungen, sie trotzt den Beleidigungen, sie stellt der Verachtung Bitten entgegen und dem Schimpf Entschuldigungen, sogar ihre Flucht führt sie dem Gegenstande zu, den sie meiden will.“

Propertius.

Das Bündniß zwischen Nadeschda und dem Major trug zweifache Früchte. Sie hatte mit seiner Hilfe erreicht, was sie wollte, nun winkte auch ihm die Erfüllung seiner heißen Wünsche. Nadeschda hielt Wort, unermüdet setzte sie Leopoldina die Vortheile einer Verbindung mit dem Major und dessen glänzende Vorzüge auseinander, sie hatte es leicht, denn sie war im Innersten ihrer Seele vollständig überzeugt, daß dieser energische, feurige, von dämonischer Kraft strotzende Mann und dieses schöne, kalte, sich träge hingebende Mädchen für einander wie geschaffen waren. Es ge-

lang ihr endlich, Leopoldina so weit zu befehlen, daß sie dem Major Hoffnung gab und um ihn besser kennen zu lernen — denn sie war äußerst mißtrauisch — für einige Wochen ganz zu Petrowna zog.

Der Major brachte nun seine freie Zeit in Slobudka zu, nicht selten leistete er den beiden Mädchen ganze Tage Gesellschaft, speiste mit ihnen, las ihnen vor, schoß mit ihnen mit Zimmerpistolen nach der Scheibe, hielt Leopoldina das Garn, fädelt ihr jedesmal die Nadel ein, spannte ihr den Strickrahmen und suchte stets die Seide aus, die sie gerade, dem Muster entsprechend, nöthig hatte. Sie ritten auch und fuhren zusammen aus und Abends spielten sie irgend ein Spiel. Leopoldina fand mehr und mehr an dem Major Gefallen und er verliebte sich endlich in allem Ernste in sie. Er lauschte entzückt ihrer schönen, tiefen Stimme, wenn sie zum Klavier sang, er konnte sich an ihrer kleinen, netten, weißen Hand nicht satt sehen, wenn sie beim Domino die Steine setzte oder überlegend die Finger über denselben schweben ließ, er verschlang sie mit seinen trunkenen Blicken, wenn sie ihre schlanke Gestalt in der knappen, blauen Atlaskazabaika elastisch über das Billard neigte, das schwarze Pelzwerk, mit dem die letztere besetzt war, sich scharf von der zarten Brust abhob und weich um die vollen Hüften legte und unter dem knisternden Seidenrock ihr kleiner Fuß zum Vorschein kam und sich graziös, wie im Ballet, auf die Spitze stützte.

Constantin war noch immer Petrowna's Gefangener. Sie schien kein Mitleid mit ihm zu fühlen, je länger seine Haft und seine Leiden währten, um so mehr suchte sie dieselben zu verschärfen. Und er litt in allem Ernste.

Allerdings war seine Lage, verglichen mit jener eines Gefangenen vergangener Zeiten, paradiesisch, sein Kerkermeister war nicht ein Wütherich von der Sorte Kaniowski's, sondern ein schönes junges Mädchen, er war weder in Gefahr von Miasmen erstickt oder von Ratten gefressen zu werden, noch hatte er zu fürchten, daß eines Tages das Wasser in seinen Kerker eindringen werde wie in jenen der Prinzessin Tarakanoff. Er wußte, daß ihn weder die Folter noch der Henker erwartete, aber dafür war er auch kein Märtyrer jener Tage, sondern ein ganz moderner Held, dem schon die kleinste Unbequemlichkeit wehe that. Vor allem langweilte er sich entsetzlich, allein, ohne Ansprache, ohne Zeitungen, ohne Bücher, ohne Billard und Karten. Dann schlief er nicht sehr epikuräisch auf seinem Strohlager, fror, wenn die Kälte zunahm und mußte sich nicht allzu selten mit Wasser und Brod begnügen. Petrowna, von zwei Vernummten begleitet, erschien jeden Mittag, wie zum Hohn, in ihrer warmen, pelzgefütterten Kazabaika und brachte ihm selbst Speise und Trank. Manchmal ließ sie ihn aber auch bis zum Abend warten.

Wenn er zu ihr sprach, gab sie ihm keine Antwort.

Alle seine Fragen, seine Klagen verhallten an den düsteren Kerkerwänden so gut wie ungehört. Ihr Gesicht blieb ewig strenge, kalt, theilnahmslos.

Er begann zu verzweifeln.

Da erschien eines Tages statt Petrowna Leopoldina in seinem Kerker. Sie nickte ihm gnädig zu, stellte ihm das Essen und ein Glas Wein hin und zog dann ihre Kazanka fröstelnd über der Brust zusammen. „Hier bleibe ich nicht lange“, sagte sie, „das ist ja ein Hundeloch, in dem man in allem Ernste erfrieren kann.“

„Und Sie haben doch einen Pelz, mein Fräulein“, seufzte Constantin.

„Dafür habe ich auch nichts verbrochen.“

„Ich habe meinen Fehltritt längst erkannt und bereut“, sprach Constantin, „und büße ihn furchtbar genug. Sagen Sie mir doch, was mich noch weiter erwartet, welchem Schicksal gehe ich entgegen?“

„Beugen Sie sich bei Zeiten unter den Willen meiner Schwester“, entgegnete Leopoldina, indem sie sich zu ihm setzte, „oder erwarten Sie das Schlimmste.“

„Petrowna kann mich doch nicht tödten?“

„Und warum nicht? Sie gelten jetzt schon als todt. Man würde also gar nicht überrascht sein, wenn der Pruth eines Tages ihre Leiche auswerfen würde.“

„Sie scherzen wohl, so grausam kann Ihre Schwester nicht sein.“

„Petrowna geht nach meiner Ansicht viel zu gut

mit Ihnen um“, sagte Leopoldina kalt, „wissen Sie, was ich ihr gerathen habe? Ich habe ihr gerathen, Sie so lange zu foltern, bis Sie sich unterwerfen.“

„Das wären Sie im Stande?“

„Ich wäre noch mehr im Stande. Ich würde Ihnen unter keiner Bedingung mehr die Hand reichen, sondern mich mit dem Major vermählen und mich in der Hochzeitsnacht damit belustigen, Sie von ihm unter den grausamsten Martern tödten zu lassen.“

„Entsetzlich.“

„Also ergeben Sie sich“, rief Leopoldina, „aber ich erfriere. Adieu.“ Sie entfernte sich rasch und während unten Constantin sich von Frost und Todesangst geschüttelt auf sein Strohlager warf, eilte sie in das behaglich durchwärmte Speisezimmer, in dem schon der Major mit Petrowna beim Thee saß und erzählte lachend, wie sie Constantin in Schrecken versetzt hatte.

„Ich für meinen Theil bedaure, daß es nur ein Scherz bleiben soll“, sagte der Major, indem er seinen kurzen, mit Edelmarder besetzten Dolman über die Hüften herabzog, „ich würde wünschen, daß Sie mir diesen jungen Menschen im Ernste überlieferten.“

„Sie würden ihn wirklich mißhandeln?“ fragte Leopoldina, unter seinem dämonischen Blicke erschauernd.

„Es würde mir einen großen Genuß bereiten.“

„Aber wir sind ja nicht in der Türkei.“

„Leider.“

„Wissen Sie, Major“, flüsterte Leopoldina, „daß Sie mir jetzt gefallen, aber dabei fürchte ich mich auch ein wenig vor Ihnen.“

„O! Sie haben nichts zu fürchten, ich werde zu Ihren Füßen liegen wie ein Lamm“, sprach der Major, „beglücken Sie mich endlich durch eine gütige Entscheidung meines Schicksals. Sagen Sie mir, daß Sie mir gut sind, daß ich bei Ihren Eltern um Ihre Hand bitten darf.“

„Würde Sie das wirklich glücklich machen?“

„Sie können zweifeln?“

„Nein, so affektirt zu sein“, rief Petrowna ungeduldig, „so sag' doch endlich ja.“

„Also ja“, hauchte Leopoldina, „ich bin die ihre.“

„Wie steif!“ fiel Petrowna ein, nahm sie um den Leib, hob sie nicht allzu sanft vom Sessel und legte sie an die Brust des Majors, der sie von Glück strahlend in seine Arme schloß und küßte.

„Also da hätten wir endlich ein glückliches Paar“, rief Petrowna.

„Nun wirst Du aber auch Deinen Constantin in Gnaden aufnehmen“, sagte Leopoldina mit einem Eifer, der ihr sonst fremd war, „er ist genug gestraft worden.“

„Das ist meine Sache“, erwiderte Petrowna.

„Aber ich will, daß wir unsere Hochzeit an einem Tage feiern.“

„Und deshalb soll ich einen Mann nehmen, der mich nicht liebt?“

„Er liebt Dich.“

„Nun, wir werden ja sehen.“

Am folgenden Tage begab sich der Major, in voller glänzender Uniform, in den kleinen Holzpalaſt der Familie Pirowki und hielt bei dem alten Herrn um Leopoldina's Hand an. Dieſer ger'eth in namenloſe Verlegenheit, er ſagte nicht nein, aber er ſagte auch nicht ja, ſondern rief ſeine Frau. Dieſe verzog unmerklich den Mund, aber faßte ſich raſch und gab ihre Einwilligung.

„Gottlob!“ rief Herr Pirowki, „da haben Sie alſo auch meinen Segen.“

Abends kam der Major mit der freudigen Nachricht nach Slobudka und nun ſaß das glückliche Paar zuſammen auf dem Divan und er hielt Leopoldina umſchlungen und küßte ſie feurig, wie wenn ihre Lippen die erſten geweſen wären, die er berührt hätte. Petrowna ſah ihnen eine Weile zu, ſeufzte, ſprang dann auf, ging unruhig auf und ab, und verließ endlich mit energiſchen Schritten das Zimmer.

Fünf Minuten ſpäter ſtieg ſie, eine Fackel in der Hand, in Conſtantins Kerker hinab. Die blutrothe, mit Hermelin beſetzte Kazabaika, welche ſie trug, gab ihr, je nachdem man es nahm, zugleich etwas Königliches und Henkermäßiges. Ihre blonden Zöpfe fielen, im rothen Lichte der Fackel wie Gold ſchimmernd, über den Rücken und ſchaukelten ſich anmuthig über den Hüften. Sie befeſtigte die Fackel in einem eiſernen

King an der Wand und trat, finster blickend, die Lippen trotzig geschlossen, vor Constantin hin, der sich ehrerbietig erhoben hatte.

„Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu reden“, begann sie in einem Tone, der einer Semiramis alle Ehre gemacht hätte.

„Ich erwarte von Ihnen die Entscheidung meines Schicksals“, sagte Constantin, „Tod oder Leben.“

Petrowna lachte verächtlich. „Ich sehe, Ihr Starrsinn ist gebrochen“, sprach sie ruhig, „so wollte ich es haben. Ich bin zufrieden. Die Haft, welche sie ausgestanden haben, war nur eine gerechte und sogar milde Strafe für die Beleidigungen, welche ich von Ihnen erfahren habe. Ich habe gewaltthätig und vielleicht romanhaft gehandelt, aber so lange das Gesetz die Ehre eines Mädchens, an der dessen ganze Existenz hängt, nicht besser schützt, bleibt jenen, die ihren Ruf und mit demselben ihr Lebensglück vertheidigen wollen, nichts übrig, als zu Mitteln zu greifen, die einer barbarischen Zeit angehören. Ich habe Sie gestraft. Aber das genügt mir nicht. Ich will meine Ehre makellos hergestellt sehen. Ich will, daß Sie mir Ihre Hand reichen.“

„Ich bin glücklich, wenn ich es noch darf“, sagte Constantin rasch und freudig.

„Aber Sie wissen unter welcher Bedingung. Sofort nach der Hochzeit trennen wir uns, um uns nie wieder zu sehen.“

„In diese Bedingung werde ich niemals willigen.“

„Dann werde ich Sie tödten.“

Petrowna zog rasch aus der Tasche ihrer Kazabaika eine Pistole hervor, spannte den Hahn und setzte die Mündung auf Constantins Brust*). Er ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und rief mit einer Art fanatischer Begeisterung: „Tödten Sie mich.“

„Sie wollen mir nicht Ihre Hand reichen?“

„Ich will Ihr Gatte sein, Ihr Sklave, wenn Sie wollen“, fuhr er fort, „aber ohne Sie zu leben, das vermag ich nicht. Wenn Sie mir nicht vergeben können, wenn Sie mich für immer aus Ihrer Nähe verbannen wollen, dann ziehe ich es vor, von Ihrer Hand zu sterben. Tödten Sie mich.“

Petrowna sah ihn erstaunt an und setzte langsam die Pistole wieder ab.

„Wenn Sie mich lieben, weshalb haben Sie mich dann so tief, so unmenschlich gekränkt?“

„Weil ich zu leichtgläubig war, weil ich Diogen's Verleumdungen zu willig mein Ohr lieh.“

„Wie schwach und wie thöricht so ein Mann sein

*) Der Fall, daß ein Mädchen, das seine Ehre gekränkt sieht, ihren treulosen Anbeter mit Gewalt entführt und mit der Pistole in der Hand zwingt, sie zu heiraten, ist im slavischen Osten in Polen und Rußland, wie in Amerika wiederholt vorgekommen. Hier wie dort nimmt die Frau eine ganz andere Stellung ein, als bei den übrigen germanischen und romanischen Völkern, sie dominirt und es gibt nichts, was ihr nicht gestattet wäre.

kann“, murmelte Petrowna. „Ich schenke Ihnen das Leben“, fuhr sie fort, „und gebe Sie frei, aber Ihre Frau werde ich nicht.“

„Petrowna!“

„Fügen Sie sich. Vergessen Sie nicht, daß Sie noch immer in meiner Gewalt sind.“

„Petrowna“, rief Constantin, indem er flehend ihre Kniee umfaßte, „vergeben Sie mir, ich will Sie besitzen oder sterben.“

„Ich lasse mich nicht so leicht rühren“, gab sie zur Antwort, „ich bin nicht schwach und nicht leichtgläubig.“

„Dann sollen Sie mich zu Ihren Füßen sterben sehen“, murmelte Constantin, „geben Sie mir die Pistole.“

„Sie spielen Theater.“

„Geben Sie mir die Pistole.“

Petrowna sah ihn mit einem räthselhaften, fast übermenschlichen Blick an und reichte ihm langsam, wie wenn sie noch immer überlegen würde, die Pistole.

„Hier.“

„Sprechen Sie mein Todesurtheil.“ Er setzte die Pistole auf seine Brust, dort wo sein Herz heftig gegen die Rippen schlug. „Wollen Sie mein sein?“

„Nein.“

Eine Kapsel knallte.

In demselben Augenblick umschlang Petrowna den vor ihr Knieenden mit beiden Armen und schloß ihn mit heißer Gewalt an ihre Brust.

„In diese Bedingung

„Dann werde ich

Petrowna zog rasch

eine Pistole hervor,

Mündung auf Conr

ihr auf ein Knie

tischer Begeisterun

„Sie wolle

„Ich will

wollen“, fuhr

vermag ich

wenn Sie

wollen,

sterben.

¶

die Pi

dann

Ver

„...“, rief Petrowna,
„weiß ich, daß Sie
Ihnen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Auf Gnade und Ungnade.

„Läß' meine Fesseln nie, die schwerste wär's
der Strafen
Denn du bist Gott und Welt und Freiheit
meinem Sinn,
Den schönen, nackten Fuß setz' auf den Hals
des Sklaven,
Gebietetin, Gebietetin.“

Chateaubriand.

Diogen war seit Wochen der glühendste Anbeter seiner Frau, ihr Diener, ihr Sklave, er schien nur noch den einen Beruf zu haben, ihre Wünsche in ihren schönen, ruhigen Augen zu lesen, alle Uebel von ihr abzuhalten, weiche Teppiche unter ihre Füße zu breiten, damit die Steine, die auf jedem irdischen Wege liegen, ihr nicht wehe thun, ihr durch wallende Opferdünste jede Häßlichkeit der Welt zu verschleiern.

Jeden Morgen, wenn sie noch vom Schlafe hold geröthet in ihren seidnen Kissen ruhte, brachte er ihr ein frisches Bouquet, dann kniete er vor ihrem Bette und war beglückt, wenn ihr herrlicher Fuß, wie aus

weißem carrarischen Marmor von Canova's Meisterhand gebildet, unter dem schwarzen glänzenden Bärenfell, das sie bedeckte, hervorkam und er ihn küssen durfte. Er zog ihr die kleinen Pantoffeln an, er reichte ihr den mit Hermelin gefütterten und besetzten gelbseidenen Schlafrock, er bediente sie beim Frühstück, beim Diner und beim Abendessen; er plünderte, gleich einem römischen Cäsar, alle Welttheile, alle Reiche der Natur, um täglich die seltensten Delikatessen auf ihre Tafel stellen zu können.

Wenn sie ausging, folgte er ihr wie ein Diener und machte sie Besuche oder ging sie Abends in Gesellschaft, so stand er oft Stunden lang auf der Straße, in Kälte, Wind oder Regen und erwartete sie. Er besorgte alle ihre Einkäufe und jeder Wunsch, den sie aussprach oder den er errieth, war für ihn das Gebot einer Gottheit, das sofort erfüllt werden mußte. Sie erzählte ihm von einer Nachbildung der mediceischen Venus, welche sie in Florenz in einem Kaufladen gesehen hatte, an ihrem Geburtstage stand dieselbe, von prächtigen Cameliestöcken umgeben, in ihrem Salon, als sie früh aus ihrem Schlafzimmer trat. Diese Statue hatte ihn ein kleines Vermögen gekostet, aber es gab keinen Preis, den er nicht gezahlt hätte, nur um Nadeschda ein Lächeln abzugewinnen.

In einem Pariser Journal war ein Schmück geschildert, der für eine russische Großfürstin angefertigt

worden war, Nadeschda fand die Idee desselben reizend, vierzehn Tage später besaß sie denselben Schmuck.

Befand sich Diogen in der Gesellschaft seiner Frau, so genügte ein Blick von ihr und es war, als habe er den bestimmtesten Befehl erhalten, er wußte sofort was sie wollte und eilte, sie zu bedienen.

„Ich sehe“, sagte Nadeschda eines Abends lächelnd, „daß Du ungleich mehr Talent zum Anbeter als zum Ehemann hast. Ich gestehe, daß ich mit Dir zufrieden bin, mein theurer Sklave.“

„Glaube mir“, erwiderte Diogen lebhaft, „ich würde auch als Dein Mann nur Dein Anbeter sein.“

Nadeschda begann zu lachen. „Nun, wir können es ja einmal versuchen.“

„Scherze nicht“, sprach er, den Blick traurig gesenkt, „ich fühle bei aller Gnade, die Du mir erweist, doch was ich entbehre.“

„Und was entbehrst Du?“

„Die Ehe.“

„Du?“

„Ich. — Ich habe Dir ja wiederholt gesagt, daß ich ein Anderer geworden bin. O! Wie fühle ich es jetzt, daß es ein wahres Glück nur in der Ehe gibt!“

Nadeschda reichte ihm freudig beide Hände. „Das macht mich glücklich, Diogen, sehr glücklich.“

„Wirklich? Dann laß Dich erweichen! nimm mich wieder in Gnaden auf als Deinen Lebensgefährten Deinen Mann.“

„Ich ließe mich vielleicht bestimmen, aber die Welt — ich will Dich nicht kränken, will nicht wiederholen —“

„Genug, *Nadeschda*“, rief Diogen, indem er mit einer Art Begeisterung aufsprang, „ich weiß, was Du verlangst, ich habe Dich vor aller Welt beleidigt, ich muß Dir vor aller Welt Genugthuung geben.“

„So ist es.“

„Aber in welcher Weise?“

„Das ist Deine Sache.“

„Deute mir nur an —“

„Es muß etwas geschehen, wodurch Du Dich vor aller Welt in meine Gewalt gibst, auf Gnade oder Ungnade“, sagte sie ruhig, „und nicht allein vor der Welt. Du mußt wissen, daß ich noch nicht für Dich entschieden habe, und dennoch Dein Schicksal in meine Hände legen und demüthig erwarten, ob ich Gnade übe, ob ich Dich von mir stoße.“

„Ich verstehe“, murmelte Diogen, „und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein.“

„In keinem Falle darfst Du aber auf meine Gnade rechnen“, sprach sie mit einer Majestät, welche Diogen erzittern machte, „ich warne Dich bei Zeiten. Noch bin ich unentschlossen. Du hast mich schwer, Du hast mich namenlos gekränkt, versuche es, mich milde zu stimmen, aber vergiß keinen Augenblick, daß ich nicht hart oder grausam, sondern nur gerecht bin, wenn ich Dich in dem Augenblicke, wo Du vor mir im Staube liegst, mit dem Fuße von mir stoße.“

„Nadeschda, ich fürchte mich fast vor Dir.“

„Du hast auch alle Ursache dazu“, entgegnete sie streng, während aus ihren schönen Augen die Unerbittlichkeit eines unbestechlichen Richters sprach, „und nun verlaß mich.“

Er kniete nieder und küßte ihre Hand, die kalt wie Eis war.

Die Nacht, welche dieser seltsamen Unterredung folgte, brachte er so gut wie schlaflos zu, er machte hundert Entwürfe und gab sie wieder auf, sein Stolz kämpfte noch einmal gegen seine Liebe an, zuletzt behielt aber diese den Sieg. Als er sich am Morgen müde und zermalmt auf sein Bett warf, war seine Seele heiter. Er war entschlossen, er war zum äußersten bereit, wie Heinrich in Canossa.

Als er gegen Mittag zu Nadeschda kam, wurde er von ihr nicht empfangen, ebenso wenig am Abend. „Sie hat Recht“, sagte er zu sich selbst, „wir dürfen uns erst dann wiedersehen, wenn nichts Feindliches mehr zwischen uns steht.“ Er blieb zwei Tage zu Hause, am zweiten erschien Melbachowski bei ihm.

„Ich komme, um Ihnen die Dienste, die Sie mir geleistet haben, zurückzugeben“, begaun er, „ich weiß nicht, was sie vorhaben, aber ich höre, daß Sie sich vor Ihrer Frau demüthigen wollen, um ihre volle Verzeihung zu erlangen.“

„So ist es“, erwiderte Diogen ruhig und stolz.

„Nun, so erfahren Sie, daß unsere Damen be-

geschlossen haben, sich für alles Böse, was Sie dem schönen Geschlechte zugefügt haben, an Ihnen zu rächen und daß Nadeschda es übernommen hat, Sie zu bestrafen. Sie sind offenbar in eine schlimme Falle gerathen. Geben Sie Acht, daß Sie nicht lächerlich werden.“

„Ich danke Ihnen bestens“, antwortete Diogen, „und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich bei dieser Geschichte vielleicht unglücklich, aber gewiß nicht lächerlich werden kann. Meine Frau ist keine Kokette, sie ist ein Ehrenmann im Weiberrock und ich gebe mich ohne Furcht in ihre Hände. Ich weiß nicht, ob sie gnädig, ob sie strenge gegen mich sein wird, aber dessen bin ich gewiß, daß sie kein grausames Spiel mit mir getrieben hat.“ —

Melbachowski zuckte die Achseln.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, in dem Augenblicke, wo das Hochamt zu Ende war, die schöne Welt der Kreisstadt in reicher Toilette die Kirche verließ, um sich bewundern zu lassen und das Volk den Ringplatz füllte, erschien Diogen, bleich, erregt und baarhaupt auf den steinernen Stufen, über welche die Andächtigen herabströmten, und als Nadeschda, vom Kopf bis zum Fuße in schwarzen, zobelpelzbefesteten Sammt gekleidet, am Arme der Frau Birowki in der Thüre erschien und hinter ihr Petrowna, Leopoldina und Severina sichtbar wurden, warf er sich, wie ein Bettler, der um eine milde Gabe fleht, vor ihr auf

die Kniee nieder. Ein ungeheurer Auflauf entstand, aber er kehrte sich nicht daran.

„Seht hier meine Frau“, rief er, „die ich namenlos gekränkt, beleidigt, herabgesetzt und verleumdet habe, obwohl ich, wie Ihr mich da seht, nicht werth bin, daß nur ihr Fuß mich berührt und seht auch meine Reue, meine Buße. Kannst Du mir vergeben Madeschda, so vergib mir, ich flehe zu Dir wie ein Sünder zu einer Heiligen fleht, erbarme Dich, ich gebe mich, mein Glück, mein Leben in Deine Hände, Dir ergebe ich mich auf Gnade oder Ungnade. Sieh, hier liege ich, wie jene, die in alten Zeiten Kirchenbuße thaten, schreite über mich hinweg, nur vergib mir.“

Er warf sich vor ihr nieder, das Antlitz zur Erde.

„Da! seht den Weisen, den Weiberfeind, den Philosophen“, sprach Madeschda in der Freude des höchsten Triumphes, „ich habe versprochen, ihn zu bestrafen, und da ist er zu meinen Füßen, verliebt wie ein Narr und um Gnade bittend wie ein Verbrecher. Wie nun, Diogen, wenn ich Dir sage: dies ist Dein Platz, wenn ich Dich verlache und dann gleichgültig über Dich hinwegschreite?“

„So bist Du gerecht“, seufzte er, „ich habe nichts Besseres verdient.“

„Ich kann aber nicht gerecht gegen Dich sein“, fuhr Madeschda fort, „denn ich liebe Dich und habe immer nur Dich geliebt, steh auf, Dir ist vergeben.“

Er erhob sich auf seine Kniee und sie reichte ihm die Hand und zog ihn sanft zu sich empor.

„Ich will Dir eine treue Frau sein und Du —“

„Mich laß, so lang ich lebe, Deinen Sklaven sein.“

Sie umschlang ihn zärtlich und er barg sein Haupt beschämt an ihrer Brust.

Die Zuseher, die von dieser unerhörten Scene tief ergriffen bisher sprachlos zugehört hatten, brachen jetzt in lauten Jubel aus und begleiteten das seltsame Paar unter fortwährenden Beifallsbezeugungen bis zu Madeschda's Hause.

Mit diesem Ereigniß war aber das Ungewöhnliche, das die Bewohner der Kreisstadt sehen und hören sollten, noch lange nicht erschöpft.

Noch denselben Nachmittag bewegte sich bei hellem Sonnenglanz ein seltsamer Zug durch die mit Neugierigen dicht gefüllten Straßen von Diogen's Haus zum Ringplatz hin. Voran ritt ein Herold mit einer Narrenkappe auf dem Kopfe, ihm folgte die Musik der Husaren in türkischer Tracht, gleichfalls zu Pferde, dann kam ein engelschöner, blonder Knabe als Amor gekleidet, der auf einem großen, zahmen Bären saß und denselben mit Hilfe einer silbernen Kette lenkte. Hinter diesem sah man drei römische Triumphwagen daherkommen, welche von den Weiberfeinden, die alle Kränze mit riesigen Eselsohren trugen, gezogen wurden. Auf dem ersten Wagen, vor den Diogen, Erasm, Constantin

und Melbachowski gespannt waren, sah man Nadeschda, Severina, Petrowna und Frau Melbachowski stehen, alle lachend, schön, jede in eine mit Hermelin besetzte Kazabaita von anderer Farbe gekleidet. Ebenso war der zweite Wagen von Damen besetzt, während sich auf dem dritten die Faszikel und Folianten der Registratur der Liebe emporthürmten. Zwei Reiter mit Narrenkappen, von denen der eine auf einer hohen Stange einen riesigen Pantoffel, der andere eine Schlafhaube trug, schlossen den Zug.

In der Mitte des Ringplatzes war ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, den Pharinus mit einer Hellebarde bewachte. Vor diesem wurde Halt gemacht. Die Damen stiegen ab, die Herren wurden ausgespannt und die Faszikel und Folianten der Registratur rasch auf dem Scheiterhaufen aufgeschichtet. Dann bildeten alle einen großen Kreis um denselben und Diogen zündete ihn mit einer Fackel an. Als die hellen Flammen emporschlugen und die Registratur der Liebe zu verschlingen begannen, wendete sich Diogen zu den Anwesenden.

„Seht hier das Werk unserer Eitelkeit und Thorheit dem Feuer preisgegeben,“ sprach er, „die Weiberfeinde sind besiegt durch die Macht der Schönheit und der edeln Weiblichkeit.“

„Auch wir sind besiegt,“ rief Petrowna, „durch die Liebe.“

„Ich nicht,“ protestirte Fräulein Scharow, die

pöblich aus der Menge hervortrat, „ich bleibe eine Männerfeindin so lange ich lebe.“

„Amen,“ sagte Diogen.

Alle lachten.

„Wir sehen das starke Geschlecht zu unseren Füßen,“ sprach Nadeschda, „und wir halten das Szepter in der Hand. Haben wir unsere Rollen vertauscht? Ich denke nicht. Ich finde die Stärke nicht nur in männlichen Thaten, sondern auch im weiblichen Dulden, und es ist die Frage, auf wessen Seite die größere Kraft und der wahre Muth ist. Vielleicht ist gerade unser Geschlecht das starke, denn es versteht stumm zu leiden und sich lächelnd aufzuopfern, und die Dulder haben zu allen Zeiten die Tyrannen besiegt.“

Die Menge klatschte Beifall.

Acht Tage später wurde im Birovki'schen Holzpalast eine Doppelhochzeit gefeiert, der Major führte Leopoldina und Konstantin Petrowna heim. Man war sehr lustig und zuletzt tanzte sogar der alte Barde mit Frau Birovki einen Mazur.

Ende.

Im Verlage von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig erschienen ferner:

Initium fidelitatis.

Humoristische Gedichte

von

Ernst Eckstein.

Neunte Auflage. Eleg. brosch. Preis 1 Mark.

Ferner:

Aus drei Lebenskreisen.

Novellen

von

Burghardt von Cramm.

Eleg. brosch. Preis 4 Mark.

Inhalt:

Der Herr Assessor. Heute roth, morgen todt. Im Stifte.

Ferner:

Gepflauder.

Humoresken und Novelletten

von

Felix Silla.

Elegant broschirt. Preis 4 Mark.

Bei Joh. Friedrich Hartnoch in Leipzig erscheint:

Deutsche Dichterhalle

Organ für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Eust Edstein.

Monatlich 2 Nummern im Umfang von je 2 bis 2½ Bogen.

Abonnementspreis 2½ M. pro Quartal.

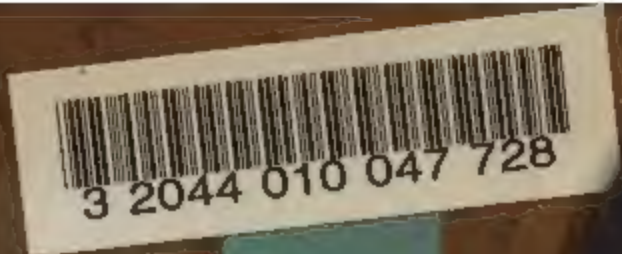
Mitarbeiter: Friedrich Bodenstedt, Moritz Carrière, Felix Dahn, Emanuel Geibel, Rudolf Gottschall, Julius Große, Karl Guklow, Robert Hamerling, Eduard von Hartmann, Hans Herrig, Paul Heyse, Franz Hirsch, Gottfried Kinkel, Paul Lindau, Albert Lindner, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm, Adolf Friedrich von Schack, Johannes Scherr, Julius Sturm, Fedor Wehl und viele andere hervorragende Autoren.

Die „Deutsche Dichterhalle“ läßt sich neben der Pflege der poetischen Produktion ganz besonders die des literarisch-kritischen Essays, der ästhetischen Studie und der biographischen Charakteristik angelegen sein. In den „Vermischten Mittheilungen“ wird über alle Vorkommnisse auf dem Gebiete der zeitgenössischen Literatur sorgfältig und zuverlässig Bericht erstattet. Der „Sprechsaal“ eröffnet der literarischen Debatte ein weites Feld, während die „Kurze Bücherschau“ eine vollständige Bibliographie auch derjenigen Novitäten bietet, die zu einer ausführlichen Besprechung keine Veranlassung liefern.





1/2 in 1 B...



turned to

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
AUG 09 1996
WIDENER
SEP 25 1996
BOOK DUE
WIDENER
SEP 4 1996
BOOK DUE
WIDENER
WIDENER
SEP 20 2000
BOOK DUE
CANCELLED

MAY 20 1998
MAY 20 1998

Handwritten red and black ink stamps and scribbles are present throughout the label area.



